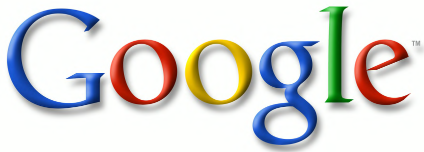
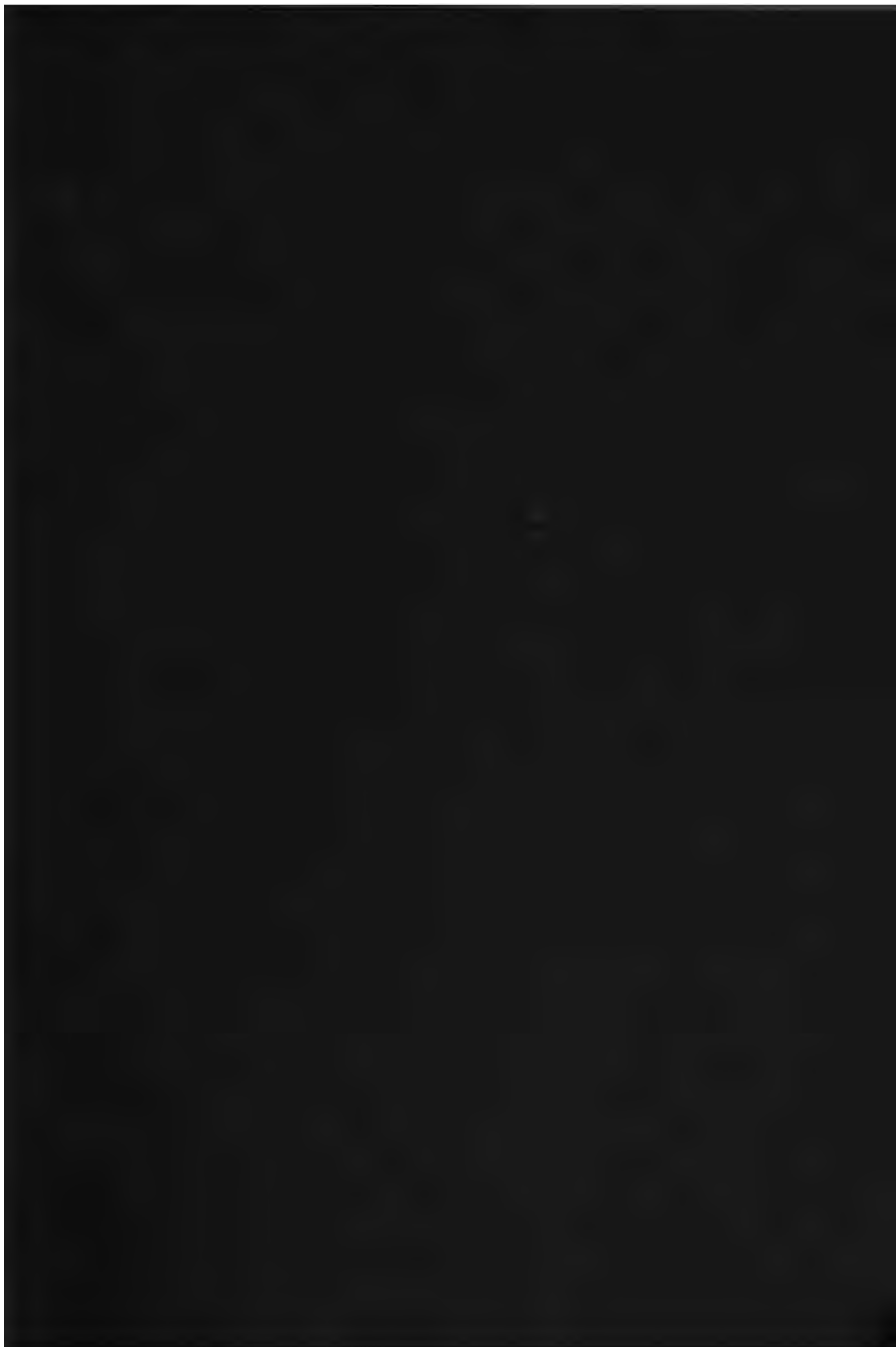


Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1905


SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO
ECCLESIAE





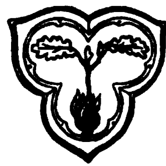


Jahrbuch

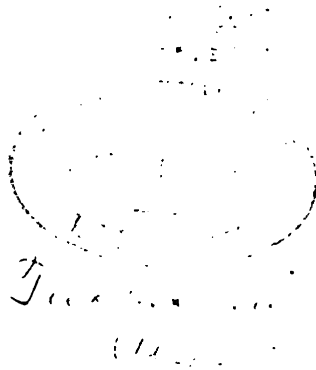
des

Freien Deutschen Hochstifts

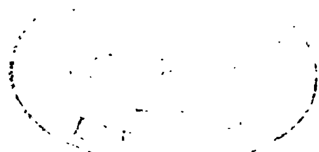
1905.



Frankfurt am Main.
Druck von Gebrüder Knauer.



Inhalt.



Inhalt.

I.

Aus den Lehrgängen.



Über Schiller
(besonders das Heroische in seiner Persönlichkeit und in seiner Dichtung).*)

Von Prof. Dr. Alfred Biese, Gymnasialdirektor in Neuwied.

Der erste Vortrag behandelte die Frage: „Wie ward Schiller, und was ist er uns noch heute?“ Das wahrhaft Klassische muß in ewiger Jugend blühen, oder es hört auf klassisch zu sein. Man hat das Hellenentum als eine überwundene Kulturmacht verdrängen wollen, und es erweist sich immer wieder als eine überwindende, die Geister bannende und zugleich innerlich befreiende Macht; die toten Symbole, zu denen man ihre Ideen in Mythologie und Dichtung stempeln wollte, beweisen immer noch ihre unverwüstliche Lebenskraft, weil sie in individueller Form das Allgemein-Menschliche, d. h. das Ewige ausprägen. Und auch unsere deutschen Klassiker, die schon hundertmal von heißstürmender Jugend totgeschlagen oder wenigstens totgesagt wurden, haben immer noch diese Jugend selbst überlebt, und aus frühreifen Schillerhassern werden auch heute immer noch reife Männer voll inniger Schillerverehrung. Und so wird auch das kommende Jahr mit seiner Jahrhundertfeier den glänzenden Beweis liefern, daß Schiller, den man 1805 ins Grab senkte, auch 1905 noch nicht tot und überwunden, sondern eine lebendig fortwirkende und die Geister überwindende Macht in der Gegenwart bedeutet. — Soll ich Schiller mit einem kurzen Schlagworte kennzeichnen, so drängt sich mir immer

*) Der Inhalt der Vorträge kann hier nur in knappen Umrissen gegeben werden. Der Festvortrag folgt im Wortlaut.

das Wort „heroisch" auf die Lippen. Er war ein Heros im Reiche der Geister, ein Heros in der Tat und im Leiden. — Leben, Denken und Dichten finden in dem Heroismus ihren gemeinsamen Grundcharakter; wir spüren überall den echten Helden, der mit dem Schicksal ringt, bis er es niederzwingt; daher ist er der geborene Dramatiker, der Tragiker, der nur wenige seinesgleichen hat. Aber wir spüren auch überall in seinem Leben, wie in seinen Schriften, die der Widerhall seiner geistigen und sittlichen Fortentwicklung sind, den mit sich selber ringenden und das eigene Ich bezwingenden, heroischen Charakter. Der Zug zum Großartigen, ja zum Übertriebenen ist früh bei Schiller vorherrschend; erst allmählich klärte sich auch dieser leidenschaftlich gärende Most; nicht vom Anfang an spiegelte sich in einem reinen, kristallhellen Gemüte die ewige Welt, sondern die gigantische Persönlichkeit entfaltete sich erst aus langem, gewaltigen Kampfe, der ihn die gemeine Wirklichkeit und das eigene Herz überwältigen ließ. — Bei ihm handelt es sich nicht bloß um eine ästhetische, sondern um eine ethische Persönlichkeit von seltener Hoheit; daher ist auch sein äußeres Leben, das von Kämpfen aller Art durchrüttelt und durchschüttelt wurde, gar nicht zu trennen von dem Wachstum des Innern; und wer sich darin versenkt, den muß es wie Erbauung, wie Andacht beschleichen.

Wer Schillers Leben und Dichten überschaut, der muß finden, daß das mannhafte Ringen der Persönlichkeit um die höchsten Ziele, ebenso wie das Ringen der Kräfte in seinen Dramen anschaulicher und dramatisch lebendiger als bei Goethe ist, und daher sollte man denken, daß sein heroisches Wesen und sein an inneren und äußeren Krisen reiches Werden viel leichter der doch gewiß kampfesfrohen und von Problemen durchschüttelten Gegenwart nahe zu bringen sei. Wenn man heute klagt über manches Morsche in unserer Jugenbildung und über die Zunahme sittlicher Verderbnis unter der Jugend, welches Dichters Macht und Kraft dürfte wohl in geschickter Deutung tiefer die jungen Herzen und Gewissen aufrütteln und zum Sittlichen hinlenken helfen als Schillers Ideenmacht und Sprachgewalt?

Er lebt in unserem deutschen Hause fort; vielleicht dort noch am lebendigsten, wo er in Einsamkeit neben Bibel

und Gesangbuch thront, denn im Reiche der sogenannten Gebildeten pflegt für Schiller und Goethe wenig Zeit zu sein, wenn sie nicht überhaupt schon als überwunden gelten, wie wohl besonders bei der blasierten studierenden Jugend, die, des Schillerschen Bannes frei, sich zu Nietzsche wendet. Aber auch die Literaturbewegung unserer Tage ist spröde diesem Genius gegenüber; einerseits gibt mancher übereifrige Goethe-Verehrer Schiller nicht, was Schillers ist; man verwirft sein verstiegenes Pathos, seine Sucht nach Reflexion, seine Rhetorik, oder man will überhaupt von einem Zusammenhange des Ästhetischen und Ethischen, von Erhebung und Erwärmung durch die Dichtkunst nichts mehr wissen; man will nackte Tatsachen des äußeren und inneren Lebens und verfällt dabei entweder in Elendspoesie oder in überreizte Seelenanalysen. Aber wir erleben es auch jetzt wieder, daß eine Rückwendung zum Ideal sich vollzieht. Der Idealismus ist eben nicht zu überwinden, doch kann er nur in heißer Arbeit, in schweren Mühen mit sich selbst erworben werden. Und in Schiller lebt das Ideal der Freiheit, darum muß man fragen: Sollte nicht vielen der Modernen, die am Kleinen und Unbedeutenden haften, Schillers großzügige Behandlung der großen Gegenstände der Menschheit, vielen, denen das Milieu und die nackte Tatsächlichkeit alles bedeutet, Schillers Darstellung erhabener Seelenvorgänge voll starken Wollens und heftigen Kämpfens eine Leuchte zu echter Kunst sein können? Goethe und Schiller leben und weben in dem Glauben, ein großer Dichter müsse auch ein geistig und sittlich großer, in freier Selbstbestimmung sich zum Höchsten emporringender Mensch sein, ja er sei der Mensch schlechthin, das ist aber nicht der Übermensch unserer Tage, der jenseits von gut und böse nur dem Eigenwillen des Größenwahns fröhnt.

Sollten Schillers erhabene Ideen nicht fähig sein, uns ganz anders zu fassen, als unsere modernsten Tragiker? Glaubt denn ein Urteilsfähiger heutigen Tages wirklich, Schiller sei als Dramatiker von Hauptmann, Sudermann, Halbe, Otto Ernst u. s. w. überwunden? Werden deren Gestalten jemals die eines Wallenstein und Tell und der Maria u. s. w. im Volke ersetzen? — Von Schiller aber geht eine Kraft jener Jugend aus, „die nie entfliegt“, und an seiner sittlichen Hoheit

und Größe kann jeder noch so selbstbewußte Mann sich erbauen und aufrichten. — Für den Kampf gegen Materialismus und Amerikanismus liefert niemand schneidigere Waffen als Schiller. — Was sucht ferner unsere Zeit mehr als willensstarke Persönlichkeiten, wie Schiller eine war? Und so mehren sich auch die Anzeichen einer Rückkehr zu Schiller.

Wir leben ja in einer Zeit, wo der Deutsche sich nicht mehr hinter den Ofen verkriechen darf, die Zipfelmütze sich übers Ohr ziehend, wo er nur Kirchturmpolitik treiben und die Welt von der Froschperspektive aus betrachten darf. Unser politischer und geistiger Horizont hat sich gewaltig erweitert, die Grenzen der Weltteile und Ozeane verschwinden immer mehr; der Deutsche muß großzügig, weitsichtig und tiefschauend sein, in kleinem Kreise wie im Reiche der Weltpolitik. Sollte nicht aus Schillers Werken auch dafür etwas zu gewinnen sein, der von seinem kleinen Weimar aus, in einer politisch erbärmlichen Zeit, seine Kreise über ganz Europa spannte und uns mit nachfühlendem, genialen Verständnis, mit derselben Sicherheit nach Madrid und Moskau wie nach England, Frankreich und nach Italien und in die Schweiz führt? Er leuchtet den Königen und Kanzlern wie den Armen und Bedrückten ins Herz; überall weist er hohe Probleme auf und entwickelt erhabene Gedanken.

Der zweite Vortrag, der als Festvortrag zum Geburtstage Schillers diente, behandelte „Schiller als dichterische und sittliche Persönlichkeit.“

Schiller wirkt nicht nur als ästhetische, sondern auch als ethische Willensenergie, das macht den gedankenreichsten auch zum volkstümlichsten Dichter. Ideen sind es, die seine Phantasie anregen und seinen Werken den tiefen Ernst aufdrücken. In den Balladen vereinen sich epischer Flug, lyrischer Schwung und dramatische Lebendigkeit mit hohen sittlichen Ideen. Den geborenen Dramatiker lassen schon „Die Räuber“ erkennen. Die Idee der Freiheit wird auch in den anderen Dramen verherrlicht; am großartigsten in ihrem Verhältnis zur Notwendigkeit in „Wallensteins Tod“. Aus einem Guß ist „Maria Stuart“. Ein gewagtes Unternehmen in der Zeit der Aufklärung war seine „Jungfrau von Orleans“. Ihre Gestalt

wußte er mit dem ganzen Zauber seiner Romantik und seiner wunderbaren Gestaltungskraft zu umkleiden. Wenn uns dagegen „Die Braut von Messina" im ganzen fremd anmutet, so sucht doch auch dieses Drama in seiner Sprachgewalt seinesgleichen. „Wilhelm Tell" ist ganz Geist von unserem Geist, hier ist uns ein Volkstum geschildert, mit dem wir uns mit jeder Faser unseres Herzens verwandt fühlen. Schiller selbst, der fühlte, daß er mit Tell eine dauernde Tat vollbracht habe, schrieb darüber an Körner: „Ich fühle, daß ich nach und nach des Theatralischen mächtig werde." Noch einmal trat seine große dramatische Kraft in seinem „Demetrius"-Fragment hervor, und wer es nach ihm versucht hat, dieses Werk im Schillerschen Geiste zu vollenden, ist daran gescheitert. Der hohe Ernst und die Großzügigkeit des Ideenreichtums sind dem Lyriker und dem Dramatiker eigen, und damit haben wir auch den Kern der sittlichen Persönlichkeit Schillers bezeichnet. Sein sittlicher Adel war begründet in Willenskraft und Freiheitsdrang und wußte sich in allen Lebenslagen zu behaupten.

Unsere ganze deutsche Bildung ist durchdrungen von Schillerschen Gedanken, und die Betrachtung seiner Werke und seines Lebens ist unablässig fähig, Licht auch in ein dunkles Herz zu werfen und den Willen für den Kampf um das Gute und Hohe zu stählen. Sich selbst zu bestimmen und das Gute um des Guten willen zu tun, ist das edelste Vorrecht des Menschen. Schiller war einer der seltenen Menschen, denen die Götter das Geheimnis, daß Schönheit und Wahrheit dieselbe Göttin sei, und daß die Vernunft das einzige Heil sei, das den Menschen gegeben ist, offenbart haben. Den Grundsatz: „Ein edler Mensch denkt an sich selbst zuletzt" hat er auf sein ganzes Leben übertragen. Von seiner sittlichen Persönlichkeit, die mit eiserner Energie menschliches Leiden niederkämpfte, ging ein unwiderstehlicher Zauber aus. Wenn der junge Voß einmal erklärt: „Er hat mich zu einem freieren, besseren Menschen gemacht," so haben das zahllose Menschen, die sich in sein Leben und seine Werke vertieften, an sich ebenfalls erfahren. Für ihn hatte das Gute nur Wert, wenn es aus freier Liebe zum Guten geboren ward. Das Geheimnis der Persönlichkeit Schillers ist der sittliche

Heroismus, der die Schranken der Sinne überwindet und die Angst des Irdischen von sich wirft, um von dem engen Leben sich in das Reich des Ideals zu flüchten.

Der dritte Vortrag behandelte „Schillers Verhältnis zu Natur und Kultur".

Wort und Begriff „Natur" haben ihre mannigfach verzweigte, höchst interessante Geschichte. Bald ist es der Kosmos, die Welt, bald die in dieser wirksame Kraft, bald das landschaftliche Ganze, das nach dem verschiedenen Zeitgeschmack weitere oder engere Grenzen hat, bald der Gegensatz zu allem Gemachten und Gekünstelten, das der Menschenhand oder dem Menschengeist entsprungen ist.

Es gab Zeiten, in denen die Natur vergöttlicht, und andere, in denen sie als Quelle der Sünde gemieden und geflohen wurde; in den verschiedenen Weltanschauungen und Kulturbewegungen spiegelt sich auch das Bild der Natur auf das mannigfachste wieder. Anders empfand eine Zeit, in der die Natur nur ein Bilderbuch von der Schöpferkraft Gottes bedeutete, anders eine Zeit, in der das Weltbild eines Kopernikus und Kepler und Newton alles Denken und Empfinden des Naturganzen beherrscht und in der Teleskop und Mikroskop von einer unendlichen Vielgestaltigkeit Zeugnis ablegen; Naturerkenntnis und Naturempfinden haben sich allezeit gegenseitig beeinflußt. Die Naturanschauung ist entweder religiös (theistisch-pantheistisch) oder kosmisch-naturwissenschaftlich oder ästhetisch; mit dem Ästhetischen aber verbindet sich in den vergangenen Jahrhunderten, bis in unsere Tage hinein, schier unlöslich das Moralische. — Wenn Rousseau die Kulturmenschheit aus Verzerrung und Unnatur zur Natur zurückrief, so ward er nicht nur der Neuschöpfer des ästhetischen Genusses an der Natur, der Erwecker des Gefühls für das Romantische in der Gebirgswelt, sondern es sprach auch die „erhöhte moralische Seele" des Naturpropheten mit. Durchsättigt von Rousseauschen Ideen sind auch die deutschen Stürmer und Dränger, sind Herder, Goethe, Lenz, Leisewitz, Schiller. — Bei Schiller aber überwog allezeit das reflektierende moralische Verhältnis zur Natur über das ästhetisch-landschaftliche; der Zug zur Abstraktion entzieht ihn dem Konkreten und läßt die Idee über

die Wirklichkeit triumphieren. Er wäre aber kein Dichter, wenn ihn nicht trotzdem Naturliebe beseelt hätte; ihre Ausdrucksform jedoch ist mehr allgemeiner Art; von einer innigen Versenkung in die Reize der Erscheinungswelt, von einer Sympathie mit den Brüdern in Busch und Wald und Flur spüren wir bei ihm herzlich wenig. Man mag sich vielleicht wundern, daß der so empfängliche und aufgeweckte Knabe in dem romantisch düstern Tannenwaldtal von Lorch und unter dem Einflusse einer nach Art der Naturandacht und Naturschwärmerei eines Klopstock empfindenden Mutter nicht ein innigeres Naturgefühl sein Leben lang bewahrt und gepflegt hat; aber einmal drängte der militärische Drill der Zwangsanstalt, in der er seine Erziehung erfuhr, solche weiche Schönseligkeit zurück, andererseits trug ihn der hohe Ideenflug immer gar zu bald von der Erde hinweg zu den lichteren Höhen des reinen Gedankens. Es kann kein deutlicheres Bekenntnis über sein Verhältnis zur Natur gedacht werden als der Brief vom September 1789, wo es heißt: „Nie hab' ich es noch so sehr empfunden, wie frei unsere Seele mit der ganzen Schöpfung schaltet — wie wenig sie doch für sich selbst zu geben imstande ist, und alles, alles von der Seele empfängt. Nur durch das, was wir ihr leihen, reizt und entzückt uns die Natur." Schiller ging wenig ins Freie; er war kein Wanderer wie Goethe; unablässig fleißig saß er lieber bei seiner Arbeit und hing seinen Gedanken nach; die Natur lieferte ihm für diese die Gegenbilder. So ist ihm die Natur der Inbegriff nicht nur ästhetischer Schönheit, sondern vor allem sittlicher Einfalt und Reinheit und Güte. Echt rousseauisch ist der Gedanke, daß die wahre Freiheit nur auf den erhabenen Höhen des Gebirges thront, in dem Äther, wo der Weih sich wiegt, ja daß der Mensch mit seiner Leidenschaft, mit seinen Schmerzen und Mühseligkeiten und Nichtigkeiten die hehre Natur gleichsam entweiht. — Seine dichterische Phantasie aber war so lebendig und so stark, daß er auch die Schweiz nach den Werken Tschudis und nach den Berichten Goethes sich greifbar vorzustellen und getreu zu schildern vermochte. Die ausführlichste landschaftliche Schilderung bietet der „Spaziergang". Alle Gedanken von Kultur und Natur sind hier aufs herrlichste verknüpft. Dieses Gedicht, von dem ein Wilhelm

von Humboldt begeistert war, gibt gewissermaßen ein Bild von der Entwicklung der ganzen Kultur, die schließlich zur Überkultur, zur Revolution und wieder zur Rückkehr nach der Natur führt. Wie der Mensch zwischen sich und der Natur keinen Riß schaffen soll, denn er ist ja selbst ein Stück der Natur, so soll auch die Kultur nur eine Blüte der Natur sein, fest begründet auf ihren urewigen Gesetzen, auf ihrer Ordnung, Erhabenheit und Schönheit.

Auf die Frage, wie sich Schiller eine Kultur dachte, geben seine philosophischen Abhandlungen die Antwort. Kant und ihn kann man als die Begründer dessen bezeichnen, was wir heute unter ästhetischer Kultur begreifen. Es ist fesselnd, zu verfolgen, wie bei Schiller die sittlichen Begriffe Kants fruchtbar gemacht werden für das Ästhetische, so daß dieses als selbständiges Glied in der Kette der menschlichen Bildungsfaktoren erscheint. Er bewundert den Pflichtbegriff bei Kant, aber er mildert dessen Darstellung. Genau wie Kant will auch er Freiheit und Selbstbestimmung; während dieser aber die Würde des Pflichtbegriffs betont, fügt Schillers Enthusiasmus diesem Begriff die Anmut zu, die Freudigkeit im sittlichen Wandel. Er will nicht als Sklave des Sittengesetzes, sondern als Held der Selbstbestimmung handeln können. Diese große Idee der Selbstbestimmung strahlt uns aus gewissen Erscheinungen der Natur entgegen, und diese nennen wir Schönheit. Die ästhetische Kultur erscheint bei Schiller als durchaus selbständig, wenn sie auch die denkbar innigste Beziehung zum Moralischen hat. Wir würden nicht ästhetische Wesen sein, wenn wir nicht unserer ganzen Anlage nach moralische Wesen wären. Er unterscheidet die Körperschönheit, Anmut, und die geistige Schönheit, Würde, jene macht dem Urheber der Natur, diese dem Besitzer Ehre. Mit dramatischer Lebendigkeit weiß Schiller diesen Widerstreit von Pflicht und Neigung in seiner Abhandlung „Vom Erhabenen" darzustellen. Die „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen" sind ein Denkmal der Übereinstimmung der drei großen Geister Kant, Goethe und Schiller. Ethik, Ästhetik und Geschichtsphilosophie reichen sich hier die Hände. Bei Schiller ist nur der Dichter der wahre und eigentliche Mensch, nur von ihm ist für die Sache der Menschheit Ernsthaftes und Heilsames zu erwarten. Zu einer

Geschichtsphilosophie der Dichtung im Umriß gestaltete sich unter Schillers Hand die Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung". Auch sie ist ganz erfüllt von dem Gedanken an die hohe Aufgabe, welche die Poesie im Kulturleben der Menschheit zu lösen hat.

Der vierte Vortrag behandelte „Schillers Darstellung des Tragischen".

Wie die Tragödie den Gipfel der Kunst bezeichnet, so ist auch das Problem des Tragischen das schwierigste der Ästhetik. Seit Aristoteles ist man nicht müde geworden, es je nach Zeitgeschmack und Weltanschauung zu deuten. Lessing erwies sich auch hier als Bahnbrecher.

Wie Lessing bleibt auch Schiller in der Theorie des Tragischen noch befangen in moralischen Begriffen. Schiller schaltet ähnlich wie Mendelssohn und nach ihm Lessing die Furcht bei der Auffassung des Tragischen aus und spricht von Rührung oder von dem Pathetischen, das jenes in uns errege, betont also das erhebende Moment, das in dem Trotz und der Treue gegen die eigene Sache liegt, neben dem niederdrückenden Moment, das in dem Leiden einer edelgerichteten oder großen Natur sich uns darbietet. Und fürwahr, das Tragische hat das mit dem Erhabenen gemein, daß es ein Wehsein und ein Frohsein in sich schließt, aber mit dem Pathetischen ist jenes und mit der sittlichen Erhabenheit ist dieses nicht erschöpft. Mag also auch Schiller in der begrifflichen Darlegung des Tragischen uns heute nicht mehr befriedigen, so ist er um so vortrefflicher als Führer in der Darstellung des Tragischen selbst, und wir können dessen Wesen und Wirkung nach unserer heutigen ästhetischen Grundanschauung wohl aus seinen Tragödien abzuleiten versuchen. Das Problem des Tragischen lösen, würde bedeuten, das Menschheitsproblem selber lösen. Denn die Tragödie ist ja ein Abbild des Lebens in seinen Höhen und in seinen Tiefen, in seiner Harmonie und in seiner Dissonanz; ja gerade das Rätselhafte, Unerklärliche, das Furchtbare, Entsetzliche in unserem Leben bringt sie zur Anschauung neben dem Hoheitsvollen, Großen, Hehren, Heiligen. Die Tragödie ist so recht ein Kind des Doppelsinnes unseres Lebens, das, wie der

Mensch in seiner Wurzel als geistig-leibliches Wesen zwiespältig ist, nun auch diesen Charakter des Unvollkommenen und des Widerspruchsvollen bewahrt. Diesen Riß, der durch unser Sein hindurchgeht, stellt gerade der tragische Dichter in voller Schärfe dar. Der antike Mensch stand unter dem Eindrucke einer dunklen, unbegreifbaren Macht, eines Verhängnisses, das auch blind waltet und den Schuldlosen wie den Frevler ins Verderben reißt. Der moderne Geist trägt den Stempel der Freiheit; er will auf eigenen Füßen stehen und sein Wesen aus sich selber erklären; der Charakter ist das Schicksal des Menschen. Eine Tragödie soll kein Lehrgedicht sein, das ein philosophisches System aufbaut, sondern sie will uns die Wirklichkeit zeigen mit ihrer Stärke und ihrer Schwäche, mit ihren Gipfeln und ihren Abgründen, mit ihren großen Fragezeichen. So schwanken denn auch die heutigen Theorien der Ästhetiker über das Tragische hin und her; die einen wollen unbedingt Schuld des Helden für seinen Untergang, so daß Vergehen — sei es Ehrgeiz, Herrschsucht, Überhebung — in dem Tode ihre Sühne finden, andere wieder fordern unschuldiges Leiden und unschuldigen Tod. Wieder andere wollen ebensoviele Erhebung wie Niederschmetterung in der Tragödie finden, wollen im Schauer süßen Mitgefühls den sturmbedürftigen, doch vom Lebenszwange beklemmten Sinn erleichternd reinigen; und wieder andere wollen nur einen neuen Beweis haben für das Elend und die Trostlosigkeit des menschlichen Daseins, das unverständig und unverständlich in seiner Wurzel und in seinem Gipfel sei. Dem Heroismus der Schillerschen Lebensauffassung und seinem Idealismus entspricht es, daß auch in seinen Tragödien der Nachdruck in dem Bestreben liegt, die Größe der moralischen Widerstandskraft an der Größe des Leidens zu messen und somit die sittliche Freiheit gegenüber aller Naturmacht, die Herrschaft der Vernunft über die Sinnlichkeit triumphieren zu lassen.

Das Tragische ist so weit und reich und tief, daß es sich nicht auf eine Formel bringen läßt, weder in dem unaufhörlich in neue Formen sich wandelnden Leben, noch in der unerschöpflichen Phantasie des Dichters. Auch bei Schiller gewinnt es die verschiedensten Gestalten.

Schuldlos, in tragischem Seelenkonflikt, sinkt Max Picco-

lomini, mit ihm Thekla, in den Tod; schuldlos schuldig, an innerem Widerstreite geht Johanna zu grunde, doch der Tod ist ihr willkommen, eine Lösung des Konfliktes und eine Erlösung zugleich, wie in pessimistischem Sinne die Ablösung vom Leben, die Vernichtung des Seins, Talbot mit Befriedigung begrüßt, und wie Maria, innerlich geläutert, büßt, was einst ihr heißes Herz gefehlt hat. Es gehen die einzelnen unter als Opfer der Widerstände einer beschränkten Zeit und einer verderbten Welt in „Kabale und Liebe" und im „Don Karlos", aber die Idee überlebt sie, weil sie an innerer Wahrheit und Kraft unsterblich ist. Wohl aber kann man von frevelnder Überhebung reden, wenn die Größe sich selbst das Grab gräbt, um freilich das Verbrechen mit dem Tode zu sühnen, in Karl Moor, Fiesko, Wallenstein und Don Cesar. Bei näherer Betrachtung im einzelnen zeigt sich uns Schiller in der Darstellung des Tragischen auf derselben Höhe als realistischer, psychologisch-scharfsichtiger Zeichner tragischer Situationen, tragischer Konflikte und tragischer Verhängnisse wie als großzügiger Dolmetscher hoher sittlicher Ideen.

In der Milieuzeichnung, ja auch in der Seelenanalyse mag die heutige Dichtung ihn erreicht oder auch übertroffen haben — aber weit zurückgeblieben ist sie in Erfassung echter großer Menschheits-Tragik. Ich wenigstens muß gestehen, daß ich z. B. im Fuhrmann Henschel bei Hauptmann nur einen erbarmungswürdigen armen Teufel sehen kann, auf den das Schicksal herunterhämmert, so daß er dumpf und stumpf stillhalten muß, bis es ihm zu viel wird und er sich erhängt, aber er ist nimmermehr ein tragischer Held. Der bis ins einzelne getreuen Milieu- und Elends-Dichtung, in der wir die Schärfe der Beobachtung bewundern müssen, fehlt eben der große Horizont einer tieferen Weltanschauung; wir haben nur Engigkeit, keine Weite, nur Vordergrund und keine Ferne, wir haben nur Größe im Kleinen und Kleinlichkeit im Großen, während Schiller immer im Menschen die Menschheit, im tragischen Schicksal des einzelnen die Tragik unseres ganzen Wesens und Seins darstellt.

Der fünfte Vortrag behandelte „Schiller und Goethe in Auffassung und Darstellung des Lebens".

Im Sommer 1788 kamen beide Dichter im Lengefeldschen Hause in Rudolstadt zum erstenmale in persönliche Beziehung. Goethe, der aus Italien mit „Tasso“ und „Iphigenie“ und mit neuen geklärten und reifen Kunst- und Lebensanschauungen zurückgekehrt war, sah in Schiller nur den unreifen und unsympathischen Verfasser der „Räuber“, und in Schiller selbst kämpften widerstreitende Gefühle. Erst 1794 fügte es der Zufall, daß sie sich in ungeahnter Weise verständigten und einander gerade in ihrer gegensätzlichen Betrachtungsweise erkannten, um den gemeinsamen Berührungspunkt blitzartig aufleuchten zu sehen. Aus einer Sitzung der Naturforschenden Versammlung heimkehrend, unterhielten sie sich noch längere Zeit über die Frage der Naturerkenntnis. Zunächst aber blieb immer noch der Stachel eines gewissen „liebenden Grolles“ zurück, bis Schiller in dem berühmten Briefe vom 23. August 1794 die Summe der Goetheschen Existenz zog. So erkannten beide endlich, wie viel der eine dem anderen gerade infolge der Verschiedenheit sein könne, und ließen, nachdem sie sich gefunden, nicht mehr voneinander los, da sie von entgegengesetztem Ausgangspunkte aus doch demselben Ziele zustrebten, nämlich der Pflege und künstlerischen Darstellung eines höheren, reineren Menschentums. Schiller ging die Neigung oder auch die Fähigkeit ab, das Erlebte rasch in dichterische Form zusammenzufassen, die Stimmung der Stunde in ein Bild zu verdichten. Goethe hatte eine völlig andere Art, das Leben künstlerisch darzustellen; er ist der geborene Lyriker; er dichtet in der Anschauung und im Drange des Gefühls. Über seine Lyrik können wir in Kantischer Ausdrucksweise sagen: Alle Anschauung ohne Empfindung ist blind, und alle Empfindung ohne Anschauung ist leer. Bei Schiller würde es lauten: Alle Anschauung ohne Gedanken ist blind, alle Empfindung ohne Ideen, aber auch alle Gedanken ohne Anschauung sind leer.

Im Gegensatz zu Goethe hütet sich Schiller, Persönliches darzustellen, er beurteilt alles Dichterische nach seinem gedanklichen und sittlichen Gehalt. Er weist auch für sich eine Lyrik ab, die das Interesse der eigenen Entlastung verfolgt. Ihm ist kaum ein sangbares Lied gelungen. Das Naturleben mit seinen dämonischen Reizen fesselt Goethe in erster Linie, Schiller wird von dem Menschenleben und seinen

heroischen Taten angezogen. Jener zieht die Nährwurzeln seiner Kraft aus den Tiefen des Unbewußten, dieser hebt alles, was er darstellt, in das helle Licht des bewußten Gedankenlebens, in den Glanz hoher sittlicher Ideen, ihm bleibt der Mensch Ausgangs-, Mittel- und Höhepunkt. Die Gesinnung ist es, die uns in Bann schlägt. Bei Goethe ist es vor allem die geheimnisvolle, Natur und Geist in eins verschmelzende Stimmung. Bei Schiller sind diese beiden Mächte, die unser Sein umschließen, in stetem Kampfe. Goethe fühlte sich immer als ein Herz und eine Seele mit seiner Allmutter Natur und blieb zeitlebens ein „Wanderer"; Schiller bannten die unermüdliche Arbeitslust und die Kränklichkeit ans Zimmer; er saß am liebsten in der warmen Stube und nahm seine Wege durch der Zeiten Räume, durch die Kulturgeschichte der Menschheit.

Es ist bezeichnend, daß bei keinem deutschen Dichter auch nur annähernd so reich und mannigfach wie bei Goethe jene Metaphern blühen, die die Natur beseelen und durchgeistigen, und bei Schiller umgekehrt jene Metaphern, die das Geistige versinnlichen. Goethes Art ist ruhig, besonnen, tief und einfach, gediegen und voll Kraft, ohne daß die Anstrengung der Nerven sichtbar ist. Schiller war anfangs exaltiert, ohne Ruhe; unter dem Einflusse der Antike und Goethes sänftigte und mäßigte er sich, aber immer behielt seine Dichtung den begeisterungsvollen Zug zum Hohen und Heroischen.

Auch als Dramatiker verraten die beiden Dichter dieselbe Verschiedenheit. Goethe ist auch hier ganz Hingabe an die Natur, an die Wirklichkeit, Schiller ganz drängende Kraft, die alles Wirkliche der Idee unterordnet, der Darsteller kraftvollen Handelns, schuldvollen Leidens und sühnenden Todes, und Goethe der Seelenmaler, der glättet und mildert und sänftigt! Wie steht es aber tatsächlich mit der Darstellung des tragischen Endes bei beiden Dichtern? Schiller führt es folgerichtig mit Heroismus durch, aber er weiß doch mehr Versöhnung und Erhebung darüber zu breiten als Goethe.

Goethes männliche Gestalten haben etwas Weiches und Weibliches an sich und unterliegen so mehr der Gefahr, sich selbst zu zerstören oder durch die rauhe Wirklichkeit zerstört

zu werden. Bei Schiller dagegen haben auch die Frauen etwas Hochgemutes, Hochherziges, Tapferes; ihr starkes Herz bleibt fest im Leiden und im Untergang.

Schiller und Goethe sind, jeder in seiner Art, nicht nur groß in dem, was sie unterscheidet, sondern in allem, was sie in Lebensauffassung- und Darstellung vereinigte und im Laufe einer immer innigeren Freundschaft mehr und mehr zusammenschloß. Sie waren selbst überrascht, wie nahe sich ihre Gedanken über Kunst und Kunsttheorie berührten. Ihnen beruht die Kunst auf den Grundfesten der Erkenntnis. Sie sind idealistisch, indem sie dem bloß Natürlichen entsagen und dessen Erhöhung durch das Geistige fordern, sie sind realistisch, insofern sie von der Überzeugung durchdrungen sind, gerade durch diese künstlerische Gestaltung der Dinge würde der wahre Sinn der Dinge enthüllt. — So wird für beide Schönheit Seele, das Künstlerische das anschaulich gewordene Prinzip des wahrhaft und eigentlich Menschlichen. So schreibt denn Goethe, nachdem er die ästhetischen Briefe Schillers gelesen hat: „Wie uns ein köstlicher, unserer Natur analoger Trank willig hinunterschleicht, so waren mir diese Briefe angenehm und wohltätig.“ Er findet in ihnen viel, ja fast völlige Übereinstimmung mit seiner Denkungsweise und sich neu gestärkt und gefördert, und ruft dem Freunde zu: „Wir wollen uns also mit freiem Zutrauen dieser Harmonie erfreuen.“ „Ein neuer Frühling sei über ihn gekommen,“ bekennt Goethe; ja, „Sie haben mich wieder zum Dichter gemacht“; und Schiller selbst hörte nicht auf, den älteren, reiferen Freund als den reicheren, umfassenderen, in seinem Schaffen naiveren, unmittelbareren Geist zu verehren, mochte ihm selbst auch ein weit rauschenderer Beifall für seine Bühnenwerke werden als der stilleren, beschaulicheren Seelenwelt seines großen Genossen. In den zehn Jahren, wo beide einander nahe standen in stetem neidlosen Verkehr und Gedankenaustausch, der nur das eine bezweckte, ihre Kunst immer mehr zu vertiefen und zu läutern, da wußten sie beide nicht, wer dem anderen mehr gäbe oder wer mehr nähme: es war eine Herzens- und Geistesgemeinschaft ohnegleichen. Und als der Tod sie zerriß, da klagte der Überlebende, er habe die Hälfte seines Lebens verloren. —

Solche Geister wie Goethe und Schiller, in einer Einheit gedacht, lassen uns das Göttliche ahnen und lehren uns, an dieses glauben, an das wahrhaft Dauernde, von dem in ihnen sich ein Bruchstück verkörpert hat. Sternenhell glänzt uns unser Dioskurenpaar vor, „unendlich Licht mit ihrem Licht verbindend". Möchte ihr Licht immer tiefer in die Herzen unseres Volkes dringen!

Die Rekonstruktion antiker Kunstwerke.

Von Professor Dr. Bruno Sauer in Gießen.

Das Verlangen, trümmerhaft erhaltene Werke des Altertums zu ergänzen, in ihrer ursprünglichen Erscheinung zu rekonstruieren, ist fast so alt wie das Interesse für die Antike, hat aber manche Wandlungen durchgemacht. Die großen Künstler der Renaissance hatten Scheu getragen, die Reste bedeutender Kunstwerke durch Zutaten ihrer eigenen Hand zu scheinbar ganzen und echten Antiken umzuschaffen; bald aber verlor sich diese Enthaltsamkeit: Ergänzungssucht und Ergänzungsroutine beherrscht, ungestört durch wissenschaftliche Beratung, das 17. und 18. Jahrhundert. Die eigentliche rekonstruktive Archäologie, die ihre Erfolge dem methodischen Zusammenwirken des Künstlers und des Gelehrten verdankt, ist ein Kind des 19. Jahrhunderts und ist jetzt in eine Epoche besonders eifriger Tätigkeit eingetreten.

I. Mathematische und mechanische Rekonstruktion.

Ein charakteristischer Vorzug dieser modernen Rekonstruktionstätigkeit ist die sorgsame und vielseitige Ausbildung und Ausnützung der elementarsten, aber sichersten Praktiken, des strengen Messens und Berechnens, des Zusammensuchens und mechanischen Zusammensetzens. Es sind Praktiken, die dem Architekten von jeher gewohnt, dem Künstler unbequem, dem Kunstgelehrten ursprünglich ganz fremd waren, die demnach keiner besser lehren und verbreiten konnte als der Architekt. So sind die neueren, oft erstaunlichen Rekonstruktionen von Werken der bildenden Kunst erst möglich geworden durch die vorbildliche Arbeit und die glänzenden Erfolge der architektonischen. Mit genauen Aufnahmen, mit Teilrekonstruktionen besonders von Grundrissen und Systemen des Aufbaues nicht

Anm. Der Bericht beschränkt sich, da Abbildungen nicht beigegeben werden konnten, auf das Nötigste.

zufrieden, pflegt der Architekt das ganze Bauwerk in seiner ursprünglichen Gestalt zeichnerisch darzustellen. Er wagt sich weiter, indem er die einzelnen Stadien seiner Baugeschichte bildlich fixiert, vom einzelnen Bau zu größeren Komplexen, heiligen Bezirken, ganzen Städten, von Einzelbildern solchen Umfangs wieder zur Darstellung ihrer historischen Entwickelung weiterschreitet — das alles wesentlich mit derselben exakten Methode im Großen wie im Kleinen, die seinen Rekonstruktionen die überzeugende Kraft verleiht. Auf so solider Grundlage mag schließlich auch die Konjektur sich betätigen, indem sie unzureichende Reste durch Analogien erläutert, aus erhaltenen Bauten auf ursprüngliche, nicht zur Ausführung gekommene Projekte zurückschließt (Propylaeen der athenischen Akropolis), und es mag in günstigen Fällen (Haus der Vettier, Niketempel, Erechtheion) der zeichnerischen Rekonstruktion die wirkliche Wiederaufrichtung von Gebäuden folgen.

Im Gebiete der bildenden Künste entspricht diesem Verfahren zunächst das Zusammensuchen und geduldig wiederholte Zusammenpassen der Trümmer, das auf dem Ausgrabungsfeld mit sorgsamer Beobachtung der Fundumstände beginnt und in der Museumswerkstatt weitergeführt wird. Vasen, marmorne und eherne Figuren erstehen so zuweilen vollständig aus zahllosen Scherben und Brocken. Die berühmte Vase des Klitias und Ergotimos (Françoisvase) ist so zu einem Ganzen geworden und, nach ihrer Zertrümmerung durch einen Rasenden, neuerdings auf dieselbe Weise wiedererstanden. Das kolossale Marmorbild vom Maussoleum, das gewöhnlich als Porträt des Maussolos gilt, wurde aus mehr als 60, die schöne Erzstatue eines Jünglings, der Hauptfund der Österreicher in Ephesos, aus 234 Brocken zusammengesetzt. Schwieriger wird solche Arbeit bei räumlicher oder zeitlicher Trennung der einzelnen Fundstücke. Auf der athenischen Akropolis hatte schon L. Roß in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts aufgeräumt und gegraben; Teilgrabungen folgten wiederholt, aber erst 1885—1889 die radikale Durchforschung des gesamten Burgplateaus bis zum gewachsenen Felsen hinab, die dem Boden alles, was er barg, abgewinnen mußte. Da hat sich denn wiederholt gezeigt, daß gesondert gefundene Stücke, an denen Ähnlichkeiten des Materials, des Stils auffielen, wirklich zu-

sammengehörten, vielleicht gar Bruch auf Bruch aneinander paßten. Ein schöner altertümlicher Athenakopf, der seit den sechziger Jahren allbekannt war, wurde so der Kern einer ganzen Giebelgruppe, der Kalbträger kam zu seinen Füßen und damit zu Basis und Weihinschrift, eine der Göttinnen des Parthenonfrieses zu ihrem wohlerhaltenen Kopf. Sogar in verschiedene Sammlungen verschlagene Stücke desselben Monuments finden sich auf diese Weise wieder zusammen. Der schöne „Fries" der Münchener Glyptothek, der den Hochzeitszug des Poseidon und der Amphitrite darstellt, war längst durch seine innerlich nicht motivierte Dreiteilung aufgefallen, die ihn als Dekoration eines Gebäudes zu erweisen schien. Aber erst als Furtwängler ein wenig beachtetes Relief des Louvre als zugehörig, nämlich als Gegenstück des Mittelteils nachwies und feststellte, daß die teilenden Pilaster zugleich Eckpilaster seien, war das Monument vollständig und verständlich als die vier Seiten eines Altars, der vor einem Tempel des Meergottes gestanden hatte.

Mag in solchen Fällen Sicherheit des Formgedächtnisses, Vorurteilslosigkeit und Kühnheit der Kombination den Forscher über mechanisches Vorgehen hoch erheben, die Ergebnisse müssen immer die rein rechnerische oder mechanische Probe bestehen und sich dadurch als absolut sichere Rekonstruktionen ausweisen. Hier, wo der Archäolog mit bescheidensten, elementaren Methoden arbeitet, steht er ganz auf dem Boden der exakten Naturwissenschaft.

II. Künstlerische Rekonstruktion sonst und jetzt.

Wo die bisher geschilderten, mehr handwerklichen Praktiken den Archäologen im Stich lassen, muß auch heute noch der Künstler ihm zu Hilfe kommen. Früher hatte dieser das erste Wort gehabt, den gelehrten Kenner des Altertums oft gar nicht um Rat gefragt; dafür zeugen Hunderte von sinnlosen und lächerlichen Rekonstruktionen in älteren Sammlungen. Heute schafft der Archäolog die kritische Grundlage jeder Ergänzungsarbeit. Er hat ein verstümmeltes Werk zunächst richtig zu deuten, und hierin muß ihm der Künstler einfach glauben. Dann folgt nach formalen Gesichtspunkten die Prüfung

des Aufbaues und die organische Ausgestaltung des Erhaltenen; beides kann der Archäolog nur leisten, wenn er selbst künstlerisches Verständnis und Übung besitzt, und er wird gut tun, sich hier die Mitarbeit des Künstlers zu sichern, wie andererseits der ausübende Künstler von dem geschulten Archäologen beständig lernen kann und muß, wenn seine Rekonstruktion befriedigen soll. So ist künstlerische Rekonstruktion heutzutage freilich nicht mehr so bequem wie einst, wo der Künstler in dem antiken Rest nur den Rohstoff für seine eigenen Erfindungen sah, aber sie dient dafür dem höheren Zweck, eine wissenschaftlich begründete Meinung über den ursprünglichen Zustand des entstellten Kunstwerkes zu voller Anschauung zu bringen und eben dadurch ihre kritische Würdigung zu ermöglichen.

Die Ergebnisse dieses Zusammenarbeitens von Archäologen und Künstlern sind schon jetzt recht bedeutend. Gegenüber den raffinierten, auf Täuschung berechneten Virtuosenstücken der Barockzeit und selbst noch des 19. Jahrhunderts stehen moderne Ergänzungen, die ohne als solche sich zu verleugnen, nur die Wirkung der ursprünglichen Gesamterscheinung herstellen sollen, darum unter möglichster Schonung der antiken Teile ausgeführt und jederzeit durch bessere leicht ersetzbar sind. Und wenn ältere Museumsstücke im allgemeinen durch die Tradition so geheiligt sind, daß sie sich auch trotz offenkundiger Sinnwidrigkeit zu behaupten vermögen, so sind doch selbst an ihnen die neuen Praktiken nicht spurlos vorübergegangen: durch Neuergänzungen von der Hand archäologisch beratener Künstler hat Treu manchen der alten Chigischen und Cesischen Stücke im Dresdener Albertinum zu einem Wert verholfen, den man den entstellten kaum beizumessen gewagt hätte. Überall endlich wo man selbst die vorsichtigste Ergänzung oder Umergänzung eines antiken Werkes scheut und vermeidet, bietet sich als gefügiges Substrat für die Ergänzertätigkeit die Nachbildung, insbesondere also der Abguß dar, und die Nebeneinanderstellung des unergänzten Originals und der in gleicher Größe oder verkleinert, plastisch oder zeichnerisch ausgeführten Ergänzung darf für wissenschaftlich verwaltete Antikensammlungen als Norm und Ideal bezeichnet werden. Mit dem Wissen von der richtigeren Erscheinung so vieler berühmter Kunst-

werke wuchs aber auch die Empfindlichkeit des Beschauers und das Bedürfnis, auch Nachbildungen der Wirkung der Originale möglichst nahe zu bringen, daher immer häufiger in unseren Museen die bronzierten, getönten, bemalten Gipsabgüsse auftreten. Im allgemeinen ist diese Neuerung mit Freuden zu begrüßen, weil sie die Monotonie der öden Figurenreihen belebt und allein in der Färbung schon ein Stück der Originalwirkung rekonstruiert. Nur ist es mit der Tönung allein meist nicht getan; besonders stören an bronzierten Gipsen stehengebliebene Stützen (Baumstämme u. dgl.), die dem Original fremd waren, im fertigen Gipsabguß aber nicht einfach beseitigt werden können. Der Nachfrage ist auch hier das Angebot gefolgt; die Gipsformereien liefern unter wissenschaftlicher Beihilfe und Kontrolle Gipsfiguren ohne sichtbare Stützen, die bronziert in der Tat dem Eindruck der Originale sehr nahe kommen. Leider werden neben solchen wissenschaftlich vollgiltigen Leistungen auch massenhaft gedankenlose und willkürliche Machwerke durch den Kunsthandel verbreitet, Terrakotten beispielsweise in Marmor- oder Bronzetönung, Bronzen als Kombination verschiedener bunter Marmorarten ausstaffiert und Ähnliches, ein Unfug, durch den an Stelle einer sehr wünschenswerten Läuterung des Stilgefühls nur neue Stilverwilderung gesetzt wird.

Auch bei dem heutigen Stand der Rekonstruktionsmethoden, die den Archäologen über den Künstler stellen, bleibt diesem ein weites Feld der Betätigung, und daß es dabei auch in Zukunft bleibe, dafür sorgen außer künftig auftauchenden Problemen die vielen altberühmten, die befriedigender Lösung noch harren. „Verzweifelte Probleme", wie die Ergänzung des Münchener „Ilioneus", des Jünglings von Subiaco, des belvederischen Torso, kann der Archälog auch im besten Fall nur soweit „lösen", daß der Künstler ein solides Fundament für seine Arbeit vorfindet; das richtig Gedachte in künstlerischer Gestalt zur Anschauung zu bringen und damit unmittelbar zu gewinnen und zu überzeugen, ist und bleibt der große Dienst, den der Archäologe nur vom Künstler zu erwarten hat.

III. Wissenschaftlich exakte Rekonstruktion auf Grund von Kopien und anderen Nachbildungen.

Ohne Mitwirkung des Künstlers kann der Archäolog in dem besonders günstigen Falle rekonstruiren, daß Original und Kopie oder mehrere Kopien desselben verlorenen Originales sich wechselseitig ergänzen. Ersteres ist allerdings bisher kaum vorgekommen; den sicheren Originalen stehen gewöhnlich keine eigentlichen Kopien zur Seite, und wie und auf was für Beinen der praxitelische Hermes einst dastand, wie die Nike des Paionios mit ihrem Kopf aussah, das können wir nicht einfach aus den entsprechenden Teilen von Kopien herauslesen. Um so zahlreicher sind die Kopien bei Werken, die schon bei den antiken Kunstkennern beliebt waren, und seit man erkannt hat, daß im antiken Kunstbetrieb, zumal in der römischen Kaiserzeit, mechanisches Kopieren das gewöhnliche Verfahren bei Nachbildung berühmter Kunstwerke war, geht man zuversichtlicher und resoluter daran, diesen Vorzug des oft sehr reichen Materials auszunützen und durch Verbindung von Teilen geeigneter Exemplare eine annähernde Vorstellung von den verlorenen Originalen zu gewinnen. Künstlerisch kann man ein solches Verfahren nicht nennen, und mancher mag die Nase rümpfen, daß die Gelehrten mit solchen Flickereien die höhere Tätigkeit des nachempfindenden und nachschaffenden Künstlers auszuschalten sich anmaßen. Macht man sich aber klar, daß selbst eine künstlerisch geringe antike Kopie, wenn sie nur mechanisch genau ist, dem verlorenen Original viel näher stehen muß als jede moderne Ergänzung, so wird man sich der so erreichbaren Annäherung, die, wenn nicht alle Feinheiten, so doch den Gesamteindruck des Verlorenen vermittelt, mit Freuden und mit beträchtlichem Nutzen bedienen. So hat man die sogenannte Penelope, die knidische Aphrodite des Praxiteles, eine feierliche Gewandfigur aus der Mitte des 5. Jahrhunderts, den myronischen Diskoswerfer, Eirene mit dem Plutosknaben, die Athena Lemnia des Pheidias wesentlich durch diese Methode, bei der jede Ergänzerwillkür ausgeschlossen ist, also auf objektive Weise wiedergewonnen. Die Annäherung erreicht einen geringeren Grad, wo nicht eigentliche Kopien, sondern mehr oder weniger freie Varianten vor-

liegen, etwa Nachbildungen, denen eine andere Bedeutung untergelegt ist, oder stilistisch abweichende oder einem dekorativen Zweck zuliebe umgestaltete, oder auch Kopien von anderen Werken desselben Künstlers oder von Werken stilverwandter Künstler. So hat die Nike des Paionios durch Ermittlung eines stilistisch dazu passenden antiken Kopfes, der nicht nachweislich auf die Nike, sicher aber auf ein Werk des Paionios zurückgeht, sich zu einem herrlichen Ganzen gestaltet, der schönste Niobidentorso mit dem Kopfe einer minderwertigen Variante eine über Erwarten glückliche Gesamtwirkung ergeben.

Umständlicher gestaltet sich dieses kombinierende Verfahren, wenn die Nachbildungen nicht nur frei sind, sondern weit von einander abweichen, vielleicht sogar verschiedenen Kunstgattungen angehören. Aus Statuen, Reliefen, Münzbildern, Vasenbildern erwuchsen die Gruppen der Tyrannenmörder, des Marsyas und der Athena; was bei so disparatem Material die Exaktheit der Rekonstruktion sicherte, war die Existenz eben der mechanischen statuarischen Kopien, an die jede den Parallelmonumenten entnommene Belehrung sich anschließen konnte. Fehlt es an so treuen Nachbildungen, so kommt die Rekonstruktion kaum über eine andeutende Skizze hinaus, die immerhin für das Verständnis des Kunstwerks und seines Künstlers von großem Wert sein kann.

Den gleichen Dienst wie solche freie Nachbildungen bestimmter Originale erweisen endlich typische Wiederholungen beliebter Themata, die natürlich nicht die gleichen, sondern nur ähnliche Züge aufweisen werden. An Stelle einer Kongruenz, die direkten Tausch der einzelnen Teile erlaubt, tritt hier die Analogie, bei der kaum ein einziger Zug ohne Umformung und Anpassung für Rekonstruktionszwecke verwendbar ist; aber je größere Reihen analoger Gebilde vorliegen, desto sicherer ist die Nutzanwendung auf das verlorene. Man denke an die Heroentaten in Vasenbildern und Reliefen zumal der älteren, dem Zwang des Typischen noch besonders streng unterworfenen Kunst. Die Heraklesmetopen des olympischen Zeustempels, die aus weitversprengten Trümmern zunächst mechanisch, aber nur unvollkommen sich zusammensetzen ließen, die arg verstümmelten Theseus- und Heraklestaten am sogenannten Theseion wurden völlig verständlich und rekon-

struierbar erst durch solche zahlreiche Parallelmonumente, in denen die Helden in ähnlichen Situationen, oft in demselben Schema der Bewegung dargestellt sind. Das treue Festhalten am Typus, dieser markante Charakterzug der antiken Kunst, wird hier methodisch ausgenutzt zur Gewinnung wenigstens annähernd exakter Rekonstruktionen.

IV. Wiedergewinnung verlorener Originale aus literarischer und bildlicher Überlieferung.

Der moderne Archäolog ist mehr Kunstgelehrter als Schriftgelehrter, das zeigt er auch in seiner Rekonstruktionsarbeit. Nie aber darf er ganz aufhören Philolog zu sein, und eine ganze Reihe interessanter Rekonstruktionsprobleme würden ihm unnahbar bleiben, wenn er es verschmähen wollte, von antiken Beschreibungen von Kunstwerken auszugehen. Der einfachste Fall, daß der Beschreibung ein erhaltenes Werk überzeugend entspricht, ist leider nicht allzu häufig, da er große Ausführlichkeit oder Präzision der Schilderung voraussetzt, die der antiken Überlieferung über Kunstwerke im allgemeinen nicht nachzurühmen ist. In der knappen Charakteristik eines Diskoswerfers bei Lukian („der in der Haltung des Abwurfs sich beugt und, nach der diskoshaltenden Hand hin sich umwendend, mit dem einen Bein leicht einknickt, sodaß man ihm ansieht, er wird zugleich mit dem Wurf sich wieder aufrichten") und Quinctilian („Was gibt es Verdrehteres und Künstlicheres als den Diskoswerfer des Myron?") gerade den einen, oft nachgebildeten wiederzufinden, erlaubt im Grunde nur das höchst singuläre Motiv; die Eigenart eines an und für sich unscheinbaren Motivs ermöglicht es auch, den bei Plinius erwähnten Ganymed des Leochares, den der Adler mit seinen Klauen durch das Gewand hindurch schonend anfasse, mit einer vatikanischen Statuette gleichzusetzen. Jede neue Gleichung dieser Art bedeutet die Gewinnung eines neuen festen Punktes in der Kunstgeschichte, dient also über die Erforschung eines einzelnen Kunstwerkes hinaus der Rekonstruktion der Kunstgeschichte. Öfter geschieht es, daß ein aus sich selbst schon leidlich erklärtes Werk einen besonderen Inhalt gewinnt durch Heranziehung von Schriftstellernotizen, die

dann weniger zur Vervollständigung der äußeren Erscheinung des Werkes als zur Vertiefung seiner künstlerischen Wirkung beitragen. So wurde einer umfangreichen, aus verschiedenen Sammlungen zusammengefundenen Kampfgruppe erst ihr ganzer Wert verliehen durch ihre Gleichsetzung mit einem athenischen Weihgeschenk König Attalos' I., so neuerdings ein auf ähnliche Weise rekonstruierter Komplex von 4 Reliefen als Schmuck eines Altars des jüngeren Kephisodot überzeugend erklärt.

Meist liegen die Dinge aber so, daß ausführlichen Beschreibungen von Kunstwerken keine Reste oder Nachbildungen gegenüberstehen und der Archäolog sich bemühen muß, durch methodische Heranziehung verwandter Monumente ein Bild des Verlorenen zu gewinnen, das freilich nie mehr als annähernd sein kann. Den Leichenwagen Alexanders des Großen hat man nach der erhaltenen Beschreibung schon vor hundert Jahren rekonstruiert, allerdings, bei der damaligen dürftigen Denkmälerkenntnis, vielfach irrig und unzureichend, während eine soeben erschienene Behandlung desselben Gegenstandes dem Original sehr viel näher kommen konnte.

Noch besser steht es mit altertümlichen Bildwerken, weil hier, wie schon bemerkt, die Typik gebundener ist und eine reiche Fülle sogar lokal unterschiedener Kunstwerke zur Hand ist, mit deren Hilfe die schemenhaften Gestalten der antiken Beschreibungen Leben gewinnen. Als Musterbeispiel so rekonstruierbarer Monumente darf die Lade des Kypselos gelten. Wir kennen sie nur aus der Beschreibung des Pausanias, die den reichen Bildschmuck, nach Streifen und Feldern eingeteilt, meist mit genauer Angabe von Einzelheiten der Komposition, sowie der Beischriften vorführt. Zahlreiche Verwandschaften dieser nur geschilderten Bildwerke mit erhaltenen des 6. Jahrhunderts, in erster Linie mit korinthischen, aber auch mit ionischen und attischen Vasenbildern, bezeichneten von selbst die geeignetsten Hilfsmittel der Rekonstruktion, die nicht auf einmal und nicht gleich überzeugend, doch aber mit wachsender Sicherheit vollzogen worden ist. Ist die Schilderung weniger ausführlich, ungleichmäßig oder gar lückenhaft, so wachsen sofort die Schwierigkeiten der Rekonstruktion, was sich recht deutlich bei dem von Pausanias viel knapper beschriebenen Thron

des amykläischen Apollon gezeigt hat. Aber auch Kunstwerke höchsten Ranges sind nur durch diese Art der Rekonstruktion uns nahe gebracht worden. Von den Goldelfenbeinkolossen des Pheidias gibt es nur kleine Nachbildungen und werden sich nie so große finden, daß in angemessener Größe und Genauigkeit ihr reiches Beiwerk zur Geltung kommen könnte. Da tritt des Pausanias ausführliche Beschreibung des Zeusbildes und, durch diese erst verständlich, seine und des Plinius knappe Schilderung der Athena Parthenos in die Lücke, und da wir von der Athena eine reichere bildliche Anschauung besitzen, fördert ihre Rekonstruktion wiederum das Verständnis der Beschreibung des Zeusbildes.

Es bleibt schließlich ein ganzes, weites Gebiet der Kunstgeschichte auf die Ausnützung erhaltener Beschreibungen vorwiegend angewiesen: die griechische Malerei. Bilder von Zeuxis, Timanthes, Apelles, Aetion werden uns gut, sogar geschmackvoll, die großen Kompositionen Polygnots und seiner Genossen mit antiquarischer Nüchternheit mehr oder weniger ausführlich beschrieben, die meisten antiken Gemälde aber nur mit kurzen Schlagworten genannt. Der Kopistenfleiß ist auf diesem Gebiet anscheinend viel weniger tätig gewesen als in der Plastik, und die uns erhaltenen Bilder, zumeist aus der frühen Kaiserzeit und aus den kampanischen Landstädten, vertreten nur die Mode und nicht einmal die feinste einer ziemlich eng umgrenzten Epoche. Wären wir nur auf diese Wandmalereien und die künstlerisch noch geringeren Mosaiken angewiesen, so müßten wir auf die Anschauung der großen, aber noch strengen Malerei des 5. Jahrhunderts, vor allem also Polygnots, verzichten. Hier wo Kopien versagen, treten Analogien in die Lücke, die aber nicht greifbar sein würden, wenn nicht jene ausführlichen Schilderungen der polygnotischen Gemälde vorlägen. Die Vasenbilder der Mitte des 5. Jahrhunderts spiegeln die große Malerei ihrer Zeit wieder und illustrieren mitunter geradezu die Schilderungen der Schriftsteller, so daß man wagen darf, aus Figuren von solchen Vasen Bilder des Polygnot, Mikon, Panainos zusammenzusetzen. Jüngere Vasen, die allerdings merklicher hinter der Entwicklung der großen Kunst zurückbleiben, helfen noch die Kunst des Zeuxis und Parrhasios verstehen; der späteren

Malerei, insbesondere der des 4. Jahrhunderts, ist nur mit Hilfe der Kopien beizukommen: die Opferung der Iphigenie von Timanthes, die Io und die Andromeda des Atheners Nikias kennen wir aus pompejanischen Bildern, eine Alexanderschlacht von der Hand eines namhaften Künstlers aus dem berühmten Mosaik der Casa del fauno.

V. Höhere Probleme der rekonstruktiven Archäologie.

Die bisher einzeln geschilderten Verfahren werden in Wirklichkeit fast nie in dieser Vereinzelung geübt, sondern treten in wechselnden Kombinationen mit einander in Verbindung und ziehen andere nach sich, die, ohne gleich allgemeine Geltung beanspruchen zu dürfen, für spezielle Aufgaben höchst förderlich werden. Einige interessante und wertvolle Probleme, die ihre Lösung solchem, oft recht komplizierten Zusammenwirken verschiedener Praktiken verdanken, seien hier zum Schluß erörtert, weil sie besonders augenfällig zeigen, bis zu welcher Feinheit die Methoden auf diesem Arbeitsgebiete durchgebildet sind. Fast allen ist der Vorteil der streng architektonischen Grundlage gemeinsam, die manche auf den ersten Blick unbegreiflich scheinende Kühnheiten rechtfertigt; mechanische und rechnerische Vorarbeiten und immer neue Kontrollen geben den freieren Kombinationen, auch der künstlerischen Betätigung, die im Großen wie im Kleinen hier kräftig mitwirken muß, festen Rückhalt; die literarische Überlieferung wird verständlich durch die richtig behandelte bildliche oder hilft ihrerseits weiter, wo die Rekonstruktion im rein Formalen stecken zu bleiben droht.

Den Aufbau des pergamenischen Altars, die Verteilung der erhaltenen Gigantenkampfreliefe an seinem Sockel, ermittelte Puchstein, nachdem das mechanische Zusammensetzen seine Grenze erreicht hatte, durch scharfsinnige Beobachtung eines Systems von Versatzmarken, durch welche die Gesimsblöcke und mit ihnen Reste von Namensbeischriften in bestimmten Punkten festgelegt wurden; mythographische Gelehrsamkeit half dann im einzelnen das gestaltenreiche Ganze und den sinnvollen Plan der Komposition ermitteln.

Die von Pausanias Figur für Figur beschriebenen Bilder

Polygnots in der delphischen Lesche der Knidier sind seit Mitte des 18. Jahrhunderts wiederholt und mit immer besserem Verständnis seines Stils rekonstruiert worden; nur fehlte allen diesen Versuchen der feste Halt des architektonischen Grundplans. Nachdem fast sämtliche frühere Vermutungen über Form und Maße der Lesche durch die delphischen Ausgrabungen beseitigt worden sind, steht das interessante Problem auf ganz neuem Boden, und es ist uns möglich, außer der Typik der einzelnen Figuren und Gruppen und dem Prinzip ihrer Komposition, die, wie früher bemerkt, aus Vasenbildern jener Epoche mit Geduld und Scharfsinn annähernd rekonstruiert worden sind, eine eigentümliche Verbindung des malerischen Schmuckes mit dem Gebäude zu ermitteln, in der ein guter Teil der bedeutenden Wirkung dieser Gemälde begründet war.

Reichste Gelegenheit zur Betätigung aller Rekonstruktionsmethoden bieten die der griechischen Kunst eigentümlichen und gerade in ihrer Blütezeit beliebten und nach strengen Gesetzen ausgebildeten Giebelgruppen. Hier handelt es sich um den Aufbau architektonisch bedingter Gruppen, deren einzelne Figuren sich nach ihrem absoluten und relativen Maß wie auch in ihren Bewegungen nach dem fest umrahmenden Giebeldreieck einrichten müssen. Stets sind solche Figuren von eigenartiger technischer Zurichtung, meist von unten oder von der Rückseite besonders befestigt gewesen, manchmal durch die Architektur in ihrer Formgebung beeinträchtigt. Eine Giebelfigur sieht deshalb sehr viel anders aus als eine gewöhnliche Antike und erlaubt aus ihrem Motiv und ihrer Zurichtung oft sehr bestimmte Schlüsse auf ihre ursprüngliche Aufstellung. Literarische Berichte, mythologisches Wissen und mancherlei von Fall zu Fall wechselnde Nebenbehelfe vervollständigen das Rüstzeug des rekonstruierenden Archäologen.

Sehr viel Belehrung haben die olympischen Giebelgruppen gebracht, die schon nach der literarischen Überlieferung reichlich diskutiert waren, als der Boden der Altis die Trümmer ihrer Figuren uns wiedergab und durch gewissenhaftes Zusammensuchen und Zusammensetzen alle ziemlich vollständig wiedererstanden. Daß trotzdem diese olympischen Gruppen selbst heute noch nicht überzeugend richtig rekonstruiert sind, ist auf die Mängel

der Beschreibung des Pausanias und das Fehlen einer genauen architektonischen Grundlage, aus der sich eine bestimmte Anordnung der Figuren ergeben würde, zurückzuführen.

Die viel schlimmer zerstörten Parthenongruppen zu rekonstruieren, wäre ganz undenkbar ohne die alten Zeichnungen von 1674, in denen die westliche Gruppe noch vollständig erscheint. Die anderen Hilfsmittel sind in langer geduldiger Arbeit immer erfolgreicher angewendet worden: die zahlreichen, bei den verschiedenen Akropolisausgrabungen gefundenen Fragmente, die in beiden Giebeln erhaltenen Stand- und Befestigungsspuren, die allerdings spärlichen Parallelmonumente, die mythologische Überlieferung; endlich ist für beide Gruppen auch das künstlerische Experiment gewagt worden, das neben vielem Verfehlten auch sehr nützliche Erkenntnisse gebracht hat.

Wieder anders und noch eigentümlicher steht es um die Giebelgruppen des sogenannten Theseion. Hier sind die Figuren völlig verschwunden, und es ist kaum zu hoffen, daß sie ganz oder auch nur in Fragmenten wieder auftauchen sollten. Dagegen sind fast tadellos erhalten beide Giebelrahmen mit ihren zahlreichen, umständlich hergerichteten und überaus sprechenden Standspuren, aus denen sich viel mehr und Bestimmteres herauslesen läßt, als aus denen des Parthenon. So lassen sich die Figuren beider Giebel eine nach der andern in den Hauptzügen aufbauen. Daß die Gruppen dann auch eine Deutung zulassen, ist einigen glücklichen Zufällen zu verdanken, die dafür entschädigen, daß der Name des Tempels unbekannt ist, die mythologische Überlieferung also nicht ohne weiteres zur Hilfe bereit steht. Das auf sorgsame Modellversuche gegründete künstlerische Experiment gewinnt hier, wo gar keine Reste vorhanden sind, erhöhte Bedeutung.

* * *

Vom einfachen handwerklichen Verfahren bis zur Bewältigung verwickelter Probleme, die einen großen Aufwand von Hilfsmitteln und Methoden verlangt, wurde die Rekonstruktionsarbeit des modernen Archäologen geschildert. Mag sie mitunter müßig erscheinen, kritisch zurückhaltende Behandlung des tatsächlich Gegebenen manchen als das Wichtigere, vielleicht gar als das einzig Berechtigte gelten, der Altertums-

freund darf sich ihrer freuen, und seine Teilnahme ermutigt wieder den Forscher auf dem eingeschlagenen Wege zu beharren. Wenn wir gelehrte Deutung und künstlerisches Verständnis zusammenwirken lassen zu produktiver Arbeit, wenn wir von romantischer Torsoverehrung vorwärts dringen zu beglückender Anschauung verlorener Schönheit, erst dann haben wir Archäologen unsere Arbeit ganz getan, erst dann erwecken wir die Antike zum Leben.

Bismarck bis zum Jahre 1862.

Sein Leben innerhalb der Zeitgeschichte.

Von Geheimrat Professor Dr. Erich Marcks in Heidelberg.*)

I.

Abkunft, Kindheit und Jugend bis zum Austritt aus dem Staatsdienst (1815—38). Das alte Preußen.

Von den vier höchsten unter den leitenden Genien unserer neueren Geschichte ist uns nach seiner Jugendentwicklung der jüngste am wenigsten bekannt: Goethe, Friedrich II., Luther und Bismarck bilden da für unser Wissen eine absteigende Reihe. Die „Gedanken und Erinnerungen" des großen Tatmenschen haben auf sein persönlichstes Werden gar kein Licht werfen wollen. Und doch lockt auch hier die Fülle der Probleme: wir kennen die feingestimmte Zartheit und den erschütternden Reichtum dieser Persönlichkeit aus ihren späteren Zeiten, und spähen nach den verhüllten Anfängen; wir fragen nach dem Ursprunge und den Umbildungen seiner politischen Gedanken, nach ihren allgemeinen und persönlichen Wurzeln, und berühren damit Kräfte, die von entscheidendem Einflusse geblieben sind für unsere Welt, und in ihr weiter wirken und kämpfen. Wir suchen zugleich aus den Umgebungen, zwischen denen er groß wurde, auf die Dunkelheiten seines Werdeganges Licht zurückstrahlen zu lassen. Und auch bei den Anfängen, in denen die Stärke und die Besonderheit dieses Einzelnen noch nicht deutlich werden und nur eben einmal hervorblitzen, begleitet uns das Gefühl, daß es das gewaltigste Dasein seines Jahrhunderts ist, das da, auf scheinbar alltäglicher Bahn, seiner Zukunft geheimnisvoll entgegensteigt. Freilich hinter

*) Da ich den Gegenstand dieser fünf Vorträge bald in vollerem Zusammenhange schriftstellerisch zu behandeln hoffe, lasse ich hier nichts anderes folgen als einen die Hauptsachen meiner mündlichen Darstellung ganz knapp zusammenfassenden Bericht.

dem 24jährigen Goethe lag Leipzig, Frankfurt, Straßburg und Wetzlar; Kronprinz Friedrich zog 1736 in Rheinsberg ein und Luther wurde 1507 zum Priester geweiht. Für Bismarck bedeutet das gleiche Lebensjahr erst den Eintritt in eine eigene Welt: was vorher liegt, ist wesentlich typisch; aber es bleibt dennoch für sein Wesen und seine Geschichte wichtig genug, es legt für sie den Grund.

Typisch sind Vorgeschichte und Charakter seines Geschlechts. Eine vornehme altmärker Familie, die alle Wendungen der letzten Jahrhunderte miterlebt hatte, lange Zeit den Hohenzollern dumpf widerstrebend, dann ganz von ihrem Dienste umfangen, Männer der wirtschaftlichen und der Verwaltungsarbeit, des Degens zumal und gelegentlich auch des geistigen Lebens: so haben sie, in engem häuslichem Zusammenhalte, in der flachen, weiten, kahlen Elbniederung gesessen, an jedem Kriege ihres Staates und Königs, zuletzt noch am napoleonischen, mit ihrem Blute beteiligt, vor allem aber die Herren ihres Gutes, ihres Bezirkes, von dem sie lebten, über den sie geboten. Eine Reihe stattlicher Durchschnittsvertreter des märkischen Adels, Ausnahmemenschen kaum. Am wenigsten wäre Ferdinand v. Bismarck das gewesen, des künftigen Kanzlers schöner und kräftiger, gutmütig derber und durchaus unbedeutender Vater. Etwas ganz anderes brachte die Mutter, Wilhelmine Mencken, die Tochter eines liberalen Staatsmannes und Enkelin bürgerlicher Gelehrter, in das Elternhaus hinein: sie war so, wie ihr Sohn sie beschrieben hat, klug, ehrgeizig, gebildet, aber kühl, immer bewußt und absichtsvoll, glanzliebend und im Wirtschaftlichen von gefährlicher Vielgeschäftigkeit. Man mag einzelne Eigenschaften der Eltern in dem Sohne wiederfinden; über ihr Wesen aber ragte das seine nach allen Seiten unendlich weit hinaus, es ist, als fasse es die gesamte Überlieferung des alten Geschlechtes, staatliche wie feudale, die altpreußische Kraft und Herrschgewohnheit, großartig in sich zusammen und steigere sie doch erst durch sein Eigenstes zur wirklichen Größe, zu etwas ganz Neuem.

Zunächst ist das nicht hervorgetreten. Der Übergang seiner Eltern nach Pommern riß ihn vom alten Boden der Familie los, in Kniephof, dann von 1821 ab in Berlin ist

er aufgewachsen; und wenn ihn dort die Einflüsse der Schule, der neuen Zeit trafen, deutsche und liberale Gedanken, neben Romantik und Restauration die geistige und politische Kritik — tief hat ihn das alles damals kaum berührt und besondere Züge sind aus diesen 17 Jahren nicht bekannt. Schließlich auch aus den Studienjahren nicht: er wandte sich von burschenschaftlichem Verkehr zu angelsächsisch-internationalem und zu dem studentisch-aristokratischen seines Korps; er verlebte seine Studentenjahre in Frische, Kampfeslust, in einiger Tollheit, burschikos, durstig, lebensfroh. Wenn Etwas ihn damals aus seiner hannöverischen Umgebung heraushob, so war es das Preußentum des jungen märkischen Edelmannes und kein deutscher Zug. Wir ahnen manches Tiefere, wenn wir ihn dann in Berlin mit geistigen Genossen wie Motley und Keyserling eng befreundet sehen; aber Scherze und Gesellschaftsleben überwiegen auch dort. Er ist als Sohn des großen geistigen Zeitalters herangewachsen, Goethe und Schiller haben ihn bis an sein Ende begleitet; er hat sehr viel gelernt und gewußt, so manches Juristische, unendlich viel Historisches, und auch die Philosophie blieb ihm nicht fremd — die eigentliche Macht der Wissenschaft aber hat ihn nie gepackt; in den Äußerungen dieser Zeiten, die wir kennen, spricht vor allem — manchmal blasiert, manchmal mit drastischen Sarkasmen — der jugendliche Kavalier. So blieb es in seiner gerichtlichen, seiner Verwaltungstätigkeit zu Berlin und Aachen. Interessant ist überall, was wir an Einzelheiten fassen können; im ganzen hat der Referendar von Bismarck zu Aachen wohl mancherlei von administrativer Arbeit (mehr als man nach seinen Worten geahnt hätte) kennen gelernt, aber gefesselt und innerlich beschäftigt hat ihn weder diese noch etwa gar der eben damals im preußischen Rheinlande kräftig emporstrebende neue Zug des Bürgertums, seiner Politik und seiner Wirtschaft, sondern lediglich das große internationale Welttreiben der Badestadt: gesellschaftlich hat er, mit mancher Leidenschaft, damals seine Sturm- und Drangzeit durchgemacht. Ernstere Laute klingen hinein, aber sie werden übertönt; der wahre Gewinn dieser Vorbereitung blieb doch wohl nur die Weltkenntnis, die Fähigkeit sich in der großen Welt zu bewegen und zu behaupten, die sich der junge Edelmann damals erwarb.

Er ging, unregelmäßig und selbstherrlich, vom Westen nach Potsdam zurück und stieß sich auch dort an den Schranken des staatlichen Dienstes, die er bisher wenig ausgefüllt und, als Schranken, wesentlich mißachtet hatte. Da trugen äußere Verhältnisse 1838 in sein Leben den ersten starken Stoß und den ersten ganz persönlichen Entschluß. Die Wirtschaftsführung der Eltern hatte die Familiengüter in Gefahr gebracht, die beiden Söhne übernahmen sie, um sie zu retten, und Otto schied aus der Beamtenlaufbahn. In dem Briefe, in dem er diese Entscheidung gegen den Einspruch einer Verwandten verteidigte, spricht zum erstenmale der ganze Bismarck. Aber er verkündet auch sofort, in seiner eigensten Sprache, sarkastisch und kraftvoll, selbstbewußt und souverän, das Programm seines Lebens. Es klingt ein unzweifelhafter Ton von Liberalismus heraus, wenn er da dem absolutistischen Systeme des alten Preußens den Krieg erklärt und sehnsüchtig auf den Weg eines Mirabeau, O'Connell und Peel blickt, aber es war nicht der vorherrschende Liberalismus der Zeit, der konventionelle, dem seine Mutter anhing; es war der Liberalismus des Junkers. Aus der beengenden Büreaukratie hinaus in die natürliche Freiheit des Landlebens, des Gutsherrn, vom Räderwerke der Maschine zur Selbständigkeit und Persönlichkeit! Ein Schritt, vom Beamten zum Landwirt, den so mancher seines Standes tat; ob auch so mancher mit dieser genialen Wucht der inneren Entscheidung? Jedenfalls führte er Bismarck zunächst in seinen Geburtsstand hinein; die Jahre des Landedelmannes folgen.

Der preußische Adel war einst in hartem Ringen von den Hohenzollern dem Königsstaate unterworfen worden und hatte dann diesen Staat mit dem Königtume zusammen verteidigt und regiert: seinen besonderen Machtkreis, das eigene Gut, hatte er sich stets vorbehalten. Seit der Reformzeit drangen die neuen Gedanken und Gewalten des Jahrhunderts, liberale, bürgerliche, in diese monarchisch-aristokratische Welt und rangen mit dem Alten um die Oberherrschaft; seit 1816 reagierte das Alte, und mit der Krone hielt auch der Adel seine Überlieferungen fest und dehnte seine ständischen Ansprüche weiter aus. Er war bereit, sich gegen die bürgerliche Neuerung zu wehren, aber zugleich wachte in ihm, inmitten des neuen

Jahrhunderts, das überall neben der Staatsmacht die Selbständigkeiten aufrief, der alte Gegensatz gegen den absoluten Staat und gegen dessen juristische Träger: die ständische Opposition gegen die Beamten, die Schreiber, der Trotz des Edelmanns und des Praktikers, der seinen Lebenskreis selber beherrschen will, gegen die alles umklammernde Regel der Bureaukratie, der Trotz, den v. d. Marwitz verkörperte, den Bismarck in sich festgehalten hat bis an seinen Tod. Er löste sich aus der Welt, in der er bisher halb widerwillig gelebt hatte, um seine Welt aufzusuchen; er begab sich in die Einsamkeit Hinterpommerns. Und erst dort hat sich sein Wesen geklärt, seine Kraft vertieft und entfaltet. Er wollte er selber bleiben: er wurde es erst in der Stille seines Guts.

II.

Die Jahre des Landedelmanns (1839—1847). Pommern und Schönhausen. Die religiöse Krise. Verlobung und Ehe.

In ärgerlicher Stunde hat Bismarck, gegen das Ende seiner Landwirtszeit, die Jahre in Kniephof, in die er (über Greifswald) jetzt eintrat (1839—45), wohl eine Zeit geistiger Trägheit oder mangelhafter Pflichterfüllung gescholten. Mit Unrecht: sie haben in seinem Lebensgange ihre Stelle voll ausgefüllt.

Er hat in Kniephof etwas geleistet: die beiden Brüder brachten, nach mühseligen Anfängen, die Güter wieder empor. Uns ist wichtiger, wie ihn auf seinem Kindheitsboden, in der leise welligen Ebene des Naugarder Landes mit ihren weiten Horizonten und ihrer landschaftlichen Nüchternheit, in dem fast dürftig einfachen Herrenhause und seinem schönen alten Garten, wie ihn auf seinen Wiesen und Feldern nun wirklich die Natur umfing, wie er sie ganz kennen lernte, den Realismus des Gutsherrn, der alles einzelne sieht und betrachtet, den Individualismus des Gutsherrn in sich ausbildete — einen aristokratischen Persönlichkeitsgeist, den er noch spät dem kritischen modernen Individualismus des Städters rühmend gegenübergestellt hat: denn nur in der Einsamkeit des Landes, auf sich selber gestellt, wachse der Mensch — d. h. der Herr! — sich nach allen Seiten frei und sicher aus.

Sobald er sich wirtschaftlich regen konnte, haben ihn daneben freilich weite Reisen in die Welt, in den Westen und Süden Europas hinausgeführt. Aber weder die Arbeit, die er sich ersehnt und idealisiert hatte, noch diese Fahrten haben ihn befriedigt. Er verkehrte im Umkreise seiner Landschaft und gewann sich Achtung und Stellung. Aber diese Welt ward ihm bald zu eng. Lebenslust und unbeschäftigte Kräfte drängten ihn hinaus und empor, und er war gebunden. Und neben den vielerzählten wilden Streichen des „tollen Bismarck", neben dem Geselligkeitsleben des vornehmen Mannes stand die Melancholie seiner einsamen Tage: die Säfte gährten und brausten in ihm und fanden kein Ziel; er langweilte sich; und er durchstritt in langem stillem Ringen eine religiöse Krise, die für sein Leben entscheidend wurde.

Der Werbebrief an Herrn von Puttkamer-Reinfeld, der die Briefe an die Braut und Gattin einleitet, hat von diesen Erlebnissen berichtet, der ganze Briefband redet von ihrem Weitergange. Hier sei nur bemerkt, daß jener erste Bericht in jedem seiner Einzelzüge nachprüfbar ist und daß jedes Wort an ihm zutrifft: von dem Rationalismus des Elternhauses, der erwachenden Kritik des Gymnasiasten und den philosophischen Studien der dreißiger Jahre an bis zu dem Suchen und Finden der pommerischen Zeit. Wir spüren hinter dem leichten Weltsinn des Studenten, des Junkers wohl auch bereits hier und dort eine tiefere Gedankenströmung; wir spüren stets eine Fühlung mit den Problemen der Zeit. Aber erst die Einsamkeit in Kniephof steigerte das zu einer aufwühlenden und umwühlenden seelischen Auseinandersetzung.

Die politische Entwickelung des künftigen großen Staatsmannes ist damals in gleichmäßiger Stille verlaufen: er ging allmählich, auch politisch, ganz in die Bahnen seines Standes über, wies Anwandlungen einer Rückkehr in den Staatsdienst zuletzt immer wieder ab, trat in die ritterschaftliche Selbstverwaltung ein. Was an Liberalismus moderner Art in ihm gewesen sein mochte, verlor sich: der aristokratische Zug, der seine Opposition bereits 1838 beseelt hatte, wurde jetzt ganz übermächtig und ganz positiv. Auf dem Wege dieser Selbstverwaltung ist er in Pommern, dann nach des Vaters Tode in Schönhausen, in der Provinz Sachsen vorgeschritten und

seinen Kreisen bereits wichtig geworden; auf diesen Wegen kam er 1846 zu seiner ersten, weiteren politischen Betätigung von grundsätzlichem Werte: er suchte seinem Stande die Patrimonialgerichtsbarkeit reformierend zu erhalten, damit sie nicht dem Staate anheimfiele. Als Edelmann bekannte er sich und wurde er bekannt — auf diesem Gebiete hat der Fortschritt seines Werdens sich natürlich und stetig, aber auch einfach und beinahe selbstverständlich vollzogen. Das Erregende kam ihm, in derselben Zeit, aus den religiösen Fragen her. Er nannte sich damals einen Pantheisten — sicherlich nicht im strengen philosophischen Sinne des Worts; ein deistischer Grundzug blieb ihm wohl stets; aber den persönlichen Gott hatte er verloren, es blieb ihm eine sachliche, allgemeine Gesetzmäßigkeit übrig, in der auch der einzelne Mensch lediglich untertauchte: in seinem Werden, Sein und Vergehen ein gleichgültiges Nichts — „Staub vom Rollen der Räder". Seine Empfindung aber blieb dabei bis in das Tiefste unbefriedigt: eine schmerzliche Leere in seinem Glauben und Treiben, in seinem Hause und seinem Herzen, die ungeheuren Kräfte, die in ihm waren, unbeschäftigt, ohne Aufgabe, ohne Inhalt, ohne Ziel. Er hat diese Leere selber bekannt und beklagt; von außen half ihm sein Schulfreund Moritz v. Blanckenburg ihr Gefühl zu vertiefen und zu schärfen. Der pommerische Pietismus warb durch ihn um Bismarcks Seele, mit seinem allzuoft engen und weichen, immer aber höchst persönlichen Christentume, seiner Liebes- und Glaubensinbrunst, seinem unmittelbaren Verhältnis zu der erweckenden und berufenden Gottheit, seinem stürmischen Drange, Seelen zu retten, zu erobern. Wir können verfolgen, wie Otto v. Bismarck die Werbung hörte, aufnahm, wie er diskutierte, sich verteidigte, voll Sehnsucht und doch ohne die Fähigkeit, die Widerlegung glauben zu können; er selber hat bezeugt, wie ihn der Blick in die gesicherte Welt dieser Menschen — Blanckenburgs, seiner Braut Marie von Thadden, ihres Vaters auf Trieglaff — ergriff. Aber zu bekehren vermochte er sich nicht, das Gebet kam ihm nicht wieder. Von 1843—46 haben diese Schwankungen in ihm gewährt — offenbar vielfach durch anderes unterbrochen. Dann, vom Sommer 1846 an, drangen sie wieder vor und der Herbst brachte einer Entwicklung, die längst im Gange

war und aus den Tiefen stammte, den entscheidenden Abschluß. Die Liebe zu Johanna von Puttkamer, der Tochter des Reinfelder Pietistenhauses, hat sicherlich den letzten und größten Anstoß gegeben; den Durchbruch die erschütternden Trauerfälle, die Thadden und Blanckenburg trafen, die Krankheit und der Tod von Moritzens junger Frau — erst die Seelenangst um das Leben seiner Freundin durchstößt die Schleuse und entfesselt ihm das erste Gebet. Ein niemals ganz zu sonderndes Durcheinander von Religion, Freundschaft, Mitgefühl, Liebe, auf einem längst aufgewühlten und bereiteten Boden; Kämpfe, die noch weitergehen sollten, aber jetzt zum erstenmale ein starkes Gefühl der Befreiung und des Sieges. Und unmittelbar darauf gewann er, im Sturme, die Hand Johannas; er trat, im Innern und Äußern gleichzeitig, auf festes Erdreich und bekannte sich zu einer neuen Welt.

Nach allem, was man erkennen kann, ist diese Entwicklung des politischen Genius zum Christen, die innerlich stärkste, die er jemals durchgemacht hat, so gewiß sie hier und da von den geistigen Zeitmächten beeinflußt wird, so wenig wir den Einfluß der pietistischen Umgebung streichen können, vor allem doch ganz persönlich in ihrem Ursprunge und ihren treibenden Kräften: Bismarck brauchte einen persönlichen Gott. Die überschäumende Stärke und das empfindlich zarte Gemütsleben, die in ihm waren, bedurften beide der Stützung und Hegung von außen und von oben; ein allgemein menschliches Bedürfnis, eins der elementarsten aller Geschichte, tritt in seiner starken Seele mit überwältigender einfacher Größe hervor und ruht nicht, bis es gestillt worden ist. Er hat die Ruhe, die sein stürmisches Herz überhaupt gewinnen konnte, im Christentume erreicht; in einem stets bewegten Christentume ganz persönlicher Färbung, das noch lange von Schwankungen und Kämpfen, das wohl unablässig von starker innerer Arbeit erfüllt blieb und das doch für all sein künftiges Leben unendlich bedeutsam ward. Durch eine persönliche Bekehrung ganz pietistischer Art hindurchgegangen ward er doch niemals Pietist: nicht einen Augenblick lang verleugnete er in seinem Christentume die eingeborene Natur. Sein Christentum war männlich wie das Luthers, ohne Mystik, ohne Weltflucht, ohne Schwärmerei, ohne Engherzigkeit zugleich und Starrheit; freilich, wie

weit wich dennoch der Glaube des politischen Genius von dem des religiösen ab! So stark die Fragen dieses Glaubens ihn beschäftigten — alle seine Lebensäußerungen bis um 1860 reden davon, und wenn diese Dinge dann mehr in die Tiefe zurücktraten, verloren haben sie sich nie — so hat er doch nicht nur alles Konventikelwesen, alle Einseitigkeit und Düsterkeit des Pietismus stets und klar, mit vollendeter Aufrichtigkeit, abgelehnt; mehr als dies: er blieb er selber auch in seinem Glauben, und alle Fibern seiner Seele spannten sich auf die greifbare, die diesseitige Welt hin. Ihm zerbrach der Glaube nicht die Persönlichkeit, sondern festigte und härtete sie ihm: nur so konnte er ihn brauchen. Er gewann für alle Kämpfe seiner Zukunft, für alle die riesenhaften Verantwortungen seines Lebens, für alle Betätigung seiner ungeheuren Kräfte den Halt, den Stab, die Entlastung, den Frieden. Er gewann für die Wucht seines Wesens die granitene Unterlage, für seine starke Seele die starke Ausfüllung. Er gewann die Möglichkeit, über alles Irdische hinaus auf das Ewige zu schauen und sich daran zu trösten — aber das Irdische blieb doch seine Welt; auch sein Glaubensleben regierte sein Wille, sein Wirklichkeitsdrang, seine persönliche Mächtigkeit. Er beugte sich vor dem Ewigen, er fand nur in seinem Glauben die absolute Schranke für die suveränen Gewalten, die in ihm brausten — aber suverän, weltfreudig, herrscherhaft und der Herrschaft bedürftig blieb er doch, und wie sich diese stürmische und selbstherrliche Weltlichkeit und die Religiosität, die doch in allen ernstesten Stunden aus seinem Herzen emporquoll, miteinander vertrugen und auseinandersetzten, Stolz und Demut, Selbstdurchsetzung und Selbsthingabe — das ist das immer neue Problem, das tiefste Rätsel dieses großen Innenlebens. Hier sei es nur angedeutet; genug, daß diese neue Macht es nun begleitet, bereichert, gesegnet hat für all seine Zukunft.

Es ist selbstverständlich, daß dieser Abschluß seiner religiösen Seelenkämpfe, wie er als Hergang mit seiner Liebe und Ehe innig verknüpft war, auch in seinen Wirkungen sich von den Wirkungen des häuslichen Glücks nicht ablösen läßt, das ihn von nun an umgab; Bismarck selbst hat seine Ehe und seinen Glauben mehr als einmal als untrennbar von einander bezeichnet. Und ebenso untrennbar fügte sich dann diesen beiden

als dritte Gewalt der Befreiung und Befriedigung die politische Arbeit an, die seinen Kräften das dumpf ersehnte Ziel verlieh: alles dreies zusammen nur schloß seine Jugend ab, seine Manneszeit auf.

Die nächste Begleiterin aber seines Überganges, die wichtigste Gestalt seines persönlichen Lebenskreises wurde seine Frau. Man macht sich von Johanna von Puttkamer leicht aus den Briefen ihres Bräutigams und Gatten ein falsches Bild — wenigstens haben das viele getan. Wer seine Briefe richtig liest, dem wird schon aus ihnen seine Gefährtin sehr ausdrucksvoll und lebensvoll herauswachsen. Wer jene aus ihren Antworten ergänzen kann, blickt in das Ineinanderleben zweier Persönlichkeiten hinein, die, tiefverschieden und tiefverwandt, in diesen Jahren sich zu einer wundervollen Lebensgemeinschaft durchdrangen. Sie wurde aus den begrenzten Verhältnissen ihres stillen Elternhauses in die bewegtere und schärfere Luft seiner Gedanken und seiner Erfahrungen hineingehoben; sie hat manches erst innerlich durchleben müssen, ehe die beiden Naturen, die jede für sich etwas waren, sich ausglichen, aber sie haben es getan, und ihr Zusammenklang hat ein halbes Jahrhundert lang seine Innigkeit und seine Stärke bewahrt. Sie war impulsiv in allem, auch in der Schwermut, die die kränkliche Braut anfangs bedrückte und erst von ihm überwunden werden mußte; dann aber lebte sie in unbedingter Hingabe und Teilnahme sein Leben mit, leidenschaftlich sein eigen, eine Frau im vollsten und reichsten Sinne, der aller Glanz und aller Kampf der großen Welt immer nur wertvoll waren in ihrer Beziehung auf ihren Gemahl und auf ihr Haus, die alles nur durch ihn hindurch sah und erlebte, die, selber reich begabt, all ihr sprühendes Leben, alle Wärme und Glut, alle Liebe und allen Zorn ihres Herzens nur darauf hinwandte, ihm wohlzutun, und die ihm unermeßlich wohlgetan hat, mit der Fülle ihrer im Augenblick lebenden und doch stets tiefen und starken Empfindung, mit dem Zauber ihrer mütterlichen Weiblichkeit. Sie hat ihm anfangs und immer Frieden und Heimat gegeben, durch alle Kämpfe seiner Zukunft hindurch; ohne sein Haus und ihr Herz vermochte er sich sein Dasein ja bald genug nicht mehr zu denken. Sie ergänzten sich in ihrer ganzen Art;

sie stimmten zusammen in der Einfachheit und aufrichtigen Echtheit der Empfindung, die bei ihr so untrüglich und so groß war wie bei ihm. Ergänzt haben sich die beiden auch in ihrem religiösen Leben; sie gab, aber sie nahm dabei auch: sie haben sich auch darin gegenseitig erzogen. Das spiegeln die Briefe, und auch wer nur die seinen liest, merkt es bald, daß Bismarck sein ganzes Wesen, auch das innerste, nur ihr allein erschloß: wie viel tiefer gehen sie, als selbst die an seine Nächsten sonst! Was sie als ungewollte Kunstwerke, als Zeugnisse aller Zartheit und aller Kraft, alles heroischen Reichtumes seiner Persönlichkeit sind, die Tiefe ihrer Poesie und die Pracht der Bilder und der Sprache — das analysiere ich nicht hier. Das eine drängt sich jedem auf, der sehen will: sie sind wahrhaftig bis auf den Grund; auch der religiöse Inhalt ist es durchaus; auch ihn aber, wie alles, was ihm nahe tritt, bildet Bismarcks unbeirrbare Stärke nach den Geboten seiner eigenen Natur wie selbstverständlich um.

Als ihn aus der schöpferischen Stille dieser Jahre das letzte herausrief, das ihn nun aus der Jugend in seine Manneszeiten hinüberführen sollte, der große politische Kampf, der sein Lebenkampf wurde, da war Bismarck einheitlich, gewappnet für große Dinge, gefestigt für den Streit: er hatte die Wurzeln seines Wesens in Tiefen hinabgestreckt, aus denen ihm immer von Neuem Erquickung und Kraft belebend emporgestiegen sind.

III.

Der Eintritt in die Politik 1847—51. Die deutsche Revolution und ihr Gegner.

Im ersten preußischen Gesamtlandtage, dem Vereinigten Landtage von 1847 treffen die Gegensätze aufeinander, die sich für Preußen und Deutschland seit einem Menschenalter vorbereitet haben: der liberale Gedanke, hinter dem nicht allein aber überwiegend das wirtschaftlich erstarkende und politisch erst jetzt wach und einheitlich gewordene Bürgertum steht, und die alte Königsmacht, von Friedrich Wilhelm IV. innerlich widerspruchsvoll vertreten. Das Bedürfnis nach Neuerung ist unabweisbar; der König will sie gewähren, aber nicht den

sozialen Mächten und den politischen Gedanken entsprechend, die unwiderstehlich empordrängen, sondern nach seiner Art und Weltansicht — monarchisch und ständisch zugleich. Starke Gewalten, staatliche und soziale, stehen auch hinter ihm, aber der Strom der Dinge geht wider sie, und schon die Persönlichkeit ihres königlichen Führers lähmt sie. Auf beiden Seiten aber waltet in der politischen Methode der alte Zug des dogmatischen, idealistisch allgemeinen Denkens vor: während der Realismus auch in Deutschland emporsteigt, wurzelt das staatliche Denken und Handeln der weitaus Meisten noch in der unpolitischen Gewöhnung der alten geistigen Zeiten. Vollends Friedrich Wilhelm atmete nur die Luft seiner Doktrin; die Verständigung mit den Zeitwünschen mißlang ihm und mußte ihm mißlingen: König und Landtag redeten verschiedene Sprachen.

Auf diesem Landtage trat Bismarck, als Vorfechter der redner- und führerarmen Rechten, zuerst vor Deutschland hin. Sein erstes Wort war ein Programm seiner Eigenart: die Erklärung, daß er in der Volkserhebung von 1813 nicht den Drang auf die innere, sondern allein auf die äußere Freiheit, auf die Abschüttelung der Fremdherrschaft erblicke; der ganze Bismarck enthüllte sich da, den Zeitgenossen zum Ärgernis. Daneben dann freilich alsbald — nicht minder verblüffend für jene — der besondere Bismarck dieser Jahre: nicht nur der Monarchist, der den König nicht drängen wollte, sondern der Bekenner des christlich-ständischen Staatsideals. Er verteidigte diesen seinen Glauben mit aller Schärfe, allem Witze, aller Furchtlosigkeit seines Temperaments: aber was er verteidigte, das war die pietistisch-königliche Doktrin. Daneben strebte er die Sammlung seiner Gesinnungs-, seiner Standesgenossen an: er betrieb, noch vergeblich, die Gründung einer ständischen Zeitung.

Dann folgte die große Flutwelle von 48, die alle die schwachgewordenen Dämme der alten deutschen Staaten durchbrach, es folgte die Selbstunterwerfung Friedrich Wilhelms IV., der Sturz Altpreußens: wie Bismarcks ganze Leidenschaft sich darwider auflehnte und doch zunächst verpuffen mußte, hat er selber erzählt. Wohl hat auch ihn dann der übermächtige Stoß, der jeden traf, eine kurze Zeit hindurch ein wenig zurück-

gebogen; bald aber schnellte seine Natur wieder vor, und der Kämpfer stand wieder da. Die neuen Gewalten hatten sich gegen seinen Stand erhoben, von der Stadt her und im niederen Landvolke selbst — er half, den Grundbesitz und den Landadel organisieren und politisch wappnen. Und er half den abwartenden und tatenlosen König stacheln und stärken; er wurde, noch ehe der Kampf von neuem offen beginnen durfte, zum Mitgliede der Gruppe, die ihn vorbereitete: der Camarilla; den Gerlach, Rauch, Massow gesellte er sich als jüngster bei. Alle Überzeugung, alle politische Hingabe an Königtum und Partei wirkte damals in ihm noch mit ungebrochener, unenttäuschter Glut. Er harrte der Befreiung und wirkte zu ihr, im Sinne Leopold Gerlachs, mit; er zog, als endlich eine königliche Regierung hergestellt war, in die neue Zweite Kammer ein, und die Wiederaufrichtung der preußischen Macht, die Preußen nun erst ernstlich als wirkenden Faktor in der deutschen Frage hervortreten ließ, zog auch ihn in die deutsche Gesamtpolitik hinüber. Die Paulskirche konnte erst jetzt den Versuch machen, dem deutschen Staate, den sie so großartig vor- und durchdachte, den Halt der Macht zu verschaffen — ein Versuch, der, für die Zukunft bedeutsam, im Augenblick an der Weltlage und an der Unfertigkeit der heimischen Gesinnungen und Zustände, insbesondere aber an dem inneren Gegensatze der Nationalversammlung, mit ihrem Glauben an die Suveränität der Gesamtnation, und des preußischen Staatsgedankens scheitern mußte. Friedrich Wilhelm IV. blieb nicht nur sich selber treu, sondern er tat das politisch einzig Mögliche und Kluge, als er die demokratisch-unitarische Kaiserkrone ablehnte, die das Parlament ihm bot, für die Deutschland nicht reif und deren Preis der Krieg war. Im Landtage aber verteidigte diese Ablehnung der künftige Schöpfer des Reichs. Er hatte kurz vorher gegen die Barrikaden das göttliche Recht in die Schlacht geführt; er führte diesmal das Preußentum gegen das Deutschtum vor, den historischen Sonderstaat und sein tatsächliches Recht gegen die nationale Idee, die ihn leugnet und unterwerfen will. Er bekannte es, daß sein Vaterhaus Preußen sei.

Preußen hat von da ab seine positive Arbeit dieser Jahre gegolten. Er erlebte die Einsetzung, dann die Revision

der Verfassung, die Durchführung ländlicher Reformen, er wirkte mit am Siege der Reaktion. Es waren Jahre der Durchbildung seines eigenen Ehelebens, der Weiterbildung seines religiösen Lebens; auch in Berlin, als Abgeordneter, hauste er mit Hans v. Kleist-Retzow zusammen und neben der Politik stand Andacht und Gebet. In der Politik aber wurzelte seine Tätigkeit sich ein, und er wurde ein fleißiger Arbeiter in Partei und Kammer; die Politik eroberte ein großes Stück seiner Seele. Wieviele politische Monologe hält er in seinen Briefen vor seiner unpolitischen Frau! Und Leidenschaft, Eifer, Haß kommen auch da stark zu Worte. Sie beseelen, in Spott und Zorn und dogmatischem Bekenntnis, seine Zeitungsaufsätze, seine Reden. Auf der Tribüne ist er derselbe wie 1847; mit immer neuen, überraschenden Wendungen, immer im gleichen Geiste verteidigt er von 1849—1852 die Monarchie, das Heer, den Adel seiner Heimat; er betont das Verdienst und den Anspruch und das sittliche Recht des Junkertums. Er preist die Kirche. Es ist gar nicht zu bestreiten: er ist damals der Bekenner der Doktrinen der Camarilla, der Gerlachs gewesen und hat, Jungbekehrter und Streiter zugleich wie er war, auch die Romantik verfochten, die der Glaube seiner Freunde — und damals auch Bismarcks Glaube war. Vielleicht kann man eine Entwicklung nachweisen, vielleicht war anfangs der Bekennerton besonders stark und wuchs nachher die nüchternere Arbeit; indes noch Ende 1850 brachen ihm die Tränen hervor, wenn er der Gefahr gedachte, daß seine Monarchie der Demokratie dienstbar werde: sein ganzes Empfinden atmete noch die Luft seiner Partei. Aber freilich: seine Art war stets besonders; die Salbung, die diesen Predigern einer Lehre so nahe lag, hatte er nie; sein Ton hatte stets etwas Hartes, Scharfes, Klirrendes wie von Waffen. Im Charakter war er ein anderer als seine Freunde.

Und seine Eigenart brach hervor, wo es sich handelte um die auswärtige, die deutsche Politik. Friedrich Wilhelm unternahm den Anlauf seiner Unionsgründung: zukunftsvoll auch dieser, aber auch er für die Gegenwart, in diesen Jahren des Auseinanderfalles, mit diesem Herrscher, der für die Tat verdorben war, aussichtslos und der Niederlage gewiß. Wir glauben heute die Fehler der Anlage, des Verfahrens, die

Schuld der Katastrophe, die Unvermeidlichkeit des Scheiterns zu durchschauen. Bismarck war der Gegner der Unionspolitik von Anfang bis zu Ende, aber nicht nur um ihrer Fehler, sondern ihres Zieles, ihres Gedankens willen. In der Verfassung dieser Union, die in so vielem die Vorläuferin seines engeren Deutschlands von 1866 war, war ihm sein preußischer Staat zu sehr gefesselt, zu wenig der Herr — und dieser Gefahr ist er freilich bei seiner späteren Schöpfung nicht anheimgefallen. Er forderte schon 1849 für Preußen Freiheit und wahre Führerschaft, er zeichnete die großen Züge einer stolzen gebieterischen preußischen Politik, die der deutschen Bewegung die Wege hätte vorzeichnen können, mit dem Schwerte in der Hand, von oben her — einer Politik im Sinne der Taten Friedrichs II. und Ottos v. Bismarck, im Sinne der Großmacht und ihres schöpferischen Wagemuts, des Sonderstaates und seines Herrscherwillens. Von Friedrich Wilhelms IV. Art und der seines Freundeskreises war in diesen Forderungen seines konservativen Untertanen gar nichts.

Der König ließ die Dinge hintreiben bis an den Bruch heran, und gab dann Österreich nach; er begnügte sich mit dem Scheine einer Gleichberechtigung Preußens in Deutschland und unterwarf sich dem alten Nebenbuhler. In den Tagen der Krise ist Bismarcks Preußenstolz hoch aufgewallt; verweigere Österreich die Gleichstellung, so forderte er den Krieg. Aber als dann Otto Manteuffel die Unterwerfung in Olmütz vollzog — die im Augenblick schwerlich vermeidbar, aber sicherlich eine Unterwerfung war — da verteidigte Bismarck sie im Landtage, als Parteimann, mit glänzender Geschicklichkeit, in einer Rede, in der sich die feinste taktische Kunst der Argumentation und glühende, ganz echte antirevolutionäre Überzeugung miteinander vermischten und in der doch zuletzt durch alle Stimmung und alle Tendenz des Augenblicks der Granit der tiefsten bismarckschen Eigenart hindurchblickt. Er verkündet, angesichts dieses Krieges für eine Idee, die ihm ein Phantom ist, die Lehre vom harten staatlichen Egoismus, der allein einem großen Staate zieme, der ihn vom kleinen wesentlich unterscheide und den Bismarck der „Romantik" entgegensetzt; er würde einen Eroberungskrieg begreifen, den Tendenzkrieg verwirft er ganz.

Da erhob sich aus dem Bismarck, der mit heißer Seele seiner Partei und auch ihrem Glauben anhing, anscheinend ohne die Ahnung eines inneren Widerspruchs, der Mann der Macht; wie mußten diese scharfen Klänge des preußischen Realismus seinem Könige in die Ohren tönen? Daß er etwas für sich sei, wußte Bismarck 1850 bereits: er war bereits damals der Träger des preußischen Machtgedankens, und daß er diesen ganz verkörpern und zur entscheidenden Tat führen sollte, war der Kern seiner zukünftigen Größe, seiner Einzigartigkeit, seines politischen Genius. Er wies bereits damals die Gefühlspolitik beider Parteien als Romantik von sich. Er stand in der Partei und ragte doch dank seinem Wuchse aus ihrem Nebelschleier hoch hervor. Noch war beides in ihm, das Gemeinsame und das Eigenste; der eigentliche Bismarck brauchte nicht erst zu werden: er war stets da gewesen, und trat bereits heroisch hervor. Aber halb gebunden war er bisher doch: erst die große Aufgabe sollte ihn völlig befreien. Er ging als preußischer Bundestagsgesandter nach Frankfurt, er, der Verteidiger der Olmützer Politik, der deutschen Reaktionspolitik, des Zusammenwirkens der beiden Großmächte. Er blieb der er war, und wurde doch erst in Frankfurt zum großen Staatsmanne.

IV.

Frankfurt 1851—59. Reaktion und Bundestag. Die Politik Bismarcks: der Realist. Die fertige Persönlichkeit.

Die Reaktion war siegreich: die Kräfte von 1848, Einheit und Freiheit, waren zurückgedrängt; auf den übertriebenen Vorstoß antwortete der Gegenstoß der alten Gewalten, in seiner eigenen Übertreibung auch er, trotz manches berechtigten Inhalts und mancher interessanten Erscheinung, nur etwas Vorübergehendes, Unfruchtbares. Der alte Bundestag war hergestellt: aber die alte Ruhe konnte mit ihm nicht wiederkehren — 1848 hatte den Gegensatz zwischen Preußen und Österreich und dessen Gefolgsstaaten unvergeßlich an das Licht gebracht; die Niederlage der Einheit bedeutete zugleich die Niederhaltung des nun einmal innerlich mit ihr verknüpften,

allen übrigen gefährlichen Großstaates im Norden. Der Bundestag konnte nichts anderes sein als das Organ für diese Niederhaltung. Wenn der Vertreter Preußens ein Preuße war, so war er auf einen Kampfplatz geschickt worden.

Dennoch war es Bismarcks glücklichstes Lebensjahrzehnt, das er in Frankfurt verbrachte. Die religiöse Entwicklung beschäftigte ihn dauernd weiter, aber sie war in ruhige Bahnen eingelenkt; der Ton seiner Ehe, seines Hauses war Liebe und Hingabe; eine Zeit gesteigerter Aufgaben und doch der heiteren Fülle brach an: mit Sehnsucht haben beide Gatten später auf sie zurückgeblickt. Nicht so sehr auf den Glanz der reichen und bewegten Reichsstadt mit ihrem ständigen europäischen Diplomaten-Kongresse, ihrer üppigen Lebendigkeit, die ein wenig an das zweite Kaiserreich gemahnt; als vielmehr auf den landschaftlichen Rahmen dieser kleinen Sonderwelt, auf den Himmel und die Berge und die frohe Leichtblütigkeit dieses deutschen Westens, den herzlichen Umgang im engeren Kreise, im stillen, eigenen Hause, mit Freunden wie Beckers und Keudell. Eine Menge lebendiger und unerschöpflich reizvoller Bilder bietet Bismarcks persönliches Dasein in all diesen Jahren dem Biographen dar — der Hausherr, der Schwimmer und Jäger, der Weltmann und der Diplomat, der Mann auf der frischen und starken Höhe seiner Entwicklung, wie Jakob Becker ihn 1855 gemalt hat: mit den Herrscheraugen bereits und doch noch mit einem sonnigen Zuge glücklich leichter Überlegenheit. Vielseitiger und reicher als damals ist Bismarck nie gewesen: Kampf und Freudigkeit, Arbeit und Genuß hielten sich noch das Gleichgewicht. Und keineswegs schmerzlos zwar, aber doch frei und glücklich, glücklicher als in den großen Tagen der künftigen Siege, war auch der glänzende Aufstieg des Staatsmannes. Er wurde innerlich kein anderer — dazu war er zu stark; und doch verwandelte sich sein Leben auf das Tiefste: es gewann neue Aufgaben, neue Gedanken, eine neue Richtung. Was vorher bereits der Kern seines innersten Wesens war, wurde jetzt zur Kraft, die sein ganzes Dasein täglich erfüllte: die Gleichsetzung mit seinem Staate, sein Preußentum.

Wir können es verfolgen, wie aus dem Verfechter der Gemeinschaft der beiden deutschen Großmächte, der aber bereits

vorher der seinigen die volle Gleichberechtigung gefordert hatte, der Feind Österreichs, der Urheber des deutschen Krieges wurde. Wir sehen es in lehrreichster doppelter Spiegelung in den Briefen an Leopold Gerlach, das Haupt der Camarilla, und an den Ministerpräsidenten Otto Manteuffel: die Vertreter der beiden, verbündeten und doch entgegengesetzten Bestrebungen, die in Berlin um Friedrich Wilhelm IV. und die Beherrschung der preußischen Reaktionszeit rangen, der romantisch-ständisch-konservativen und der altpreußisch-staatlich-konservativen, den Parteimann und den Beamten. Zwischen ihnen hatte Bismarck seinen Weg zu suchen: er führte von Gerlach zu Manteuffel hin, freilich dann auch über diesen weit hinaus.

Hier seien nur eben die Richtungen und die Stadien dieses Weges genannt. Aus dem Parteimann, der vom Landtage her zum Diplomaten geworden, ward bald der Staatsmann, dem der Landtag und das Parteiwesen immer fremder und verdächtiger wurde. Dieser Staatsmann aber lernte Deutschland kennen: er sah die kleinen Höfe, die Verhältnisse des Südens und Westens; er sah es bald als den Kampfplatz der beiden Großen. Er beobachtete dort und organisierte dann in seinem Sinne die Nebenbuhlerschaft, deren Durchkämpfung sein Ziel ward. Er sah die innere Notwenigkeit des Gegensatzes, mit dem Österreich und die Mittelstaaten Preußen bedrängten; er erkannte als die Waffe der Gegner den Bund und Bundestag. Preußen wird dort eingeschnürt und erdrückt: so will es das Lebensbedürfnis seiner Rivalen; es muß seinerseits den Bund unschädlich machen, es muß, jeder Erweiterung der Bundesansprüche gegenüber, so notwendig diese erscheinen mögen, aus Notwehr Obstruktion üben. Es muß die nationalen Wünsche zurückweisen, so lange sie an den Bund gefesselt sind: es muß sie neben dem Bunde, gegen den Bund unter seiner eigenen Leitung sammeln und ein neues, preußisch-deutsches Deutschland vorbereiten. Und das Ende dieser Abkehr vom Alten, dieser Begründung eines Neuen wird doch wohl nur eines sein können: der Krieg. Wohl würde eine Vereinbarung mit Österreich, eine Auseinandersetzung, die die Obergewalt teilte, stets zu erwägen sein — aber wird und kann Österreich sie jemals ehrlich gewähren? Geschichte und

Gegenwart weisen vielmehr auf den Krieg als das große Mittel der Entwicklung hin. Und in der trüben Unklarheit jenes Jahrzehnts war Bismarck der einzige, der diesen Gedanken klar und entschlossen zu Ende dachte, der diesen Weg nüchtern erwog und dann leidenschaftlich wollte: in seinen Gedanken erhob sich damals aus aller Mattigkeit der Gegenwart der feste Entwurf einer starken Zukunft.

Er errichtete sich, in weitem Umblick und ernster Durcharbeitung, ein System; er zog die innere Politik hinein und wollte auch das Verfassungsleben in freierer Bewegung für Preußens Macht auf den Kampfplatz führen; er blickte auf das weitere Feld, auf dem über den Kampfpreis Deutschland entschieden werden würde, und sah, daß es Europa sein würde, die europäische Gesamtpolitik.

Zwischen den unfreundlichen Nachbarn würde sich Deutschland seine Neugestaltung erringen müssen. Als das Natürlichste für Mitteleuropa erschien Bismarck stets eine Vereinigung der beiden deutschen Vormächte, aber möglich konnte sie erst durch die Klärung ihres gegenseitigen Verhältnisses werden; bis dahin zum mindesten brauchte Preußen die Nachbarn, wenn es sein mußte, gegen Österreich. Das Nächste war ein die Lösung vorbereitender, diplomatischer Feldzug. Und zu diesem bot ihm der Krimkrieg den Anlaß. Der europäische Westen gegen Rußland, Österreich dem Westen zugeneigt, in Preußen das bekannte Spiel der Parteien, der Doktrinen, der Neigungen, die den Staat der einen oder der anderen Weltgruppe zutreiben möchten — die meisten der liberalen der Westmächte; die Berliner Regierung von widerstreitenden Einflüssen und Stimmungen hin- und hergeweht; über dem Wirrwarr unklarer Tendenzen die Stimme des Einzigen, der nur von dem Gesamtinteresse, dem wahren Bedürfnisse des preußischen Staates ausgeht, Bismarcks. Österreich ist am Konflikte beteiligt, Preußen nicht: es sammle das gleichfalls unbeteiligte Deutschland um sich, es zeige ihm seine natürliche Vormacht, es halte sich und die Nation in starker Neutralität, vorsichtig aber tatbereit, den Stürmen fern. Um diese Politik hat der Bundestagsgesandte in stets wiederholter persönlicher Anwesenheit am Königshof, in stets wiederholten großartigen Denkschriften gerungen, leidenschaftlich, ungeduldig und doch — er allein —

nüchtern, sicher, so mutig als vorsichtig, er allein wahrhaft staatsgesinnt. Er hat den großen Realismus seiner politischen Pflichtlehre, seiner Gleichsetzung mit dem Gesamtinteresse, seiner Verurteilung aller Gefühls- und Launenpolitik machtvoll verfochten: ein Schauspiel sondergleichen, noch dem heutigen Deutschland eine nur allzu unentbehrliche Lehre von tiefster Bedeutsamkeit. Er trieb seine Diplomatie für sich, in Frankfurt und der Welt, mit der Selbstherrlichkeit des einzig Fähigen; mehr aus Schwäche als aus Erkenntnis ist Preußen schließlich, wenigstens dem Ergebnisse nach, seinem Rate zur Neutralität gefolgt. Und nach dem Frieden der gleiche Streit: jetzt wendet er sich zumeist auf die Stellung zu Frankreich. Soll Preußen es meiden, weil es das Land und weil sein Herrscher der Erbe der Revolution ist? Soll es mit legitimistischen Skrupeln oder mit der Wirklichkeit der Weltlage rechnen, die den beiden Gegnern Österreichs wenigstens die Möglichkeit einer Annäherung untereinander empfiehlt? Auch da erhebt sich Bismarck, als der Fortsetzer der Art des großen Kurfürsten und des großen Königs, gegen den Dogmatismus seiner alten Parteigenossen und kämpft in seinem hinreißenden Briefwechsel mit Leopold Gerlach das Recht und die Pflicht der Wirklichkeit mit strahlender Überlegenheit durch, sarkastisch, geistreich und zuletzt tiefernst. Er scheidet sich innerlich von seinem Lehrer und Freunde, dem er längst entwachsen ist; er bewahrt ihm die Treue, aber er schreitet über ihn hinaus; auch über den König, der seine Gedanken würdigte und ihnen dennoch nicht imstande war zu folgen. In allen diesen Auseinandersetzungen ist Bismarck bereits Preußen: so stark an ihm das Persönliche in seinem natürlichen Drange zum Handeln, zur Selbstbetätigung war, diese Gleichsetzung des eigenen Ichs mit dem Ganzen hob doch erst die Persönlichkeit in die Luft der höchsten sachlichen Größe empor und meißelte aus einer gewaltigen Anlage den wahren Staatsmann heraus. Er kannte und handhabte die Waffen des politischen Kampfes — alle, auch die kleinen; er folgte mit heißem Zorne und Schmerze jedem Mißerfolge, jeder Torheit seiner Regierung; aber er selber führte den Bau seiner Pläne streng und stolz in weltgeschichtliche Höhen hinauf. Und wie er damals innerlich vorlebte, was er nachher tat, in heller Männlichkeit, noch im Genusse der Umwelt,

der eigenen Freiheit, seiner selbst, in glücklicher Harmonie und doch schon ganz in mächtiger Tatenlust und -kraft: so mag die Stadt Goethes der Erinnerung sich freuen, die ihr den politischen Genius des Jahrhunderts in wundervollen Jahren neben dessen großen Dichter stellt. Ein Strom starken, reichen, hohen Menschentumes rauscht auch hier.

V.

Petersburg, Paris und Berlin 1859—62. Die neue Aera und die deutsche Frage. Die Berufung zum Minister.

Der Meister war da: dennoch führen ihn noch einmal erneute Wanderjahre in die Welt hinaus, eine zweite Vorbereitungszeit auf den vornehmsten fremden Schauplätzen der großen Politik hilft ihn noch einmal allseitiger ausbilden als zuvor. Innen war er fertig; es ist der Inhalt seiner letzten Gesandtenjahre, daß um ihn herum sich Neues gestaltete und auf ihn eindrang, in Preußen, Deutschland, Europa, daß seine unmittelbaren Lebensaufgaben sich formten. Das ergibt einen Reichtum mehr der Umgebungen und Verhältnisse als der seelischen Hergänge: freilich auch hier ragt die gewaltige Natur doch über alle die Dinge ringsum beherrschend hinweg.

Neu war die Person des Herrschers, die jetzt hervortrat und neben der Bismarcks historische Stellung sein sollte: Wilhelms I.; Bismarck, der ihm in den Gegensätzen des Krimkrieges Widerstand geleistet hatte, setzte sich jetzt für ihn ein; dann freilich warf gerade der Umschwung des Prinzregenten, der Sturz des Reaktionsministeriums auch ihn aus seiner Stellung hinaus: wider seinen Willen ward er im März 1859 Gesandter in Petersburg.

Neu war alsbald die Weltlage, die dies Jahr heraufführte, der französisch-österreichische Krieg um Italien. Er stellte für Preußen von frischem die Frage von 1854, und wieder stand Bismarcks antiösterreichischer Realismus im Gewoge der Parteimeinungen und der Regierungspolitik beinahe einsam, in seinen eigensten Absichten sogar ganz einsam da. Hätte er Preußen zu lenken gehabt, er hätte gewiß schon

1859 den Schlag gegen den Bund und gegen Österreich geführt; so beschränkte er sich auf die Empfehlung wenigstens einer vollkommenen Neutralität, und seine Seele schäumte in Angst und Groll hoch auf, als er selbst diese in Frage gestellt sah, als er fürchten mußte, sein Preußen werde die Kastanien für seinen Feind und Nebenbuhler aus dem französischen Feuer holen. Der ungeduldige Friedensschluß der beiden Kaiser hat dies Äußerste vereitelt, aber die große Gelegenheit war für Preußen zum mindesten unbenutzt geblieben: für die Nachwelt sind das gewaltigste ihrer unmittelbaren Ergebnisse die Klagen und Vorschläge, die der gefesselte Titan von seiner Petersburger Ferne aus in seine Heimat erschallen ließ.

Dann haben sich die Wogen wieder geglättet und Bismarck lebte sich in Rußland ein. Auch seine russischen Briefe geben ein buntes und reiches Bild seines persönlichen Daseins, seiner täglichen Arbeit und Umgebung, des Herrschers und der Staatsmänner, mit denen er zu verhandeln hatte, der Probleme, die er im inneren russischen Leben beobachtete, und derer, die den preußischen Diplomaten in ihm auf diesem neuen Boden beschäftigten — Preußens Stellung zum Zarenreiche und zwischen diesem und dem französischen Empire. Er fand doch, daß die große Politik hier in „breiteren Wellen" brande als in der Eschenheimer Gasse. Freilich, was er an seine Minister in Berlin, an Schleinitz und später an Bernstorff über all dies schrieb, ist bei weitem nicht so persönlich wie seine Briefe an Gerlach oder selbst an Manteuffel gewesen waren: die Klänge gedämpfter, das Vertrauen gebundener. Wieder hatte er die Haltung Napoleon gegenüber, neu die dem jungen Italien gegenüber zu verhandeln: im alten Sinne seiner Staatspolitik, und der Gegnerschaft gegen Wien.

Auch die deutsche Frage aber gewann ein neues Gesicht. Österreich war in Italien geschlagen worden, auch die deutsche Nationalbewegung erhob sich wieder, und zwar im kleindeutschen Sinne. Aber zu klaren politischen Zielen gelangte sie nicht, auch nicht in ihren Gedanken; das beherrschende Problem der Auseinandersetzung mit Österreich stand wenigen mit bismarckischer Deutlichkeit vor der Seele, und die bismarckische Folgerung der Tat zog kaum einer, unter denen, die zu handeln berufen sein konnten, nicht ein einziger. In-

zwischen begannen die brennenden Fragen der Zeit die Gegensätze stärker zu erhitzen: Hessen, Schleswig-Holstein, der Zollverein; auch auf König Wilhelm drangen sie näher und näher ein. Und während der König sich seinen Weg zu suchen begann, durfte der Staatsmann im Sommer 1861 seine Vorschläge vor ihm ausbreiten: die Gedanken der Befreiung Preußens aus seiner Zwangslage im Bunde, Deutschlands aus seiner Machtlosigkeit, Gedanken einer künftigen vollen Neugestaltung des nationalen Staates und vorläufig einer allmählichen Ersetzung des Bundes durch preußische Sondergebilde — alles Vorschläge, die schon ganz hinüberweisen in seine Ministerzeit, von bismarckischem Maße und bismarckischer Kraft, Klänge aus der Welt der Tat, der preußischen Tat, während die deutsche Erregung ihren nationalen Idealismus noch unsicher und hilflos gegen die Klippen der Wirklichkeit schäumen ließ. Und gleichzeitig erfüllte das letzte Neue, das diese Jahre brachten, das innerpreußische Dasein mit Kampf und Staub: der wachsende Konflikt um das Heer, um die Vorherrschaft zwischen Krone und Parlament. Überall schürzten sich die Knoten, die zu lösen oder zu zerhauen nur Einer berufen war. Man dachte bereits an ihn; während er selber 1859—60 schwer erkrankte und mühsam genas, blickten die deutschen Parteien und die Regierer Preußens unablässig auf ihn als den kommenden Mann; man schrieb ihm dunkle Pläne französischer Gesinnung zu, rätselte an seiner bedeutenden und noch undurchsichtigen Erscheinung herum, und der, in dessen Händen die Entscheidung lag, der Prinzregent und König, schwankte zwischen der Erkenntnis seines überragenden Wertes und zwischen dumpfer Abneigung und unsicherem Argwohn hin und her. Inzwischen stiegen in Preußen die Wässer; Bismarck wünschte, sie in das Flußbett einer großen auswärtigen, deutschen Politik hinüberzuleiten, und blickte nach seiner Art über die innerlichen Zwistigkeiten, die er lange noch unterschätzte, auf die großen Fragen der Allgemeinheit, des Gesamtinteresses seines Staates hin. Roon warb um ihn und für ihn; der König hielt sich zurück; noch im Mai 1862 sandte er Bismarck, statt ihn zum Minister zu machen, nach Paris. Er durfte noch einmal, ehe seine Stunde schlug, die Führer der französischen Macht persönlich prüfen; ihn

aber drängte die Unsicherheit seiner provisorischen Stellung und drängte vor allem doch, trotz mancher Abneigung gegen die berliner Last, das Gefühl seiner Aufgabe, der hohe Ehrgeiz des zur Tat, zur Lösung aller Nöte einzig Fähigen in heißer Ungeduld dem Ziele zu. Er rechnete in diesen Sommermonaten mit dem Rufe nach Berlin; er glaubte, die Verständigung zwischen Krone und Kammer ziemlich leicht herbeiführen zu können; aber, ob er sich darin täuschte: er war bereit, an die Stelle zu treten, die sein war.

Noch einmal das Ausruhen in der wundervollen Stille der Augustwochen von Biarritz: der Recke sammelte in behaglicher Selbst- und Weltvergessenheit noch einmal seine Kräfte. Dann der Bruch in Berlin, der Ruf Roons, und in der Stunde höchster Not, nach allen Gedanken der Thronentsagung, nach allem letzten scharfen Widerstreben seiner alten Abneigung, der königliche Entschluß Wilhelms I. zum Kampfe, wenn Bismarck ihn teilen wolle: der Bund der beiden Männer ward, am Rande eines Abgrundes, geschlossen. Wie Bismarck diese Tage der Entscheidung durchlebt hat, ist nicht hier zu erörtern; genug, sein Schicksal vollendete sich.

Er war gerüstet. Er allein hatte ein Ziel, ganz greifbar und ganz hoch zugleich, und die Fähigkeit, es handelnd zu erreichen. Er brachte die Erträgnisse eines bereits reich- und vielbewegten Lebens mit, aus jeder der Epochen, die hinter ihm lagen, sind Elemente in seine Ausbildung und in sein Werk übergegangen. Vorbereitend, stählend, bereichernd hatten sie alle auf ihn gewirkt, umgestaltend nie — am ehesten der religiöse Wandel; aber auch dieser hatte hauptsächlich doch nur ihn zu sich selber gemacht. In ihm war das Land, aus dem er stammte, die Kraft des alten Preußens — die aristokratische, militärische, insbesondere die staatspolitische Kraft, die große Überlieferung eines schöpferisch in die Welt hinausdrängenden und damit zugleich alles innere Leben beflügelnden staatlichen Ehrgeizes. Aber nur in ihm wuchs sie von aller Durchschnittlichkeit der andern zu der Höhe des Retters empor, als der er kam, für eine Welt, die nach dem Retter schrie, er selber eine Welt von unerschöpflichem Gehalte des Gedankens, des Mutes, des Willens. Was er in 47 Jahren in sich gesammelt und erlebt hatte, das wirkte jetzt auf seine Zeit

zurück, stärker als jemals diese auf ihn. Für die Zukunft seines Preußens, dem er diente und das er war, und jenes Deutschlands, das er gestalten und das er werden sollte, wurde Er von allen Gewalten auf lange hinaus die stärkste, die entscheidende. Die größten Tage der neueren deutschen Geschichte brachen an.

Herders Lebenswerk und die religiöse Frage der Gegenwart.*)

Von Professor D. Otto Baumgarten in Kiel.

I.

Das persönliche Lebensproblem.

Herder hat einen Anspruch, in der Gegenwart fortzuwirken, mehr noch um seiner Persönlichkeit als um seiner Schriften willen. Es soll hier versucht werden, den Persönlichkeitsgehalt des Lebens und Schaffens Herders herauszuarbeiten, mit der Wirkung, daß wir vor das Leben selbst, vor unser eigenes Leben gestellt werden. Wie es Herders Genie war, in jedem Menschengebilde jeder Zeit und jedes Volkes die innerste Seele, den Lebenstrieb herauszuspüren und nachzuempfinden, so ermöglicht er uns durch den Wert, den er selbst auf die Erfassung seiner Anlage und Bildung legte, und durch den Bekenntnischarakter seiner literarischen Produktion, obenan durch sein geniales Reisejournal den Rückgang aus seinen Schriften auf sein persönliches Lebensproblem.

Herder war ein tragischer Charakter: er drang nie durch zu völliger Verarbeitung seiner selbst; er besaß nicht Lessings persönliche Energie, sein Leben und Denken in Tat umzusetzen, sich bis zur vollen Klarheit durchzukämpfen. Auch seinen reichsten und reifsten Schriften fehlt wie seinem Leben die Abrundung, die Ausscheidung rein individueller Bedürfnisse und Stimmungen, darum die zwingende Kraft; es fehlt die Schönheit, die Grazie, die Einheit von Leben und Tat. Indem er uns reich macht durch seine alles umfassenden Interessen und Lebensreize, ist er selbst arm geworden in seinem Lebensverlauf. Gerade der wunderbare Reichtum seiner Begabung,

*) Diese Vorträge, deren Gedankengang im folgenden mitgeteilt wird, sind unter obigem Titel erschienen bei J. C. B. Mohr (Siebeck) in Tübingen. 105 S.

das Unbegrenzte seiner Interessen und Anempfindungen, seine Vielseitigkeit und Elastizität, sein phantasievolles, stets gährendes, nie abgeschlossenes Innenleben hinderte die Einigung auf ein Hauptinteresse und die Auflösung der in seinem Gemüt liegenden Widersprüche. Die „greuliche Unordnung seiner Natur", die Unabgeschlossenheit gegen die entgegengesetzten Anschauungen, blieb ebenso wie die strebende Unruhe und skeptische Selbstzerfleischung sein Los bis zu Ende seines Lebens und hinderte nicht blos das Ausreifen seiner Person und seiner Werke zu klassischer, ruhiger, abgeklärter Gestalt, sondern noch mehr das Gewinnen eines festen Berufscharakters.

Das Unfertige seines Wesens und Unharmonische seines Wirkens ist großenteils begründet in seiner Jugend- und Bildungsgeschichte. Sie erklärt mit ihren konvulsivischen Anstrengungen und Aufbäumungen gegen traurigste Sklaverei die tiefen, unausgleichbaren Furchen und Ecken seines Wesens. „Der Morgentraum seiner Jugend" bestärkte seine sensitive, stimmungsvolle Empfänglichkeit für alles Erhabene, Geheimnisvolle, Fremdartige, Primitive, aber auch seine über die Stimmungen und Eindrücke nicht Herr werdende Empfindsamkeit. Aus dem frühen Kampf um die Lebensstellung erwuchs ihm das Bewußtsein des selbstgemachten Mannes, das seiner Selbstbeurteilung wie seinem ehrgeizigen Traum von Selbstauszeichnung zu Grunde lag. Aus der bitteren Erinnerung an die Schul- und Famuluszeit erwuchsen seine radikalen, extrem individualistischen Reformvorschläge. Was Goethe Herders „Unbetulichkeit" genannt hat, eine Wirkung unbefriedigten Selbstgefühls, das nicht in der Billigung des eigenen besseren Ich Genüge findet, das ihn hinderte, in den großen objektiven Zielen auf- und unterzugehen, das Tat und Wahrheit nicht eins werden ließ, der Tat und Äußerung fast nie den reinen Geschmack der Notwendigkeit und Gedrungenheit gab, dies ganze Hängenbleiben in Anregungen und Stimmungen, die nicht jeder nachempfinden kann, ist eine Nachwirkung der Jugendzeit. Von der Knabenzeit her, die ihn in einen Zustand der äußersten Spannung, in eine krankhafte Reizbarkeit versetzte, bewahrte sein ganzes Leben etwas Pathologisches.

Es war für seinen zukünftigen Beruf, für sein Gottesbewußtsein, für seine Selbstbehauptung verhängnisvoll, daß

er in diesem Druck Halt und Trost und Rettung nicht in irgend welchen objektiven Größen, lediglich im Glauben an seinen Genius fand, der sich ihm wie ein Aberglaube festsetzte. Seine ersten Gedichte bekunden einen selbstvergötternden Pantheismus. In ihren unreifen, gährenden Tönen spricht sich die bleibende Grundstimmung seines Selbstgefühls aus, jene Richtung seines inneren Lebens, die ihn niemals restlos aufgehen ließ in seinem Beruf, die sein Christentum zu einem steten Kompromiß mit hellenistischen, spinozistischen und anderen Motiven der Selbsterlösung geneigt machte. Es erhebt sich hier die für das persönliche Lebensproblem wesentliche Frage: Hat Gott eine notwendige Stelle in seinem innersten Leben, als überragende, heilende Macht?

Wenn wir nun fragen, wie der völlig vereinsamte, in sich gekehrte Jüngling, schwankend zwischen pessimistischer Melancholie und stolzer Selbstigkeit den Weg ins christliche Pfarramt fand, so ist dieser Weg sicher nicht zu erklären aus den Jugendeindrücken von Kirche und Andacht, die vielmehr seine intensive Abneigung gegen die Kirchenfrömmigkeit, gegen die frühe mechanische Gewöhnung zur Andacht, die dumpfe Empfindung des Feierlichen, die trübe Art der Andacht hervorriefen, übrigens aber eine schwebende, naive Religionsmengerei zur Grundform seiner religiösen Denkart machten. Außer einem dunklen Drang zum Mysteriösen und Abenteuerlichen war es offenbar die Begeisterung für die Bibel, aber nicht um ihres Offenbarungsgehaltes, ihrer religiösen Wirklichkeit willen, sondern wegen ihres poetischen, tiefsinnigen Reichtums, was ihn zum Theologen bestimmte. In dieser Verquickung poetisch-ästhetischer und religiöser Motive liegt wie die Stärke, so auch die Schwäche seiner Position: der Mangel an einer durchschlagenden Berufenheit, an einem heiligen Müssen erklärt zum Teil, daß seine Religiosität auf die Goethe und Schiller keinen rechten, tiefen Eindruck machte.

Zu der Gestaltung seines persönlichen Lebensproblems trug aber endlich noch wesentlich bei die Art seines Studiums. Es fehlte ihm ein sorgloses, seine Ecken abschleifendes, allmähliches Reifwerden und Sicheinleben in den Beruf ermöglichendes akademisches Leben. Es war sein Schicksal, daß er sofort unterrichten mußte, ehe er unterrichtet war, daß er

dann in Riga die Stelle eines vielgesuchten „Redners Gottes" behaupten mußte, während sein Gott ihm noch eine gesuchte Größe war. So konnte sich seine Wirksamkeit nicht von innen heraus entfalten, ungesucht und von dem inneren Reifestand gedrängt. Er hat ja selbst den „unersetzlichen Schaden" beklagt, „Früchte affektieren zu müssen und zu wollen, wenn man nur Blüten tragen soll".

So ahnen wir den tragischen Verlauf seines Lebens, eine Folge dessen, daß er nicht die sichere Abklärung seiner Gedanken und Lebenswerte, nicht ihre Durchbildung zu Erlebnissen einer höheren, allgemeinen Notwendigkeit, nicht die innere Freiheit über den Anregungen und Eindrücken von außen her, und damit auch nicht die völlige Verarbeitung seiner selbst, das Aufgehen seiner Person in ihrem Objekt erreichen sollte. Aber sein ergreifender Kampf, Herr zu werden seines glühenden Chaos, läßt uns gerade eine persönliche Stellung gewinnen zu dem großen Problem seines Lebens.

II.

Herders Stellung in der Ideengeschichte.

Herder war der größte Unempfinder, der uns bekannt ist, die seltenste Verkörperung weiblicher Rezeptivität, ein Sammel- und Treffpunkt der verschiedensten Geister seiner Zeit. Seine Stellung in der Ideengeschichte ist dadurch bestimmt, daß er die verschiedensten Strömungen des Zeitgeistes in sein inneres Leben einmünden und in ganz eigenartiger Mischung wieder aus sich heraustreten ließ.

Stärker als der sehr verdünnte Pietismus seiner ersten Umgebung wirkte auf den jungen Herder der griechische Geist, aber nicht ausschließlich: der große Brite stärkte gleichzeitig nicht zwar seinen so schwachen Wirklichkeitssinn, aber seinen phantastischen Traumsinn. Als dann auf der Universität die Aufklärung ihm gleichzeitig mit der pietistisch-pedantischen Schablone entgegentrat, hat sie seine Kirchengläubigkeit nicht eigentlich erschüttert, sondern nur erweicht — das ist das Charakteristische seiner nie prinzipiellen, ästhetisierenden Theologie geblieben. Daß er Kants Schüler ward, erklärte er

selbst für das wichtigste Ereignis in seiner Studienzeit; aber auch ihn faßte er nicht prinzipiell, nur persönlich und methodisch auf und rühmte „den glücklichen analytischen Weg“ seiner gesellschaftlichen Beobachtung und philosophischen Erziehung. Kants Einfluß auf Herders Gedankenbildung ist beschränkt auf die empiristisch-skeptische Vorstufe der Kantschen Metaphysik. Die Idee einer „negativen“ Philosophie, der sokratischen Wissenschaft: nicht zu wissen kam Herders Unlust entgegen, sein reiches inneres Leben mit Verstandeswegen zu durchforsten, auf Begriffe und zur Klarheit zu bringen. Seine erste philosophische Skizze zeigt deutlich, daß er zeitlebens bei der englischen Erfahrungsphilosophie stehen bleiben wird, bei ihrer Reduktion der Logik und Moral auf die Psychologie statt auf die Erkenntnistheorie, worin der Keim des späteren Zerwürfnisses mit Kant zu suchen ist. Während Herder aber doch die große Revolution ahnend erfaßte, die Kant in der Philosophie bewirkte: die Verlegung des Ausgangspunktes aus den Objekten in den Menschen, der sie empfindet und denkt, blieb er stets bei einer positivistischen Deutung der Kantschen Philosophie stehen, die seinen reifsten Gedanken nicht gerecht wird. Er hat die Weiterentwickelung Kants zum kritischen Idealismus nicht mitgemacht, der jenen zu festen allgemeinen Grundlagen des Denkens und zu festen, kategorischen Postulaten der Sittlichkeit geführt hat.

Herder hat eben Kant nach der Seite Rousseaus umgebogen. Ihn hat Herder verdeutscht. Von ihm hat er die Vertretung der „niederen Seelenkräfte“, des unbewußten Instinkts im Denken und Handeln übernommen und die ideale Anschauung von der natürlichen Stärke des menschlichen Geistes und seiner glücklichen Sinnlichkeit, damit zusammenhängend die Bestimmung der sittlichen Erziehungsaufgabe als lediglich bewahrend, vor Kultur und Entwickelung der höheren Seelenkräfte schützend. Als längst die Zeit seines von den Rousseauschen Schriften überladenen Magens vorüber war, als sein Geschichtssinn im Bunde mit seiner Abneigung gegen Konstruktionen ihm die fanatisch-utopistische Sentimentalität Rousseaus entwertet hatte, blieb doch die ursprüngliche Verwandtschaft: die Vorliebe für das Naturwüchsige und Ursprüngliche, die Abneigung gegen alle schablonenhafte und

heteronome Verbildung, die Forderung einer menschlichen Erziehung. Ward er dadurch von Anfang an hinausgehoben über das einseitig intellektuelle, vernünftige Bildungsideal der Rationalisten, so hat ihn dieser naturalistische Optimismus, diese naive Zuneigung zu der „reinen" Menschheit am Ende wie Kant, so auch der absoluten, überweltlichen Zielbestimmung des Evangeliums entfremdet.

Fast noch größere Bedeutung für Herder und für unsere deutsche Ideengeschichte hatte seine Berührung mit Hamann. Dieser wunderliche Prophet eines späteren reicheren Gemütslebens mit seinen tiefen Intuitionen und seinen ungeordneten, regellosen, genial stillosen Einfällen überwältigte den eindrucksamen Jüngling durch die Unberechenbarkeit seines springenden Witzes. Den Anfang ihrer Bekanntschaft bildete die begeisterte Lektüre des großen britischen Dramatikers. Von ihm ist über Hamann und Herder hin auf Goethe der kräftige realistische Zug übergegangen, der von der gedachten Wahrheit und regelrechten, idealen Anschauung der Dinge sich zu der konkreten, widerspruchsvollen, launisch verwobenen Wirklichkeit wendet, eine nicht berechnende, sondern intuitiv tastende Erfassung der vielverwobenen Fäden des Lebens, ein energisches Mißtrauen gegen den superklugen, aufgeklärten Menschenverstand, dem die Wahrheit eine abgegriffene Rechenmünze ist. Hamann brauchte Herder nur zu bestärken in der angeborenen romantischen, genialen Geistesrichtung, in dem natürlichen Geschmack für das Sinnliche, Konkrete, Unreflektierte, Unmittelbare, Ursprüngliche, um ihn für immer zu feien gegen die Einflüsse des Rationalismus.

Von ungemeiner Tragweite für unsere deutsche Kultur war die Bestärkung Herders durch Hamann in seiner Liebe zur Bibel. Viel tiefer als über den Inhalt der Bibel, über ihren Schatz an innerer Erfahrung, wenn man sie im organischen Zusammenhang nach ihrem Lebensgeist auffaßt, reicht die Übereinstimmung beider Männer über den formalen Wert der Bibel: sie deckte sich mit den kongenialen Erfassen des Unmittelbaren, des derben Realismus in der Poesie, dieser Muttersprache der Menschheit. Herders zweifellos genialstes Lebenswerk: seine nachdichtende Interpretation des Lebensgeistes der Bibel stammt aus seinem Verkehr mit Hamann.

Sehen wir so Herder schon durch seine Aufnahme der Kantischen, Rousseauschen, Hamannschen Anregungen hinausgehoben über den Aufkläricht des Rationalismus, ehe dieser seinen Höhepunkt erreichte, so müssen wir als Ertrag seines Lebens in Riga, wo er als „Aufklärer mit der Bibel in der Hand" wirkte, doch wieder eine starke Berührung mit den besten Kräften der aufklärerischen Bewegung konstatieren. Es ist lange nicht genug beachtet, wie die reiche Kaufmannsstadt mit ihrem merkantilen, utilistischen Geist, mit ihren kosmopolitischen Beziehungen für Herder das Hereinfluten des neuen englischen und französischen, deistischen und utilistischen Geistes in unsere deutsche Kultur vermittelte und ihn zu einem bewußten Zeitgenossen der Adam Smith und Shaftesbury, Diderots und Friedrichs des Großen machte. Er vollzog gewissermaßen eine Idealisierung der rein weltlichen Interessenkreise. In Riga brachte die tägliche Berührung mit dem, was Herder den „Handlungsgeist" seiner Zeit nannte, in ihm die von Kant bereits genährte Richtung auf innerweltliche, weltmännische Interessen zum vollen Durchbruch: eine ganz neue Wertschätzung des empirischen, in der raumzeitlichen Erfahrungswelt eingeschlossenen Weltlebens forderte gebieterisch Raum in seiner Weltanschauung. In ihr spielte eine wesentliche Rolle das natürliche Leben. Im Gegensatz zum kirchlichen Verständnis von „Natur" und „natürlichen Menschen" fühlte sich Herder dem Zeitalter der Aufklärung verbunden durch seinen urkräftigen Sinn für den Adel der Natur, für natürliche Güte und Religion. Bei Herder verband sich mit der Begeisterung für die absolute Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit der natürlichen Entwickelung, mit der Rousseauschen Schwärmerei für das Naive, für die ungelöste Einheit des sinnlichen und sittlichen Lebens der Leibnitzsche Blick für das Werdende, und dadurch wuchs aus der Betonung des natürlichen Keimes die Idee der natürlichen Entwickelung und der natürlichen Vervollkommnungsfähigkeit, sich auflehnend gegen die Unterschätzung der irdischen, weltlichen, natürlichen Triebe, Zusammenhänge und Zwecke in der einseitig religiösen Betrachtung.

Während sich Herder damals als Genosse des edlen Spalding mit seiner religiösen Begeisterung für Menschennatur

und Gesellschaftsleben fühlte, ist seine spätere leidenschaftliche Ablehnung Spaldings im Bückeburger Exil nicht bloß als Renegateneifer gegen die eigene bisherige Position, sondern mehr noch als Reaktion der seinem Temperament eigenen poetisch-phantasievollen, starkgeistigen Auffassung der Dinge gegen die selbstherrliche, nüchterne Vernunft zu werten. Seine Bückeburger Schriften offenbaren nur die stets wirksame, jetzt aber einseitig wirksame, übermächtige Beeinflussung durch Hamann. Sie vertrug sich bei ihm sehr wohl mit der durch Rousseau; und was in Bückeburg nur einseitig zum Ausdruck kam, war als Möglichkeit und Anlage ebenso in ihm wie das, was nachher den Sieg behielt: der naturalistische Optimismus.

Es war Hamanns besonderes Verdienst, Herder mit Luther in inneren Umgang versetzt zu haben. Ausgehend von der Freude an seiner ursprünglichen, unentnervten, freien und männlichen Sprache, erwärmte er sich mehr und mehr auch für die persönliche Art, endlich auch für die gewaltige und einfältige Religiosität des deutschesten Mannes. Der durch und durch moderne Subjektivist fand durch Luther die geschichtliche Anknüpfung an den Glauben der Väter, an den kräftigen, ursprünglichen Religionsgeist der Reformation; sonst jeder Neologie zugewandt, fühlte er sich gefesselt durch die Empfindung der religiösen Wucht des Mannes, dessen Persönlichkeit und Stil ihn auch für sein Denken, ja selbst für seinen religiösen Absolutismus erwärmt. Gleichzeitig mit Luther wirkte auf Herder die ganze ungebrochene, demütige Frömmigkeit seines vornehmsten Beichtkindes, der Gräfin Maria von Schaumburg, und zog ihn mächtig hinein in ihre innige, nicht enge Gläubigkeit, obschon ihm die Wahrheit der Frommen, die ihn hier erfaßte, mehr Farbe als Gegenstand blieb. Wer will es sagen, daß nicht eine fortgehende Beeinflussung durch eine solche Glaubensinnigkeit und Jesusliebe, verbunden mit den Eindrücken der genialen, starkgeistigen Religiosität Luthers und Hamanns, den von starken Eindrücken bestimmbaren Mann dauernd in die Richtung gebracht hätte, die Schleiermacher dann zum Sachwalter des Christentums als der Religion des erlösten Gemütes gemacht hat? Allerdings war Herder auf solche abgeschlossene christliche Charakter-

bildung nicht veranlagt, hätte ihr auch eine Fülle von genialen Trieben und vielseitigen Anregungen opfern müssen, für die die deutsche Ideengeschichte ihm ewig dankt.

So hat ihn keine bedeutsame Richtung seiner Zeit, selbst nicht die breite Mittelmäßigkeit, nicht eine zeitlang auf ihrer Seite gehabt; keiner hat er nicht auf kurze Zeit ihre besten Triebe abgespürt, um sie dann in ihrer Armut und Einseitigkeit souverän abzuweisen. Ebenso groß wie seine Empfänglichkeit für alles wirklich Lebendige war eben seine Originalität.

III.

Herders Originalität.

Daß Herder die verschiedensten geistigen Ingredienzien in sich aufnehmen und verarbeiten konnte, gerade darin liegt seine geniale Originalität. Sie besteht zunächst in einer ungemein starken Individualität. Durchaus alle seine Wahrnehmungen und Darstellungen sind zugleich erwärmt und getrübt durch das Medium seines stark empfindenden Gemüts. Seine Unzuverlässigkeit in Konstatierungen erklärt sich daraus, daß schon die erste, unmittelbare Aufnahme der Objekte das reine Gegenüber derselben aufhob. Kraft und Schwäche seiner literarischen Wirksamkeit wurzeln in der stark subjektiven Art der Auffassung und Wiedergabe. Am sieghaftesten und ungetrübtesten wirkt sie in seinen Predigten; denn da zeigt sich wie seine starke so seine reiche, „weitstrahlende“ Individualität. Sie subjektivierte die verschiedenartigsten Erfahrungen ohne Engkreisigkeit und ohne ihnen ihr unterschiedenes Wesen zu rauben, ohne sie zum System zusammenzudrängen. Dazu half seine ungemein starke, an Nüancen der Reaktion reiche Phantasie, die aus lebendigen Einzelbeobachtungen und inneren Anschauungen und Intuitionen ein überraschend eigenartiges Gewebe bildete. Seine Popularität im Predigen wie seine Kongenialität als Schriftausleger beruht in dieser von allem abstrakten Spiritualismus unangefochtenen Sinnlichkeit, Plastik und Wärme seiner Eindrücke und Ausdrücke.

Dazu gehört nun auch die Energie seines praktischen Denkens. Feind aller Abstraktion und bloßen Demonstration

des Verstandes, ein schlechter Philosoph und Systematiker, ist er groß in der psychologischen Analyse und zwar gerade der elementarsten, alltäglichen Erscheinungen; Naturgeschichte des menschlichen Geistes, und zwar immer mit Berücksichtigung seiner örtlich und zeitlich differenzierten Eigenart ist seine stärkste Seite. Dabei sind alle seine Beobachtungen geeint durch seine praktische Zielstrebigkeit: sein Denken läuft stets aus in ein Fordern, seine Resultate werden immer praktische Reformen. Er ist stets Lehrer, Bildner der Menschheit, nicht Gelehrter. Seine „menschliche Philosophie", das Band all seiner Interessen, ist praktische Pflege der Humanität.

Das führt unmittelbar auf den pädagogischen Grundzug in seinem Wesen. Man kann diesen Grundzug, der ihn von allen Klassikern unterscheidet, selbst in seinem Stil, in den immer neuen Umgießungen seiner Hauptwerke, in seinen Briefen, vor allem in seinem Reisejournal nachweisen, wo die unterrichtlichen so konsequent den erziehlichen Gesichtspunkten untergeordnet werden. Seine Schriften bilden einen fortgehenden Unterricht, sind durchweg zumutend, predigend, verschiedene Ziele der Bildung darstellend. Auch die philosophische Geschichte der Bildung des Menschengeschlechts, die Kulturgeschichte, die ihm stets als Ziel seines literarischen Ehrgeizes vorschwebte, hatte durchweg fortbildende Tendenz. Und gerade dem Prediger kam es zu gut, daß ihm als Erzieher die Richtung auf die Persönlichkeit wesentlich ist und wir ihm überall ein innerliches, notwendiges Verhältnis von Inhalt und Form, Gehalt und Gestalt, innerem Leben und Darstellung abspüren.

Keine Disziplin aber hat glänzendere Offenbarungen seines Genies zu verarbeiten gehabt als die Geschichtswissenschaft, zumal die vergleichende Ideen-, Kultur- und Sprachgeschichte. Der Geschichtssinn, die stete Berücksichtigung des Nationalen, zeitlich, örtlich, klimatisch, kulturell Bedingten, geschichtlich Wahren zeichnet Herder wohl am meisten aus in einem Zeitalter, das über absoluten, allgemein-natürlichen, idealen, subjektiven Maßstäben, die Bedeutung der „zufälligen" Geschichtswahrheiten, das Moment des durch Zeit und örtliche Verbindungen wesentlich bedingten, des nationalen, des Volkslebens unterschätzte. Hinweis auf die Bildungsgesetze

geschichtlicher Entwickelung ist so ziemlich seine prophetische Aufgabe gewesen in der Entwickelung unseres deutschen Bildungslebens. Die Betonung des „Idiotistischen", die Warnung vor aller schablonenhaften Nachahmung, dies vielseitigste Erfassen alles Volkskundlichen, die genetische Beurteilung aller Erscheinungen, die immer fortgehende Bereicherung seiner Lebensanschauung durch Aufgreifen neuer Geschichtskomplexe — ach wie unerschöpflich reich machte ihn und uns sein enormer Geschichtssinn! Nicht zwar der gelehrte, aber der im besten Sinn politische Geschichtssinn, der Perspektive hat durch Zusammenschauen des Vergangenen und des noch Wirksamen, der darum aber auch durch seine Darstellung des geschichtlich notwendigen Ganges eingreifen möchte in die diesem Gange entsprechende Weiterentwicklung, findet bei Herder alle wesentlichen Voraussetzungen, und das sind dieselben, die ihn zum Pädagogen vorzüglich befähigten: die Freude am Werdenden, nicht am Harmonischen, die relative, nicht absolute Wertung. Besonders aber ist entschieden ein innerer Zusammenhang zu behaupten zwischen seinen Lieblingsarbeiten über die älteste Urkunde, den Ursprung der Sprache in Poesie und Musik, über die Volkslieder und zwischen seinem pädagogischen, dem Kinde, dem werdenden Charakter zugeneigten Grundzug: das Interesse an dem Keimen der menschlichen Persönlichkeit, an den Originalpunkten der Individualitäten und Nationalitäten. Hier wird uns das wundervolle Vermögen Herders, fremde Volkspoesie zu reproduzieren, verständlich. Es ist sein erstaunliches Anempfindungsvermögen, der unendlich fein und reich nüanzierte Resonanzboden seines Gemütes.

Das führt uns auf das mit seinem Nervenwesen zusammenhängende starke Temperament Herders, seine fast weibliche Lebendigkeit. Während diese auf der Kanzel gemäßigt sich nur anregend geltend machte, schädigt das oft zur Manier und stilistischen Wendung gewordene zufahrende, gestikulierende Ungestüm die ruhige Wirkung vieler Schriften.

Die Frage: ist diese geniale ästhetische auch zugleich eine religiöse Veranlagung? war Herder angelegt auf religiösen Charakter? kann keine runde Antwort finden. Denn die Eindrücke, die wir in dieser Richtung erhalten, wechseln. Die religiöse Beziehung ist bei Herder für ganze Zeiten und zu

allen Zeiten für wesentliche Lebensverhältnisse nicht maßgebend, nebensächlich, latent gewesen. Der von vielen behauptete „tief religiöse Grund" seiner Anschauungen kann nicht schon deshalb bezweifelt werden, daß er nur selten, in den heiligsten Augenblicken zutage trat, übrigens aber ein dunkler, unaufgeklärter Hintergrund seiner Weltanschauung blieb; allein die Briefliteratur, zumal der Briefwechsel mit der Braut, lassen die wohltuende religiöse Gemütsverfassung nicht als durchgehenden, festen Grundzug behaupten, und wenn auch als ursprüngliche Anlage, doch nicht als vorwiegende Haltung seines inneren Lebens. Seine Gottesempfindung zeigt sich mehr als Unempfinden, Nachempfinden, Reaktion gegen die Eindrücke des Unendlichen, Übermenschlichen, Erhabenen in der Natur zumal, in Poesie und in Persönlichkeiten, denn als eine selbsteigene Aktivität und Energie, die stets mitwirkte, wo Lebensimpulse wirken. So versagt die Religion auch in den schwersten Zeiten der Verstimmung ihre Heilkraft und fehlt ihm der Friede, das Siegel der religiösen Stetigkeit. Mit steter Zuhilfenahme der elastischen Gefühlsenergie Herders kann man trotz entgegenstehender Selbstzeugnisse den Vorwurf der Unaufrichtigkeit auf der Kanzel zurückweisen: er war in dem Augenblicke, da er von religiösem Leben zeugte, ganz davon erwärmt; aber das war mehr eine musikalische Gestimmtheit, die sofort wieder einer sei es moralischen, sei es ästhetischen Platz machte. Aber man darf nicht von einer „durch und durch religiösen Natur" sprechen. Es fehlte ihm dazu bei reichem Stimmungsleben, das aber steten Schwankungen unterworfen blieb, das feste religiöse Rückgrat, der Rückhalt an objektiven Gewißheiten. Sobald wir die Stärke der Religiosität nicht allein an der Intensität des subjektiven menschlichen Gefühls, sondern ebenso an der Stetigkeit und Übermacht des objektiv hereinragenden göttlichen Lebens und gar nach der Stärke und Bestimmtheit der Welt- und Selbstbeurteilung unter der Idee Gottes bemessen, so wird das Urteil über Herders religiöse Anlage ungünstig. Bei aller sittlichen Reizbarkeit bildet die Schwäche und Unbestimmtheit seiner religiös-sittlichen Selbstbeurteilung den innersten Grund aller seiner Schwächen, den Grund auch dafür, daß er im späteren Alter sich verarmend und unselig fühlte. Die vielen Erfahrungen seiner

Haltungslosigkeit und Weichlichkeit und mangelnden Selbstzucht führen trotz seines Edelsinns und seiner natürlichen Güte zu dem Urteil: Sein Moralismus war mehr Sache des Gefühls als des Willens, am wenigsten aber Wirkung der Zucht, wie sie eine lebendige, stetige Selbstbeurteilung unter der Idee Gottes bewirkt.

So erklärt sich auch sein geflissentliches Ignorieren der Sünde und sein überraschendes Unvermögen zur Buße, wo man sie unbedingt erwartet, wie nach dem Abbruch in Riga. Sein optimistischer Moralismus vermag für eine tiefreligiöse Auffassung der Sünde als einer widergöttlichen, natürlichen Macht, vermag auch für Kants „radikales Böses" kein Verständnis zu gewinnen. Dieser Mangel ist nun teils aus seiner Jugendgeschichte, teils aus seiner überreichen Natur zu erklären: seine Vielseitigkeit und elastische Gefühlsenergie läßt einen festen, stillen, überwältigenden Eindruck einer objektiven Macht nicht haften. Die Tragik dieses Lebens war, daß es so angelegt war, daß es nie völlig Bankerott erklärte, um völlig vom Kapital der Gnade zu leben.

Dagegen liegt seine ganze beglückende Genialität in der Lebendigkeit seiner Ahnungen tieferer Geheimnisse. Das Unmeßbare, Unvernünftige, die verworrenen Fäden des unbewußten Lebens fesseln ihn, nicht bloß mit Neugierde, auch mit der Ahnung der Nähe der Gottheit. Etwas vom festesten Bestande seiner religiösen Anschauung ist darum der Vorsehungsglaube, dem er selbst bis in sein Traumleben nachgeht. Er grenzt öfters an Fatalismus, und das Schaudern vor dem Erhabenen ist oft mehr der sinnlichen Reizbarkeit als der religiösen Innigkeit zuzuschreiben. Allein dies eigentümliche, ahnungsvolle, tiefsinnige Weben im Mysteriösen ist der Mutterboden des lebendigen Glaubens. Und wenn nun Herder selbst mit Recht Gefühl für Erhabenheit die Wendung seiner Seele, sein Leben einen Gang durch gotische Wölbungen nennt, so können wir in der Ergriffenheit von dem geheimnisvollen Walten der Gottheit die Originalität seiner religiösen Anlage finden.

IV.

Herder und Goethe, ein notwendiger Gegensatz.

Mit seiner gereiften Originalität trat Herder dem jungen Goethe entgegen und führte ihn auf die Bahn seiner großen, freien deutschen Kunst. Aber in Weimar sah sich der neue Oberpfarrer bald genötigt, seine eigene Wege zu gehen. Mag die größere Schuld der Entfremdung in der hypochondrischen Empfindlichkeit und Eifersucht Herders zu suchen sein, so hat doch auch die vornehme Hofhaltung des „Herrn Geheimrat", der weltliche Ton, die freie Bewegung in der Öffentlichkeit ihn fern gehalten. Man kann sich als Geistlicher unschwer in die Stimmung versetzen, die allerdings einseitig und engherzig war, wenn Herder in dem alten und im Grunde noch immer liebevollen Freunde nichts sah als den „directeur des plaisirs, Schauspieldichter, Komödiant und Favorit des Herzogs". Welcher innigen Befreundung machte dieser schroffe Gegensatz Platz, als einerseits Goethes Wesen aus dem Sturm und Drang zu ernster Berufsarbeit abgeklärt, anderseits Herders Interesse von der theologischen auf die naturalistische Betrachtungsweise herübergegangen war!

In diesen fünf glücklichsten Jahren Herders haben sich die großen Geister gegenseitig zu den höchsten Leistungen ihres Genius bestimmt. Herders Hauptwerk, die „Ideen", führt uns in seinem Werden und in seiner Gestaltung in die Gemeinschaft mit Goethe, der begeistert war für den Nachweis von Notwendigkeit, Gesetz und organischem Zusammenhang in allem, für die Einreihung auch der Menschen und Nationen in die Reihe der Naturgeschöpfe und den ganzen Geist des Buches faustisch fand in dem Hohn auf die Afterweisheit des Jahrhunderts, in dem Andrängen gegen die dem Erkennen gesetzten Schranken, in dem Wühlen nach dem „Einen und Allen", das die Welt im Innersten zusammenhält. Umgekehrt aber darf das Faustfragment von 1790 „die in Italien ausgereifte Frucht des Zusammenlebens mit Herder", „die Geheimnisse", das Seitenstück zu den „Ideen", ein Denkmal ihrer Einheit in den Hauptpunkten genannt werden. Schließlich ist auch die „Iphigenie" mit ihrer „alle menschlichen Gebrechen sühnenden reinen Menschlichkeit" ein Dokument ihres gemein-

samen Humanitätsideals. Dabei machte das unbedingte Vertrauen zu der gleichen Grundstimmung sie zu einzig geeigneten Korrektoren ihrer höchsten Erzeugnisse.

So wird in dieser Zeit jeder vom anderen, Goethe als gründlichster Beobachter, Herder als ahnender Vorausnehmer der Ergebnisse, neidlos anerkannt. Der sonnenklare Blick des Goetheschen Auges und die musikalische Feinhörigkeit Herders ergänzen sich wunderbar. Es war ihr gemeinsames Bekenntnis: „Wer seinen Sinnen nicht traut, ist ein Tor und muß ein leerer Spekulant werden"; ebenso war es Herder wie Goethe Ernst mit der naturfrohen, dichtenden Auslegung des spinozistischen „Ein und Alles", mit der „Gott-Natur".

Aber bei aller Freude an dem harmonischen Zusammenwirken der Begründer unserer zweiten deutschen Renaissance muß doch behauptet werden: der Bruch war nicht bloß in einem tiefen Gegensatz beider Naturen begründet, der auch in der Blütezeit ihrer Freundschaft nur versteckt war, also keineswegs allein durch Herders kleinlich griesgrämiges, eifersüchtiges, launisches Benehmen oder gar nur durch äußerliche Veranlassungen, etwa Rücksicht auf das ihm bloß äußerlich anhängende Priesterkleid bedingt; sondern die nach dem Bruch wiederkehrende strebende Unruhe und Unbefriedigtheit Herders, sein Rückfall in inneren Zwiespalt, sein Verzicht auf harmonisches Zusammenwirken mit den in der Welt der schönen Harmonie sich abschließenden großen Dichtern, dieser Bruch, der sein Leben verarmte und so wehmütig ausklingen ließ, war doch zugleich wie Treue gegen seine Natur, so auch Konsequenz seiner freilich nur ahnend und unsicher behaupteten Stellung im Christentum.

Italien sollte den Unterschied ihrer Naturen und Anschauungen zu Tage bringen. Die entgegengesetzte Wirkung, die sein Kunsthimmel in beiden hervorbrachte: beim einen eine zweite Jugend, beim andern das schmerzliche Gefühl des Alterns, beim einen durch keine Skrupel gedämpften Kunst- und Menschen-, besonders sinnlichen Liebesgenuß, beim andern scharfe Reaktion gegen die Sinnlichkeit, Heimweh nach der einzig Geliebten, Durchbruch einer ätherisch-unsinnlichen Gestimmtheit; beim einen volle Reife des sinnlich empfangenden Künstlers, beim andern unbehagliches Gefühl seiner mangeln-

den Empfänglichkeit für die sinnliche Schönheit der Form und Argwohn gegen den sittlichen Wert der Kunst; beim einen volles Aufgehen in der reinen Antike, beim andern Sehnsucht nach den nordischen und deutschen Gestalten der Mythologie und Sage — diese entgegengesetzte Wirkung Italiens umschließt alle Keime späterer Scheidung ihrer Anschauungsweise.

Nur allmählich brachen diese Keime auf bei bestimmten Veranlassungen. Zunächst gaben sie sich gegenseitig noch nach. Es war nicht engherzige, kleinliche Auffassung, wenn Herder Genugtuung darüber empfand, daß der Freund seinen Bedenken gegen die Veröffentlichung der seine Buhlereien verewigenden Elegien und Epigramme zeitweilig nachgab; er konnte unmöglich die Idealisierung und öffentliche Ausstellung dieses Stückes der Goetheschen Existenz als berechtigt anerkennen. Häusliche Sorgen Herders und daraus erwachsende gegenseitige Vorwürfe gaben dem Verhältnis den ersten unüberwindlichen Stoß; aber die Schuld daran ist auf beiden Seiten zu suchen. Man muß sich wohl hüten, allzu einseitig das zweifellose formale Recht Goethes zu betonen, und man muß zu Herders Gunsten außer dem Befremden über Goethes Kühle bei seinen Sorgen um die Erziehung der Söhne, außer den Klagen über den „heillosesten Ort für die Erziehung“ noch das Mißtrauen in Betracht ziehen, womit er Goethes gesamte Stellung zu Häuslichkeit und Erziehung betrachtete. Mußte er doch an seinem eigenen Fleisch und Blut erfahren, wohin die das gemeinbürgerliche, philiströse Wesen verachtende Freiheit der ästhetischen Auffassung führen konnte.

Gar nicht zu unterschätzen ist endlich auch die verschiedene Stellung der alten Freunde zu den brennenden Fragen der Zeit und des öffentlichen Lebens. Der damals in seiner griechischen, harmonischen Welt abgeschlossene Dichter stand den gewaltigen Umwälzungen ebenso kühl gegenüber, wie der für Volkserziehung, für Entbindung der persönlichen Kräfte zeitlebens warm begeisterte Pädagog voller Erwartung. Herder konnte aber bei einem Freunde schwer auf Verständigung darüber verzichten, da ihm die moralisch-polititischen Tendenzen aus der Tiefe seiner gesamten Anschauung erwuchsen. Man sollte auch mehr als die meisten Literarhistoriker verstehen, daß die gar verschiedene Stellung zu den Fragen des öffent-

lichen Lebens die Männer entfremden mußte, die doch durch ihren engeren Beruf so stark darauf zu wirken bestimmt waren. Der mit doppelter Energie zu seinen theologischen Studien und praktischen Berufspflichten zurückgekehrte Schul- und Kirchenmann fand, daß die Bedürfnisse der religiös-sittlichen Volksbildung unbillig zurückgestellt wurden hinter die unersättlichen Ansprüche des Kunstinstituts.

Nachdem so auf allen entscheidenden, für's praktische Leben wichtigen Punkten die Übereinstimmung gewichen war, verlor sich auch das gegenseitige Vertrauen, die Nachsicht und Billigkeit: jeder kleinste Vorfall vertiefte die Kluft zwischen den innerlich Entfremdeten. Die Schuld daran ist aber keineswegs allein in der engen, kleinlichen Gesinnung Herders zu suchen.

Der Bruch zwischen dem verjüngten Künstler und dem alternden Lehrer ward vollendet durch den Bund Goethes mit Schiller, aus dem der Unkünstlerische ausgeschieden ward. Schillers Kunstideal, das die Moralitätssucht Herders als halbwahre Philisterei bekämpfte, bildete die Grenzscheide zwischen Goethe und Herder. Aber da Goethe in dieser Zeit absoluter Grieche und polytheistischer Anbeter der Naturkräfte war, mußte Herder im Interesse von Humanität und Christentum der Geschmack an den herrlichen Früchten des an der Antike genährten Schönheitssinnes vergällt werden. Der Gegensatz Herders gegen Schiller beruht zunächst auf der verschiedenen Auffassung des Verhältnisses von Ideal und Wirklichkeit: während dieser jede andere Vorstellungsart als die griechische, jede Konzession an eine unästhetische Wirklichkeit ablehnte, das wirkliche, niedrige, politische Leben verachtete, forderte jener, daß die Poesie als eine Stimme der Zeit unwandelbar dem Geiste der Zeit folge, das Wort des Dichters vor allem ein Laut des Wunsches und Strebens der Nationen, ein Hauch und Nachklang des Zeitgeistes sei. Und wir Heutigen stehen Herder, der stets das Daseiende mit liebevoller Teilnahme nach seinem Begriffe des Guten und Wahren zu lenken und zu ändern suchte, näher als den unpolitischen Dichtern, die die „Wahrheit" aus dem Leben flüchteten und sich abschlossen in einem Kreise, den sie ganz und mit schönstem Schein erfüllten. Gewiß, Herder beurteilte die gesättigte Zufriedenheit

der olympischen Ruhe allzuscharf als „selbstisch, abgöttisch, unteilnehmend"; aber er hatte wesentlich Recht mit seiner Forderung steter Beziehung des Ideals auf die Wirklichkeit.

Dabei wollte Herder nichts wissen von einer Monarchie der Griechen und Römer zur Unterdrückung lebender Sprachen und Nationalcharaktere. Speziell auf den deutschen Nationalcharakter wollte er wirken und denselben nicht blos durch die Renaissance der Antike, sondern ebenso durch die Nachwirkung der eigentümlich germanischen Volksdichtung sowie durch den Einfluß des christlichen und speziell reformatorischen Bildungsideals bedingt wissen.

Die Differenz im Kunstideal, in der Beziehung von Ideal und Wirklichkeit ist aufs innigste verbunden mit einer weit abweichenden Auffassung des Verhältnisses von Schönheit und Sittlichkeit. Sie kam so recht zum Bewußtsein bei der Beurteilung von Wilhelm Meister. Die von Schiller gerühmte idealisierende Darstellung des Sinnlichen bis an die Grenze des Gemeinen, das Hindurchführen durch die schöne Sünde als durch eine notwendige Selbstreinigung, ohne Reue, das Emporklimmen über so manche zertretene Persönlichkeit, die „teilnahmlose genaue Schilderung der Sichtbarkeit" ohne alle Scheu, ohne alle beurteilende Farbengebung — das mußte den an christlich-sittliche Maßstäbe gebundenen Mann im tiefsten verletzen, zumal er die unmoralische Wirkung auf die von der glänzenden Form gefesselte Jugend beobachtete, der ja hier das, was ihrer Lust das Nächstliegende ist, zugleich als das Normale vorgestellt wurde. Herders Urteil über die Wahrheit der Szenen, die sich um die moralische Grazie wenig kümmert, während er selbst weder im Leben noch in der Kunst vertrage, daß dem, was man Talent nennt, wirkliche, insbesondere moralische Existenz aufgeopfert werde, behält doch viel Berechtigung. Man muß sich darüber freuen, daß Herder Mut und Freiheit fand, seiner moralischen Emfindlichkeit folgend getrennte Wege zu gehen. Wenn er dabei seinem frischen und gesunden Herzen für das allen Menschen gemeinsame, gebildeten, talentvollen ebenso wie kleinen, ungebildeten gesetzte sittliche Ziel folgte, so können wir in dem Auseinandergehen nur eine Rückkehr Herders zu seiner normalen Gesinnungsrichtung, Treue gegen seine bessere Natur erkennen. Gewiß

war es durch kleinliche Empfindlichkeit mitveranlaßt, wenn er nun urteilte: „Humanität und Christentum sind hier Kontrebande und verlachenswerte Vorurteile"; allein es liegt darin auch die nunmehr freigewordene, notwendige Verurteilung der Goetheschen Abweichungen von Herders sich immer einseitiger ausbildendem Moralitäts- und Humanitätsideal.

Es bleibt nun nur noch die Frage, ob auch ein unversöhnlicher Gegensatz zwischen Herder und Goethe bestand in ihrer Stellung zum Christentum.

V.

Herder und die religiöse Frage der Gegenwart.

Die in Goethe typisch repräsentierte zweite Renaissance stellt die Frage an die christliche Religion, ob sie dieser Verlegung aller Lebenswerte in das innerlich beherrschte organische Wesen folgen kann, ohne ihre Kraft zu verlieren? ob sie mit seinem von Zufälligkeiten und äußeren Anstößen befreiten Natur- und Persönlichkeitsbegriff auskommen kann? Der Rationalismus vermag das ebensowenig wie der orthodoxe Supranaturalismus. Gerade das an der Religion, wofür jene subjektiv-ästhetische Gestimmtheit und geniale Innerlichkeit am ehesten Verständnis hat, die Gemütstiefe, die mystisch-poetische Versenkung in das Göttliche im Menschen, und gerade die Seite der Bibel, die für diese sinnige Denkart die Brücke bilden konnte, die gewaltige Bilderwelt, die starke Sinnlichkeit, die innige Lebenskraft kam zu kurz bei jener nüchternen, trivialen, verständigen Religiosität und ihrer Nutzbarmachung der Schrift nach ihrer moralischen und politischen Nutzbarkeit.

Gerade das war Herders eigenste Berufsaufgabe, als lebendige Brücke zu dienen von dem Bildungsideal der Humanisten zum Lebensideal des Christentums. Für die Aufgabe, als Sachwalter der christlichen Humanität zu dienen, war er wie kein anderer vorgebildet durch das Sicheinleben in die verschiedensten Interessen, durch die persönliche Gemeinschaft mit einem Kant, Hamann, mit den Rigaschen Kaufleuten, mit den Herolden des Geistesfrühlings. Er hatte den Zeitgeist in sich selbst wirksam, als Ferment erfahren; er verstand aus

sich heraus, daß jene Lebenskreise nur dann für die religiöse Betrachtungsweise gewonnen werden könnten, wenn man sie in ihrem nächsten Berufskreise ungestört und geachtet gelten läßt. Im Besonderen aber eignete er sich zur Vermittlung mit dem dichterischen Genius durch seinen Biblizismus, durch sein schwebendes, von Schulmeinungen freies, aber auch fester, ausschließender Gegensätze bares Heraustasten des bleibend Wertvollen.

Herder hat in der Verdrängung eines leblosen, unpsychologischen, bildungsfeindlichen Orthodoxismus durch eine subjektiv warme, weltoffene, bildungsfreundliche, dem Welt- und Selbstleben seine selbständige Bedeutung wahrende Frömmigkeit, in der Überwindung eines einseitigen, nüchternen, kalten, abstrakten Rationalismus durch eine lebensinnige, phantasievolle, der Bibel abempfundene, reich und tief empfindende Frömmigkeit dem christlich-deutschen Bildungsleben klassische Dienste geleistet. Aber in dem Apostel der christlichen Humanität den prophetischen Typus neuzeitlicher Frömmigkeit zu sehen, hindert vieles. Er hat doch am Ende die ihm durch sein Leben gesetzte höchste Aufgabe, die Sphäre der klassischen Welt hineinzuziehen in die Lebensmacht des Evangeliums, nicht zu erfüllen vermocht: die Brücke, die er von der Geistesbildung aus zur Religion schlug, reichte nicht an das feste Ufer eines gewissen Glaubens, einer absoluten Lebensnorm, einer objektiven Gewißheit; er selbst stellte in sich den wogenden Kampf zwischen zwei Sphären dar, nicht aber deren Aussöhnung zu einer friedevollen, charaktervollen Geschlossenheit.

Wir müssen hier auf das im ersten Vortrag über sein persönliches Lebensproblem Gesagte zurückgreifen: Herder hatte etwas Weiches, Weibliches. Seine religiösen Erlebnisse und Theorien litten an einer gewissen Unbestimmtheit, Anfangs- und Endlosigkeit. Die Bestimmung ausscheidender Begriffsmerkmale und absoluter Werte ist seiner weichen, sentimentalen Natur einfach unsympatisch. Wir haben in ihm den entschiedenen Agnostiker vor uns. Daß er nur in seinen Negationen bestimmt ist, bezeichnet einen Mangel an Wahrheitsmut. Am liebsten umgeht er alle weiteren Auseinandersetzungen über das Eigentliche und das Bildliche an religiösen Vorstellungen; er geht der Frage nach der objektiven Wahrheit

der religiösen Bilderwelt wenn irgend möglich aus dem Wege; er will es nicht wissen. Sein Eintreten für den ganzen, ungeteilten Menschen gegen die leeren Abstraktionen der Schuldoktrin führt ihn zu ewigen Grenzveränderungen und Grenzüberschreitungen, zu ewigem Schwanken zwischen psychologischer Beschreibung und objektiver Ausdeutung der Religion. Die schillernde Mittelfarbe zwischen unkritischem Dogmatismus und alle absolute Normen und Werte auflösendem Skeptizismus, eine Folge seiner Vernachlässigung der Kantschen Erkenntniskritik, entwertet nun zum Teil auch seine Auffassung der Religion, die immer mehr einen moralisierenden Zug gewinnt, zugleich aber keine bestimmte Unterscheidung von dem spinozistischen Pantheismus erreicht, den er mit Hülfe Leibnitzscher und englisch-moralistischer, recht unbestimmter Entwicklungsgedanken ins Christlich-Ethische hinüberbog.

Das Entscheidende aber ist: es fehlt Herder bei seinem Religions- und Gottesbegriffe der klare Ausgang von der Selbstbeurteilung unter der Idee Gottes. Es fehlte ihm eine tiefe Erfahrung von den Übeln der Welt, von der Bedrängung unseres persönlichen Wertes durch den Naturmechanismus, darum auch ein soziales Solidaritätsgefühl, eine Empfindung für stellvertretendes Leiden und tragische Schuld; ebenso optimistisch schaute er auf die Entwickelung seiner eigenen persönlichen Kräfte. Die ethisch-religiöse Bestimmtheit der Religion ist geringer als die ästhetisch-religiöse, ebenso die physiologisch-kulturelle Grundlage der Humanität betonter als die ethisch-individuelle Aufgabe. So fehlt ihm, was wir auch der höchsten Bildung bei allem Entgegenkommen gegen ihren Natur- und Persönlichkeitsbegriff als Christen nicht ersparen können: die Beugung vor dem heiligen und die Aufrichtung durch den gnädigen Gott. So ist auch, was Herder „Glauben" nennt, Empfänglichkeit für die Totalität, Intuition eines Ganzen, letzte Annahme einer sich aufdrängenden Realität, der sinnlichen wie der geistigen, nicht aber aktives Sehnen und Gehorchen einem höheren Zwang.

Somit vermag ich den Bruch mit Goethe nicht wesentlich durch eine andere Stellung zum historischen Christentum begründet zu finden, obschon sich Herder selbst im Gegensatz zu Schiller und Goethe als guter Christ wußte und den

Gedanken, von dem „Erlöser" mißbilligt zu werden, eine Religion zu lehren, die über die Jesu hinausginge, nicht aufkommen ließ. Obwohl er nun durch seine pietätvolle Abhängigkeit von dem christlichen Lebensgesetz sich in bewußtem Gegensatz sah zu dem religiös-sittlichen Heidentum des damaligen Goethe, so konnte doch einem Goethe Herders Stellung im Christentum nicht als hinreichender Trennungsgrund erscheinen; fehlte es ihm doch an einem klaren, sicheren Mittel, den Begriff des „Christentums" im Unterschied von früheren Religionsformen prinzipiell zu fassen. Und in seinen „Christlichen Schriften" war die Person Christi aus dem Mittelpunkt der religiösen Empfindung gewichen, die selbst durchaus moralistisch ward; seine Menschenreligion war zeitlos, nicht an die Person und das Erlebnis Jesu gebunden. Wir können darin nur eine Überschätzung der religiös-sittlichen Kräftewelt der Gegenwart und eine Abschwächung des rein religiösen Interesses an der Person Jesu sehen.

Herder muß als der Prophet derer geschätzt werden, die „Germanisierung des Christentums" fordern; er erstrebte sie durch die Metempsychose der Ideen. Aber was er als bloße Umgestaltung der Form ansah, wurde unter der Hand zu einer Veränderung des Gehalts. Da er nie die religiöse von der poetischen Wahrheit klar zu unterscheiden vermochte, verlor sich ihm die Wirklichkeit eines höheren Lebens in die Verkörperung einer bloßen Idee. So vermag er die an sich wertvolle Idee der Germanisierung des Christentums nicht zu einer Durchführung zu bringen, die ebenso der notwendigen Individualisierung und Nationalisierung unserer religiösen Vorstellungen wie der bleibenden Gebundenheit unserer religiösen Erlebnisse an deren volle Wirklichkeit in Jesus gerecht wird. Diese letztere aber verträgt sich sehr wohl mit der Renaissancestimmung des modernen Menschen, soweit sie nur das gelten lassen will, was sich ihr innerlich als Wahrheit und Lebenskraft, als Persönlichkeitswert bezeugt und was sich mit der Einordnung alles einzelnen in die große Gesetzmäßigkeit verträgt; wollen freilich die Renaissance-Menschen sich nur als Naturgewächse betrachten, die im Ausleben ihrer angeborenen guten Gefühle und Triebe zur Selbsterlösung vom Stoff und Gemeinen, zur Vollendung ihrer Anlage gelangen, die also

dazu keiner richtenden und aufrichtenden, keiner reinigenden und heiligenden Erlösung von Gott bedürfen, dann gehen die Weltanschauungen des Renaissance-Menschen und des Christen-Menschen unvereinbar auseinander.

Kehren wir nun zum Ausgang unserer Erörterungen zurück, so müssen wir urteilen, daß, wenn Herder sein persönliches Lebensproblem zu eigner Befriedigung gelöst hätte, er auch dem religiösen Problem der Gegenwart eine sichere Bahn gewiesen hätte. Man kann sagen: Herders Gott, der ist seine eigene Seele, die ihre eigene Welt durchdringt und genießt und in ihr ruht. Dieser Herdersche Gott ist auch an seiner Schwäche, an seinem Fehlschlag schuld. Dieser Gott begnügt sich mit einer rein subjektiven, schwebenden Religiosität, duldet neben sich ein starkes Selbst- und wiederum verletztes Ruhmgefühl, lauter relative, gebrochene Lebenswerte. Sein Gottesbegriff war nicht aus innerer Notwendigkeit, war mehr aus seinem Schauder- und Traumsinn geboren; und so war auch sein ganzes Lebenswerk ein großes, schönes Phantasiegemälde, keine wahre Dichtung noch rein wissenschaftliche Erkenntnis, sondern eine Erkenntnisdichtung. Es fehlte ihm im Denken und religiösen Leben „das unbezwingliche Verlangen nach Gewißheit, das nur in klarer Erkenntnis Ruhe findet, in Gedanken, auf die man sein Leben gründen kann, weil sie in sich selber absolute Überzeugungskraft haben und den Menschen als Charakter der ganzen Welt gegenüberstellen". Darum ist er der Anerkennung bedürftig, leicht persönlich gekränkt, von anderen abhängig, von sich selbst unbefriedigt. Es fehlte eben das alles beherrschende religiöse Pathos.

Wenn wir so mit tiefer Ergriffenheit den Fehlschlag dieses großen, reichen Lebens sich als ein unentrinnbares Geschick vollziehen sehen, so möge die Vorführung dieses tragischen Lebens uns in dem Willen und Sehnen bestärkt haben, in uns die Einheit von Wahrheit und Tat, von klassischer Bildung und christlicher Selbst- und Weltbeurteilung zu erreichen, die das religiöse Problem der Gegenwart bleibt.

Das Neue Testament und die Schriftdenkmäler der römischen Kaiserzeit.

Von Professor D. Adolf Deißmann in Heidelberg.

Skizze des Lehrgangs.

I.

Das Urchristentum kann ohne seinen Hintergrund historisch nicht begriffen werden. Der Hintergrund des Urchristentums ist die antike Welt des Ostens und des Westens, die in der römischen Kaiserzeit insoweit eine einheitliche Struktur zeigt, als die Hellenisierung und Romanisierung des Ostens und die Orientalisierung des Westens vereinheitlichend gewirkt hatten. Zur Rekonstruktion bieten sich uns vor allem die Literaturen der Kaiserzeit dar, hier die in der Mischna, den Talmuden und verwandten anderen Texten konservierten Reste der jüdischen Tradition, dort die griechisch-römischen Schriftsteller.

Aber so wichtig diese ganze Gruppe von Quellen ist, so notwendig z. B. eine Neuherausgabe und Erweiterung des jetzt anderthalb Jahrhunderte alten Neuen Testaments von Wetstein mit seinen massenhaften Parallelen aus der jüdischen und griechisch-römischen Literatur wäre, die Literaturen sind nur ein Fragment, wenn auch ein bedeutendes Fragment der antiken Welt, und jedes bloß nach den Literaturen gezeichnete Bild der antiken Welt wird daher ungenau sein. Die Literaturen sind im wesentlichen die Selbstzeugnisse der oberen, der Bildungsschicht. Diese Schicht trägt in der Kaiserzeit einen deutlichen senilen Zug, und diesen Zug hat man, die obere Schicht mit dem ganzen sozialen Körper verwechselnd, nur zu oft verallgemeinert. So kam als Hintergrund des Neuen Testaments ein sehr düsteres Bild des Zeitalters heraus. Man hat zudem das Urchristentum mit einer ihm gar nicht kommensurablen Größe verglichen: die soziale Struktur des Urchristentums, zumal des in die Welt des Westens hinein-

tretenden Urchristentums, weist uns durchaus in die mittlere und besonders die untere Schicht, die in der Literatur wenig zu Wort und historischer Geltung gekommen ist. Es war z. B. verfehlt, daß Eduard Norden bei der sprach- und literarhistorischen Betrachtung des Urchristentums Kontraste zwischen der antiken Welt und dem Apostel Paulus konstatierte, die tatsächlich Kontraste sind zwischen der literarischen Kunstprosa und dem nichtliterarischen, der Umgangssprache nahestehenden Briefstil eines homo novus. Das Urchristentum kann nur innerhalb der mittleren und unteren Schicht seines Zeitalters begriffen werden. Seine Beziehungen zur oberen Schicht sind am Anfang äußerst gering. Das Selbstzeugnis des Apostels Paulus am Schluß des ersten Kapitels seines ersten Korintherbriefes ist in diesem Zusammenhange von der höchsten Bedeutung: hier redet der Geusenstolz des neuen Glaubens, der seine Bekenner in der proletarischen Schicht der Weltstädte gefunden hat.

In den nichtliterarischen Texten auf Stein, Papyrus, Tonscherben u. s. w., die das Jahrhundert Theodor Mommsens uns wiedergeschenkt hat, taucht diese Schicht wieder auf. Und damit spiegeln diese Schriftdenkmäler, soweit sie nicht der Oberschicht entstammen, den eigentlichen Hintergrund des Urchristentums viel getreuer wieder, als die literarischen Texte. Nach drei Seiten hin werfen sie ein Licht auf das im Neuen Testament vor uns stehende Urchristentum: sie lehren uns das Neue Testament sprachhistorisch richtig würdigen, sie geben uns Fingerzeige für sein richtiges literarhistorisches Verständnis und sie beantworten uns das religionshistorische Problem der Zusammenhänge des Urchristentums mit seinem Zeitalter, aber auch seiner Abgrenzung gegen sein Zeitalter. Im ganzen haben damit die Schriftdenkmäler der Kaiserzeit für die Erforschung des Neuen Testaments eine ähnliche Bedeutung, wie die Keilinschriften für das Alte Testament, — nur daß diese Bedeutung nicht so auf der Oberfläche liegt und nicht so leicht jedem distinguierten Laien klar gemacht werden kann.

Die drei genannten Punkte sind das Thema des Lehrgangs, der sich auf die in griechischer und lateinischer Sprache vorliegenden Texte beschränkt. Der erste Vortrag gab nach Darlegung des Problems eine genauere Charakteristik namentlich

der Steininschriften, Papyri und Ostraka sowie der Geschichte ihrer Entdeckung, Publikationen und Bearbeitungen. Dabei wurde auf die Studie hingewiesen, die wohl zum erstenmal in größerem Umfange griechische Inschriften zur Erklärung des Neuen Testaments verwertet hat, Joh. Ernst Imm. Walch, Observationes in Matthæum ex græcis inscriptionibus (Jena 1779), und auf die gelegentlichen Benutzungen der Inschriften durch die englischen Forscher E. L. Hicks, Bischof Lightfoot und W. M. Ramsay. Von Gelehrten, welche die Papyri im Interesse der Bibelforschung heranzogen, wurden genannt H. W. J. Thiersch, P. W. Schmiedel, F. Blaß, James Hope Moulton.[1])

II.

Als unliterarische und als zum guten Teil volkstümliche Texte werfen die Schriftdenkmäler (hier speziell die griechischen) ein helles Licht auf die Sprache der römischen Kaiserzeit in der mittleren und unteren Schicht. Sie weiten unser Urteil vor allem dadurch, daß sie der in den Literaturwerken mehr oder weniger bewußt gebrauchten Literatursprache, die Kunstsprache ist, die mehr oder weniger natürlich gebliebene Umgangssprache in ihren verschiedenen Höhenlagen zur Seite stellen. Was hier den im Bann des Klassizismus stehenden Philologen älterer Schule als „schlechtes" Griechisch vorkam und den im Bann des Dogmatismus stehenden, an einem starren Inspirationsglauben und engen Kanonbegriff orientierten Theologen älterer Schule als „profanes" Griechisch, das erweist sich der sprachhistorischen Betrachtungsweise als eine Phase lebendiger Sprachentwickelung: die Umgangssprache, zumal in ihrer volkstümlich ungebundenen Form mit allen den Tendenzen, die das Mittel- und Neugriechische zur Geltung bringen sollte, wird eine greifbare Größe, zumal wenn man sie auf dem Hintergrunde der dem Trugbilde des

[1]) Vgl. auch des Verfassers Schriften: „Bibelstudien" (Marburg 1895) und „Neue Bibelstudien" (Marburg 1897), (beide englisch »Bible Studies«, Edinburgh 1901) und andere Arbeiten, in denen sich zahlreiche Belege aus Inschriften, Papyri und Ostraka für die nachfolgenden Ausführungen finden.

Attizismus nachjagenden Sprachreaktion der Kaiserzeit betrachtet.

In diese Phase des lebendigen Griechisch hineingestellt, erscheint das Neue Testament selbst als ein großartiges Denkmal der lebendigen Volkssprache seines Zeitalters. So scharf es sich abhebt von den gleichzeitigen Denkmälern des Attizismus, so nahe rückt es heran an die Denkmäler der volkstümlichen Umgangssprache. Ein Satz, wie ihn noch 1894 der Gräzist Friedrich Blaß aussprach, das neutestamentliche Griechisch sei „als ein besonderes, seinen eigenen Gesetzen folgendes anzuerkennen", ist heute nicht mehr möglich. Nicht einen neuen Dialekt haben die Apostel gesprochen, wie es die ältere dogmatisch isolierende Methode der neutestamentlichen Philologie annehmen mußte, sondern Griechen waren sie den Griechen, Volksmänner dem Volk. Ging die dogmatische Methode der neutestamentlichen Philologie von den sprachlichen Kuriositäten etwa der Apokalypse oder einzelner der aus dem Aramäischen übersetzten Jesusworte aus, oder auch von den mit stiller Genugtuung über den Kontrast gegen die „Welt" aufgespießten hapax legomena des heiligen Buches, so hat die sprachhistorische Methode den großen Bestand des Gemeinsamen in den Vordergrund gestellt. Die neuen Sprachdenkmäler des Zeitalters lieferten ihr in vielen Einzelfällen den Beweis, daß Wörter, Formen, Konstruktionen, die man als „neutestamentliche" oder „christliche" aus dem Ganzen griechischer Sprachgeschichte herausgestellt oder die man wenigstens durch Ableitung aus dem „semitischen" Sprachgefühl stigmatisiert hatte, Gemeingut des Weltgriechisch der Kaiserzeit sind, die nur zufällig seither aus den literarischen Texten nicht belegt waren, hapax heuremena also statt der dekretierten hapax eiremena.

Zwar das Urchristentum hat, wie jede neue Kulturbewegung, die Sprache durch neue Begriffe bereichert, neue Wörter prägend und alte Wörter umprägend, aber im ganzen ist seine Sprache nicht verschieden von der volkstümlichen Form des damaligen Weltgriechisch; insbesondere bedeutet der neue Glaube keine Revolution in der griechischen Morphologie und Syntax. (Mehr der Literatursprache nähert sich die auch inhaltlich deutlich die gelehrte Sphäre verratende Hebräerepistel und weiterhin eine immer größer werdende Anzahl der christ-

lichen Väter, aber ein breiter Strom volkstümlich redender Literatur geht durch die Gesamtgeschichte des Christentums weiter, wenn auch oft unterirdisch.) Mögen auch alttestamentliche Redensarten, Hebraismen, Aramaismen u. s. w. den Menschen des Westens in der Botschaft der Apostel aufgefallen sein, diese wenigen Besonderheiten (man hat ihre Zahl früher maßlos überschätzt) genügen nicht, das Griechisch des Urchristentums als „neutestamentliches" Griechisch oder „Judengriechisch" zu isolieren. Vielmehr ist das Neue Testament mitten hineinzustellen in den lebendigen Zusammenhang der Sprachdenkmäler seiner Heimatsschicht, und an zahllosen Stellen empfängt das heilige Buch durch diese Verweltlichung der Methode seiner sprachlichen Erforschung die rechte Beleuchtung.

Es handelt sich bei dieser Hineinstellung des Neuen Testaments in die volkstümliche Sprechsprache seines Zeitalters übrigens nicht um eine völlig neue Sache. In der Zeit, als die antike Bildung mit dem Christentum feindlich zusammenstieß, haben die heidnischen Polemiker höhnend auf das Schiffer-Idiom des Neuen Testaments hingewiesen, während griechisch schreibende Verteidiger mit Stolz die Schlichtheit seiner Sprache rühmend hervorhoben. Erst lateinische Apologeten haben den aussichtslosen Versuch gemacht, die äußere Form wie der Bibel im ganzen so auch des Neuen Testaments im besonderen als künstlerisch vollendet zu erweisen, — eine Theorie, die aus dem Mangel an Kontakt mit der lebendigen griechischen Sprache bei den Lateinern begreiflich ist und viele Jahrhunderte später in dem Streite der Puristen und der Hebraisten wieder mit Leidenschaft verfochten worden ist. Die ängstlichen Kritiker der sprachhistorischen Methode von heute sollten sich beruhigen, gerade der Nachweis der Volkstümlichkeit des neutestamentlichen Griechisch ermöglicht das Verständnis für die eigenartige Anmut des heiligen Buches.

Durch viele Beispiele morphologischer, lexikalischer und syntaktischer Art wurde die These des Vortrags illustriert. Die Betrachtung mündete aus in den Satz: das Neue Testament ist, sprachwissenschaftlich betrachtet, im ganzen ein Volksbuch. Diese Erkenntnis wirft einen Lichtstrahl auch auf seine welthistorischen Schicksale: nur als Volksbuch konnte es werden, was es geworden ist, das Buch der Völker.

III.

Eine Betrachtung des Neuen Testaments von wirklich literarhistorischen Gesichtspunkten ist noch nicht allzu oft versucht worden. Rühmend zu nennen ist Franz Overbecks Abhandlung über die Anfänge der patristischen Literatur in der historischen Zeitschrift von 1882. In der Regel wird jedoch das Problem überhaupt nicht aufgerollt, weil man an das Neue Testament mit dem Vorurteil herantritt, daß die in diesem »Buch« gesammelten Texte des Urchristentums samt und sonders Literaturwerke seien. Aber nicht daß das Neue Testament in allen seinen Bestandteilen von Hause aus Literatur ist, darf vorausgesetzt werden, sondern ob es in allen seinen Bestandteilen von Hause aus Literatur ist, muß gefragt werden. Und diese Fragestellung ist ebenso fruchtbar, wie sie notwendig ist. Sie deckt sich mit den für das gesamte historische Verständnis des Urchristentums ungemein wichtigen Fragen: Ist das Urchristentum von Hause aus literarisch? Ist das Urchristentum Buchreligion?

Die Inschriften, Papyri und Ostraka leisten uns hier den zweifachen großen Dienst, daß sie als unliterarische Texte uns den Blick schärfen für das Wesen des Unliterarischen, und daß sie, soweit sie volkstümliche Texte sind, uns lehren, innerhalb der Literatur das volkstümlich Literarische vom kunstmäßig Literarischen zu scheiden.

In ersterer Hinsicht ist von besonderer Wichtigkeit, daß sie uns hunderte von antiken Privatbriefen in die Hand gegeben und damit ermöglicht haben, die Geschichte des antiken Briefes zu überblicken, namentlich den unliterarischen Brief von dem Literaturbrief, der »Epistel«, abzugrenzen. Beides, die Erkenntnis des Wesens des wirklichen Briefes und seiner Abgrenzung von der literarischen Epistel, ist von grundlegender Bedeutung für das Verständnis der urchristlichen „Briefe". Diese kleinen Texte sind nicht unbesehen samt und sonders als religiöse Flugschriften in Briefform anzusprechen und auszulegen, sondern zu scheiden in Briefe und Episteln. Unter ihnen legitimieren sich die Paulusbriefe und der zweite und dritte Johannesbrief mehr oder weniger deutlich als unliterarische Briefe an bestimmte Einzeladressaten, andere, wie

die meisten der sogenannten »katholischen«, als literarische Episteln an die christliche Öffentlichkeit.

In ihrer Wirkung auf die Kritik und die Ausbeutung dieser Texte hat die Unterscheidung von Brief und Epistel eine nicht geringe Tragweite. Einmal ist die Echtheitsfrage bei unliterarischen Briefen ganz anders zu beurteilen, als bei literarischen Episteln. Sodann wird die Exegese bei Briefen von selbst zur psychologischen Reproduktion: das Hin und Her der Augenblicksstimmungen kommt zu seinem Recht, und man wird nicht länger den sonderbaren Versuch machen, die unter hundert verschiedenen Eindrücken hingeworfenen, niemals auf eine systematische Zusammenfassung berechneten brieflichen Einzelbekenntnisse einer so impulsiven Natur, wie sie der Apostel Paulus war, in der Meinung mechanisch aneinderzukleben, man könne so den Paulinismus wiederherstellen. Der Paulinismus wird bei unserer Methode rätselhafter, aber Paulus wird deutlicher: ein unliterarischer Mensch in der unliterarischen Schicht der Kaiserzeit, aber als πνευματικός über diese Schicht hinausragend und die Umwelt der zeitgenössischen Bildung mit überlegenem Kraftbewußtsein betrachtend. Alles Systematische, das sich in Ansätzen da und dort bei ihm findet, zeigt die Grenzen seiner Begabung; im systemlos Religiösen liegt das Geheimnis seiner Größe.

In der zweiten Hinsicht ist von besonderer Wichtigkeit, daß wir die Grenze deutlich erkennen, die zwischen den im ganzen volkstümlich geschriebenen Evangelien und Episteln, der Apostelgeschichte und Apokalypse des Johannes einerseits und der im ganzen kunstmäßig theologisch verfaßten Hebräerepistel andererseits vorhanden ist. Diese Grenze deutet einen wichtigen Wendepunkt der literarischen und der inneren Geschichte des Christentums an.

Die Grundlinien der literarischen Geschichte des Urchristentums sind etwa folgendermaßen zu ziehen. Am Anfang steht die unliterarische und präliterarische Epoche: Jesus und Paulus. In dieser Epoche ist das Christentum noch nicht Buchreligion; alles steht auf dem lebendigen Wort, und der Brief ist bloß der Ersatz der persönlichen Gegenwart.

Das beginnende literarische Zeitalter ist in seinen Literaturformen teils originell, teils von der Umgebung abhängig.

Von den Literaturformen der ersten christlichen Schriftsteller ist eine, das Evangeliumsbuch, eine christliche Neuschöpfung; andere sind der jüdischen Literatur entnommen, die erbauliche Chronik und das Offenbarungsbuch, andere wieder der Weltliteratur (vielleicht durch Vermittlung der jüdischen Literatur), die Epistel und die Diatribe.

Die erste Stufe einer christlichen Literatur (daß das unliterarische Christentum literarisch wurde, war ein notwendiger historischer Prozeß) wird durch Volksbücher, und zwar Volksbücher für Christen repräsentiert: Evangelien[*]), Apostelgeschichte, Apokalypse, Episteln, erbauliche Diatribe (sogen. erster Johannesbrief).

Die zweite Stufe repräsentiert die der Kunstliteratur angehörende sogenannte Hebräerepistel: aus ihrer Heimatsschicht strebt die neue Religion mit dieser gelehrten Diatribe empor zur Bildung und Wissenschaft.

Die dritte Stufe ist die der beginnenden christlichen Weltliteratur, zuerst repräsentiert durch Apologeten des zweiten Jahrhunderts, die sich an die ganze Öffentlichkeit wenden.

Die vierte Stufe wird erreicht durch die Konsolidierung einer kanonischen Literatur, die allmähliche Sammlung des neutestamentlichen Kanons; erst hiermit setzt die Entwicklung des Christentums zur Buchreligion kraftvoll ein.

Diese ganze literarische Geschichte spiegelt den großartigen Prozeß der inneren Geschichte des Christentums wieder: vom Evangelium zu den Evangelien und zum Neuen Testament, von Jesus und Paulus zum Dogma, von den Ungelehrten zu den Theologen, von den Bruderschaften zur Kirche, von der unteren Schicht zur großen Welt.

IV.

Der religionsgeschichtliche Ertrag der Schriftdenkmäler für die Erforschung des Urchristentums ist ebenfalls ein beträchtlicher.

---

*) Auch das Johannes-Evangelium ist, wie schon seine stark volkstümliche Sprache zeigt, den Volksbüchern zuzurechnen. Gelegentliche Einschläge aus der Gedankenwelt der Bildungsschicht sind keine ausreichende Instanz gegen diese These.

Zunächst ermöglichen sie das religiöse Bild der Entstehungszeit des Christentums mit Gerechtigkeit und mit größerer Sicherheit zu zeichnen. Die ältere, von der kleinlichen Mißgunst einer traditionell polemischen Stellungnahme beeinflußte Auffassung sah in der Kaiserzeit eine in jeder Beziehung bankrotte Kultur und merkte nicht, daß sie das missionierende Christentum zum Eroberer eines Friedhofs machte. Die neuere Auffassung erblickt in den Tugenden der Heiden nicht mehr glänzende Laster, sondern erkennt neidlos an, was die Größe dieser wundersamen Epoche ausmacht, und sie glaubt auch zu sehen, daß das Urchristentum bei dieser Betrachtung wächst. Nicht in eine religionsmüde, resignierte Welt trat das Christentum, sondern in eine (besonders wenn man sie an den religiösen Selbstzeugnissen ihrer unteren Schicht studiert) religionshungrige Welt, die positiv und negativ vorbereitet ist auf eine große Religionswende: durch den Gesamtstand ihrer Kultur, aber auch durch ihre starke religiöse Ergriffenheit und zahlreiche Gewißheiten, Stimmungen, Ahnungen, Einrichtungen und Organisationen, die dem Christentum zu freundlicher oder feindlicher Berührung entgegenkamen, und die das Christentum sich entweder assimiliert oder von sich fortgewiesen hat. An zahlreichen Einzelbeispielen wurde dies gezeigt. In dieser Skizze sei nur ein einziges in extenso wiederholt.[1])

Jeder Bibelleser kennt die beiden „Geschlechtsregister“ Jesu, welche Matth. 1, 1 ff. und Luk. 3, 23 ff. überliefert sind. Für den gelehrten Exegeten eine Unzahl von Problemen darbietend, fallen sie auch dem einfachen Leser durch die Verschiedenartigkeit ihrer Form auf. Bei Matthäus geht das Register vorwärts von Abraham bis auf Jesus, bei Lukas rückwärts von Jesus bis auf Adam und Gott. In der Sprache der wissenschaftlichen Genealogen würde man sagen: Matthäus hat einen „Stammbaum“, Lukas eine „Ahnentafel“ Jesu. Der formale Unterschied im Schema beider Register ist nun aber nach einer besonderen Richtung von einer gewissen Bedeutung. Das eine Register entspricht dem altbiblisch-hebräischen, das andere dem in der hellenisierten Welt gebräuchlichen Schema, — ein Unterschied, der noch nicht genügend beachtet ist. Zwar daß das Matthäus-Schema

[1]) Vgl. Die Christl. Welt 1904, Nr. 26.

Abraham zeugte Isaak,
Isaak zeugte Jakob,
Jakob zeugte Juda u. s. w.

das altbiblisch-hebräische ist, weiß jedermann; daß aber das von Lukas gebrauchte Schema

Jesus, der [vermeintliche] Sohn Josephs,
des Sohnes Elis,
des Sohnes Matthats u. s. w.

dasselbe sei, welches auch von dem alten Herodot und von griechischen Schriftstellern der Kaiserzeit bei Genealogien angewandt wird, hat zwar schon der bereits erwähnte Bibelforscher Johann Jakob Wetstein in seinem Neuen Testament 1751 gezeigt,[4]) hiermit aber nicht die Beachtung gefunden, welche die Sache wohl verdient hätte. Zudem ist mit dem Vorkommen des Schemas in der Literatur noch nicht der Beweis geliefert, daß es zur Zeit des Lukas auch wirklich im Gebrauch war. Die Literatur spiegelt nicht immer die Verhältnisse ihrer Zeit wieder, sondern ist an unzähligen Stellen abhängig von alten Traditionen formaler und sachlicher Art.[5]) Der Begriff „griechische Welt", als Hintergrund des griechischen Urchristentums gedacht, kann eben nicht bloß aus der Literatur der römischen Kaiserzeit abgelesen werden. Eine viel direktere Bedeutung haben hier die unliterarischen Selbstzeugnisse, z. B. die Inschriften, in denen sich der Kulturgehalt des Zeitalters der Religionswende unmittelbarer wiederspiegelt.

Es ist gerade eine kürzlich entdeckte kleinasiatische Inschrift,[6]) die uns lehrt, daß das von Lukas angewandte Schema in der Kaiserzeit wirklich gebraucht worden ist. Die in die Tage Hadrians zurückreichende Inschrift stammt aus der an einem Nebenflusse des Myros liegenden Stadt Arneai und ist eines der massenhaften Denkmäler einer eitelen, auf alle

[4]) Bemerkenswert ist, daß die meisten der von Wetstein zitierten Ahnentafeln als Urahnen den Herakles nennen. — In der Matthäus-Genealogie ist griechisch empfunden bloß die Überschrift „Buch der Genesis Jesu Christi, des Sohnes Davids, des Sohnes Abrahams".

[5]) Gerade die von Wetstein zitierten Ahnentafeln zeigen eine deutliche Nachwirkung Herodots auf die späteren.

[6]) Veröffentlicht in den Jahresheften des Österreichischen Archäologischen Instituts V (1902), S. 198 f.

möglichen (oft mit eigenem Geld teuer bezahlten) Ehren eingebildeten Bourgeoisie, wie sie sich damals in den volkreichen Städten des vorderen Kleinasiens breit machte. Von einem gewissen Demetrios, der in der Stadt die höchsten munizipalen Ehrenämter bekleidet hatte, wird die Ahnentafel mitgeteilt:

Demetrios (der Sohn) des Hermapios,
(des Sohnes) des Hermapios,
(des Sohnes) des Hermadatos,
(des Sohnes) des Hermapios,
(des Sohnes) des Hermadatos,
(des Sohnes) des Neikarchos,
(des Sohnes) des Stasithemis,
leiblicher Sohn des Demetrios.

Die letzte Zeile dieser Tafel, die wohl sicher auf den Demetrios der ersten Zeile zu beziehen ist, obwohl man sie im Griechischen grammatisch auch auf den Stasithemis beziehen könnte, zeigt, daß der wirkliche Vater des durch die Inschrift Geehrten Demetrios hieß; die in der Ahnentafel sonst genannten Männer sind seine Adoptivvorfahren,[7]) ein Umstand, der für das Schema der Ahnentafel selbst natürlich irrelevant ist. Sehr merkwürdig ist, daß in dieser kleinasiatischen Ahnentafel der Name des ersten Adoptivahnen, wie auch des wirklichen Vaters, im Griechischen ohne Artikel steht, während alle anderen Ahnennamen den Artikel haben; dasselbe sehen wir bei Lukas, wo vor „Joseph" im Unterschied von allen anderen folgenden Namen der Artikel ebenfalls fehlt. Dieses Zusammentreffen in der Form ist wohl nicht zufällig: beide, Lukas und die Inschrift, dürften von dem gleichen festgewordenen und auch sonst konstatierbaren Sprachgebrauch abhängig sein. Durch die Inschrift wird übrigens, wie schon durch die sonstigen griechischen Ahnentafeln, eine bei manchen Exegeten aus dogmatischen Gründen beliebte Erklärung definitiv erledigt: in der Ahnentafel des Lukas seien alle Genitive einander koordiniert, es sei also zu übersetzen:

---

[7]) Damit ist die Inschrift einer der vielen Belege für das ungemein häufige Vorkommen der Adoption in jener Zeit, was für das Verständnis des religiösen Begriffes der Gotteskindschaft („Kindschaft" in der Lutherbibel entspricht dem griechischen Wort für „Adoption") nicht unwichtig ist.

Jesus, der [vermeintliche] Sohn Josephs,
der Sohn Elis,
der Sohn Matthats u. s. w.

Kein griechischer Leser konnte das hergebrachte Schema so verstehen; denn das Schema war ein festes und an seiner Deutung war nicht zu rütteln. Mit gutem Verständnisse für die bei einer Missionsschrift notwendig zu beobachtenden Formalien hat der Evangelist die Ahnenreihe Jesu für griechische Leser in eine griechische Form gebracht. Daß Jesus dabei doch auch für Griechen der Heiland aus dem Morgenlande blieb, dafür sorgten die zahlreichen semitischen Namen seiner Ahnen, die erst mit den letzten majestätischen Gliedern

des Sohnes Adams,
des Sohnes Gottes

ins allgemein Menschliche ausmünden. —

Für das Gesamtverständnis des Urchristentums leisten uns die Schriftdenkmäler auch den großen Dienst, daß sie den Blick schärfen für das Wesen des naiv Religiösen, des Untheologischen und Prädogmatischen. Anstelle der doktrinären retrospektiven Betrachtungsweise, die aus der theologisch-kirchlichen Gegenwart leicht theologische und kirchliche Gesichtspunkte ins Urchristentum hineinträgt, die ihm fremd sind, ist die durch das Studium der Denkmäler erleichterte historische Betrachtung zu setzen, die das Urchristentum vom Standpunkte des antiken Menschen aus betrachtet. Tritt man von den religiösen Texten der Kaiserzeit aus an das Neue Testament, so begreift man bald nicht mehr, daß man dieses Buch anders lesen konnte, als mit dem Hauptinteresse für das Naive, Unreflektierte, Untheologische, das fast auf jeder Seite dieses Buches uns entgegentritt.

Vor allem die Persönlichkeit Jesu erscheint in ihrer grandiosen Schlichtheit. Und Paulus, der durch die bereits angedeutete übertrieben doktrinäre Behandlung fast zum Paulinismus erstarrt war, wird auch hier wieder als Frommer lebendig, in erster Linie der Prophet und Missionar des Urchristentums, erst in zweiter Linie der die Spekulation der Späteren befruchtende Grübler.

Um so stärker ist dann der Kontrast, in dem die mit

der Hebräerepistel zum erstenmale charaktervoll auftretende Theologisierung des Christentums zu seiner prädogmatischen Urzeit steht.

Zum Schlusse wurde der Versuch gemacht, zu zeigen, was vom Standpunkte des antiken Menschen der mittleren und unteren Schicht als das Charakteristische des Urchristentums zu gelten habe. Nicht die Wunder und alles, was mit diesem volkstümlichsten Bestandteil der gesamten antiken Frömmigkeit zusammenhängt: an diesem Punkte scheiden sich nicht nur nicht Urchristentum und antike Welt, sondern berühren einander aufs engste. Charakteristisch waren vielmehr der eine Gott, die Gestalt Jesu Christi in der ungeheueren Mannigfaltigkeit ihrer religiösen Würdigung, die Ewigkeitshoffnung und die Sittlichkeit des Christentums. Religionsgeschichtlich auf dem Hintergrund seiner Schicht und seines Zeitalters betrachtet, macht das Urchristentum einen viel weniger komplizierten Eindruck, als die meisten Darstellungen erkennen lassen. Und hauptsächlich: wir gewinnen auch hier denselben Eindruck, den uns die sprach- und die literarhistorische Prüfung des Neuen Testaments vermittelt haben, den Eindruck von der volkstümlichen Schlichtheit des Urchristentums. In dieser Schlichtheit, die nicht Armut ist, sondern urwüchsige Kraft verhüllt, liegt das Geheimnis seiner welterobernden Zukunft.

V.

Die Aufgaben der Forschung betreffen zunächst die Denkmäler selbst. Durch systematische Ausgrabungen sind möglichst viele neue Texte zu ermitteln und dann sorgfältig zu publizieren, die Papyrusblätter nicht in Regesten, sondern im vollen Wortlaut; auch der trivialste Mietvertrag, der sachlich nur die Variation von hundert anderen ist, kann eine Sprachform enthalten, die das lange gesuchte Mittelglied darstellt zwischen dem volkstümlichen Weltgriechisch der Kaiserzeit und einem neugriechischen Dialekt. Die Überschätzung der epigraphischen Texte gegenüber den Papyri ist unberechtigt. Die Ostrakaforschung hat nach ihrer glänzenden Begründung durch Ulrich Wilcken noch große Aufgaben. Wenn jedes kleinasiatische Marmorfragment, und trüge es auch nur die Hälfte des

Namens Antonius als Inschriftrest, sorgfältig ediert wird, und wenn Gelehrte es sich zumuten, Jahre ihres Lebens den Ziegelstempeln zu opfern, so sollten doch die hunderte und tausende der meist vollständig erhaltenen Urkunden, welche die Ostraka in der Regel darstellen und die für wenig Geld zu erwerben sind, nicht mit Geringschätzung behandelt werden.

Die wissenschaftliche Ausbeutung der Texte sodann hat sich (für die Zwecke der Bibelforschung) auf die drei berührten Gebiete zu erstrecken: unzählige sprachliche Einzeluntersuchungen sind noch nötig, noch ist die Geschichte des antiken Briefes nicht geschrieben, noch ist religionsgeschichtliche Vorarbeit in Menge zu tun, bis der Mommsen der antiken Religionsgeschichte kommen kann, der uns das Gesamtbild jenes Zeitalters schenkt, welches der Apostel Paulus durch das tiefsinnige Wort Pleroma geehrt hat.

Die Interpretation des Neuen Testaments sodann und die gesamte sonstige Erforschung des Urchristentums muß in ihrer Methode noch viel energischer der Sucht nach dogmatischer Einlegung und überhaupt der doktrinären Stimmung den Abschied geben, um im Vollsinn des Wortes historisch-psychologische Reproduktion zu werden. Auch hier eine Fülle von Einzelproblemen; aber eines ist dringlicher als jedes andere: das Wörterbuch zum griechischen Neuen Testament.

Der Begründer der neutestamentlichen Lexikographie war der Herborner Theologe Georg Pasor, dessen Lexicon Græco-Latinum in Novum Domini Nostri Jesu Christi Testamentum zuerst 1619 in Herborn erschien, zahlreiche Auflagen, Nachdrucke und Neubearbeitungen erlebte und zusammen mit einer kleinen (Manuale) und einer kleinsten (Syllabus) Ausgabe die neutestamentlichen Studien fast zweier Jahrhunderte beherrscht hat. Pasor hatte viele Nachfolger; ihren Abschluß findet die erste Periode der neutestamentlichen Lexikographie in der Bearbeitung der trefflichen Wilke-Grimmschen Clavis Novi Testamenti durch den Amerikaner Joseph Henry Thayer 1886, die eine in ihrer Art glänzende Leistung ist und im ganzen dem mehr auf dogmatischen als historischen Boden stehenden Biblisch-theologischen Wörterbuch der Neutestamentlichen Gräcität des Greifswalder Theologen Hermann Cremer weit überlegen ist. Das Buch Thayers, das ohne Wilibald Grimms Lebens-

arbeit nicht hätte geschrieben werden können, ist eine Darstellung des neutestamentlichen Wortschatzes auf dem Hintergrunde der Literaturdenkmäler der griechischen Sprache; unliterarische Belege sind nur ganz selten herbeigezogen. Hierin entspricht das Werk dem Stande der griechischen Lexikographie überhaupt.

Man wird jedoch kaum ein Gebiet der klassischen Philologie nennen können, das so dringend der Neubearbeitung bedarf, als dieses. Der Thesaurus Græcæ Linguæ ist veraltet, dasselbe gilt von den anderen griechischen Wörterbüchern, auch von dem zur Zeit in Athen erscheinenden Μεγα Λεξικον, das zwar groß, aber kein Lexikon ist.

In zweifacher Hinsicht sind die vorhandenen Wörterbücher ungenügend. Einmal läßt die ungeheuere Bereicherung unserer Kenntnis der griechischen Sprache durch die nichtliterarischen Texte (Inschriften, Papyri, Ostraka ꝛc.) und die neuerdings wiederentdeckten verlorenen Literaturwerke die alten Wörterbücher besonders für die Zeit von Alexander dem Großen an als ganz dürftig erscheinen,[8]) und sodann sind die Probleme des Bedeutungswandels in ihnen kaum empfunden, geschweige ernsthaft in Angriff genommen. Die landläufigen lexikalischen Artikel erscheinen angesichts der Forderungen von Hermann Paul oder der semasiologischen Einzelstudie von Hermann Diels über das Wort „Element" zumeist als dilettantisch mechanische Aneinanderreihungen einzelner Observationen; Materialien zur Geschichte der Wörter bieten sie, aber nicht die Geschichte der Wörter selbst.

Nun ist aber gerade jene vernachlässigte Periode von Alexander dem Großen ab für den Lexikographen des Neuen Testaments die eigentlich interessante. Den Homer oder die Tragiker zu zitieren, wie das in den neutestamentlichen Wörterbüchern üblich ist, hat recht wenig Wert: wir müssen möglichst die Zeitgenossen verhören. Und da hierfür die vorhandenen Wörterbücher der griechischen Sprache eben nicht ausreichen, so steht die neutestamentliche Philologie selbst vor der Aufgabe, das Material aus den gleichzeitigen literarischen

---

[8]) Auch das Μεγα Λεξικον hat sich massenhaftes Material entgehen lassen. Einen großen Fortschritt bedeutet das Lexicon Græcum suppletorium et dialecticum von H. van Herwerden, Leiden 1902.

und nichtliterarischen Denkmälern zu sammeln. An dem Beispiele des Wortes εὐεργέτης wurde gezeigt, wie reiches Material zum Verständnis von Lukas 22,25 z. B. die epigraphischen Texte und die Münzen darbieten.[*])

Ein Geschenk der Inschriften, Papyri und Ostraka wird es sein, wenn wir dereinst einen Thesaurus zum Neuen Testament haben werden, der, wenn er nicht selbst einen Schatz darstellt, doch wenigstens den Zugang zu der Schatzkammer erleichtert, aus der die Menschheit seit bald zwei Jahrtausenden Goldmünzen genommen hat.

---

*) Vgl. auch die lexikalische Studie über ἱλαστήριος und ἱλαστήριον in der Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft IV (1903).

Die Arten der Malerei.

Von Professor Dr. Carl Neumann aus Göttingen.*)

Über Historienmalerei.

Seit die alte Kunstüberlieferung gebrochen wurde, hat die Kunst Anschluß an die die Zeit beherrschenden geistigen Mächte gesucht, erst an die Religion in der nazarenischen Schule, dann an die Philosophie. Weitaus als tragfähigste Kraft erwies sich aber die Geschichte. Die Malerei ward Geschichtsmalerei. Sie begann die ganze Weltgeschichte aufzublättern. Das war nun freilich nicht für Private. Welches Wohnhaus hätte, um so umfängliche Bilder aufzunehmen, Räume gehabt? und welcher Private die notwendigen Mittel? Wie sich diese Art Malerei an das allgemeine Interesse wandte, so war auch der Platz dieser Schöpfungen die Öffentlichkeit. Die Historienmalerei sollte alle Welt erfreuen und erheben. Auch fanden die Staatsregierungen Ursache, diese Kunst zu begünstigen.

Ende der zwanziger Jahre ließ König Ludwig von Bayern die eine Seite der Arkaden in München, die den Hofgarten umgeben, mit Fresken aus der bayerischen Geschichte schmücken; jedes der acht Jahrhunderte, seit denen das Haus Wittelsbach über Bayern regierte, sollte einen Gegenstand aus Kriegs- und einen aus Friedenszeit liefern. In dem Bericht des Ministers an die Stände hieß es: man wolle dem gerechten Nationalstolz der Bayern huldigen, die Vaterlandsliebe bei der Jugend beleben, den Fremden aber beweisen, daß wir die Großtaten unserer Väter ehren. Als in den sechziger Jahren das Münchener Nationalmuseum erbaut wurde, war die ursprüngliche Meinung, die 30 Säle des ersten Geschosses

*) Vorbemerkung: Vier von den fünf Vorträgen werden hier ihrer allgemeinen Anordnung nach skizziert; einer wird ausführlich mitgeteilt, so daß sich der Leser sowohl über den gedanklichen Zusammenhang wie über die Art der Ausführung orientiert finden wird.

leer zu lassen und an ihre Wände 143 historische Fresken zu malen, die die Geschichte der Landesteile und ihrer Dynastien zeigen sollten. Auch sind diese Bilder tatsächlich gemalt worden. Die Weltgeschichte wurde im Athenäum in München, dem jetzt sogenannten Maximilianeum, gepflegt, bekannt sind Kaulbachs Weltgeschichtsbilder im Berliner Museum. Als 1882 in Oesterreich das Jubiläum der sechshundertjährigen Regierung des Hauses Habsburg gefeiert wurde, fanden sich in einer Festrede die Künstler aufgefordert, den österreichischen Staatsgedanken in ihrer Kunst zu pflegen und durch die Malerei für denselben einzutreten. Eine Verbindung für historische Kunst ist gegründet, die auf die Erzeugung von Historienbildern Prämien setzt. Weitaus das umfassendste Beispiel solcher politisch-patriotischen Malerei hat Frankreich aufzuweisen, wo unter König Ludwig Philipp das alte Residenzschloß der Monarchie, Versailles, in ein historisches Museum umgewandelt wurde, in dem nun die ganze französische Geschichte im Bild vorüberzieht, von dem Sieg Chlodwigs und seiner Taufe an bis zu Napoleons I. Siegen. Zur Vervollständigung ist dann die Chronik der algerischen Feldzüge und weiter die großen Ereignisse bis zum Besuch der russischen Flotte in Toulon hinzugekommen.

Der große Beifall, dessen sich die Geschichtsmalerei erfreute, kam zum Teil daher, daß sie der Kritik dankbaren Stoff lieferte. Über ein Madonnenbild ist man mit zwei Zeilen fertig, weil das Beste, der künstlerische Ausdruck, nicht in Worte übersetzt werden kann, über ein solches Historienbild konnte ein langes und breites debattiert werden, weil der Stoff anregt, tausend Gedankenfäden zu spinnen. Diesen unkünstlerischen, rein gedanklichen Reiz des modernen Geschichtsbildes hat Heine in einer witzigen Anekdote seiner Pariser Ausstellungsberichte persifliert. Er erzählt, wie er vor dem berühmten Bild von Delaroche steht: Cromwell am Sarg Carls I. Man sieht den Protektor mit der Hand den Sargdeckel aufheben, um den Toten zu betrachten. Das abgeschlagene Haupt ist wieder an den Rumpf gefügt worden; eine breite, blutfarbene Naht zeigt die Stelle an, wo das Beil des Henkers durchgefahren ist. Indem bemerkt Heine einen Fremden, der gleich ihm das Bild höchst aufmerksam

betrachtet. Plötzlich redet ihn der fremde Herr an und sagt: Glauben Sie nicht auch, daß gegen diese Art Exekution die Guillotine eine große Verbesserung ist?

Gegen diese Vorherrschaft des Stoffes und seiner gedanklichen Reize hat sich die Malerei später aufgelehnt und — vielleicht mit der nämlichen Einseitigkeit — betont, in der Kunst käme es auf Inhalt und Gegenstand überhaupt nicht an, sondern lediglich auf das Wie der Darstellung. Man fand, es sei der Kunst angemessener, eine weidende Kuh zu malen oder einen Abend auf der Lüneburger Haide oder einen Bauern, der ein Schwein schlachtet, als wenn er die Szene der Erklärung der Menschenrechte oder die Kaiserproklamation in Versailles zum Thema seiner Darstellung mache. Denn was in dem Geschichtsbild zur Wirkung mithelfe, die innere Bedeutung des Gegenstandes, der Appell an die Leidenschaft des Beschauers, das seien Dinge, die die Geschichtsschreibung oder das szenische Theater mit entsprechenderen Mitteln darstellen oder bewirken könne als die bildende Kunst. Dagegen das Innere eines Zimmers mit einem einfallenden Sonnenstrahl oder ein Stilleben schaffe eine Kunstwirkung, die der Malerei allein gehöre und wo sie vor jeder Konkurrenz geschützt sei.

Wie ist es nun? Ist die Geschichtsmalerei tatsächlich eine Art Kunst, die von der „wahren" Kunst entfernt ist und gegen deren offizielle und künstliche Begünstigung man sich wehren müßte, oder ist und bleibt sie ein berechtigter Zweig? Vom theoretischen Standpunkt aus hierüber zu streiten, empfiehlt sich nicht. Besser ist, die Erfahrung der Kunstgeschichte zu befragen.

Soweit wir Kunst zurückverfolgen, hat es Darstellungen der großen geschichtlichen Ereignisse gegeben. Die assyrischen Herrscher und die Perserkönige haben an die Wände ihrer Paläste, an den geglätteten Felsen, den die Tür ihrer Grabkammern durchbricht, die ruhmvollen Ereignisse ihrer Regierungen einmeißeln lassen. Wir sehen ihre Schlachten und Belagerungen und Flußübergänge, ihre Jagden. Auf den Wänden ägyptischer Tempel stehen die kriegerischen Wagen und Rosse, die Bilder der Unternehmungen in fernen Ländern. Von Rom hören wir, daß bei Triumphzügen siegreicher Konsuln die Übung bestand, Bilder mitzuführen, auf denen die Gegen-

den, in denen der Krieg spielte, und die Schlachten (wohl auf Holztafeln) gemalt waren. Diesen alten Brauch haben die Kaiser, aber in dauerhafterem Stoff, weiter geübt. Auf den Kaiserforen in Rom, an den Triumphbögen, schließlich an den Säulen des Trajan und Mark Aurel findet man die Chronik der denkwürdigen Ereignisse in Stein gehauen. Alle folgenden Zeiten haben ähnliches versucht. Karl der Große hat seine Taten in der Pfalz zu Ingelheim malen lassen. Diese Bilder sind untergegangen. Erhalten sind aber aus dem 11. Jahrhundert in Bayeux in Frankreich Teppichstreifen von über 70 Meter Länge, auf denen der ganze Verlauf der Eroberung Englands durch die Normannen in einer langen Folge sehr merkwürdig gestickt ist. Von da ab mehren sich die Historienfolgen in breitester Fülle. Wir nennen aus dem Ende des Mittelalters die Fresken zur venezianischen Geschichte im Dogenpalast, die im 17. Jahrhundert vom Feuer vernichtet worden sind, die Darstellungen Pinturicchios aus dem Leben Papst Pius II. im Dom in Siena, dann die Bilder aus der Geschichte der Kirche und des Papsttums, die Raphael im Vatikan gemalt hat. Die Beispiele demnach sind unendlich.

Es ist klar, man kann einer Kunstart, deren Existenz in allen Perioden der Geschichte nachzuweisen ist, sei es in den Formen der profanen, sei es in denen der religiösen Historie, Leben und Lebensfähigkeit nicht durch Theorien absprechen wollen.

Auch die religiöse Geschichtsmalerei gibt das nämliche Beispiel einer Kunst, die des erklärenden Programms nicht entraten kann und auf gedankliche Reize nicht verzichten will. Ohne Kenntnis des griechischen Mythus sind die antiken Historien ebensowenig zu verstehen wie die christlichen ohne Kenntnis der Bibel. Die Absicht der religiösen Historie war von Haus aus nicht künstlerisch. Sie gab Bilder für die, die nicht lesen konnten. Quod legentibus scriptura, hoc idiotis praestat pictura cernantibus. Die mittelalterlichen religiösen Darstellungen waren von Inschriften begleitet; die Figuren hielten lange, geschwungene Schriftbänder in den Händen. Will man nun von diesen Werken sagen, die Kunst sei in ihnen zu einem Mittel herabgedrückt worden, das sie ihren Zwecken entfremdet habe?

Tatsächlich haben die Meister sich aus den Schlingen, die sie einengten, gezogen und sich sehr frei zu den Programmen und Inhalten, die man ihnen vorschrieb, verhalten.

In dem Programm, das man Raphael im Vatikan zu malen aufgab, befand sich die Geschichte eines Wunders, das als Beglaubigung der leiblichen Gegenwart Christi in der geweihten Hostie angesehen wurde. Ein Priester nämlich in dem Städtchen Bolsena, der ketzerische Zweifel hegte, sei bekehrt worden, als er eines Tages, indem er die Messe zelebrierte, wirkliche Blutstropfen im Altargerät erblickte. Dies war der Gegenstand für Raphaels sogenannte Messe von Bolsena. Es war ein an der Wand sehr hoch angebrachtes Gemälde, wobei es schwierig war, einen seiner Dimension nach so winzigen Gegenstand wie eine Hostie deutlich sichtbar und den Hergang verständlich zu machen. Auch wird in der Tat niemand verstehen, um was es sich bei dem Bild handelt, wenn man es ihm nicht erklärt. Man sieht eine heilige Zeremonie in wohlgewählter Architektur; auf der einen Seite eine andächtige Gemeinde, auf der anderen den Papst mit Gefolge und einigen Soldaten der Schweizergarde. Von dem Ausdruck und Leben dieser Figuren wird der Beschauer gefesselt; er erfreut sich an ihrer Erscheinung ähnlich wie man einem fremden Kult beiwohnt, ohne den Sinn der Riten zu fassen; die Form erregt ästhetisches Wohlgefallen, und manche finden das für Kunstwirkung genügend. Man wird aber sagen, daß in dieser Historie Raphael die Schwierigkeit des Stofflichen mehr umgangen als gelöst habe, und so liegt überhaupt die Not solcher Darstellungen in dem Punkt, daß der Stoff seinen Schwerpunkt nicht im Sinnlichen, sondern im Geistigen, ja in einer verstandesmäßigen Demonstration hat, und dabei in der Sprache der bildenden Kunst verdeutlicht werden soll. Daher dann schwächere Künstler verführt werden, die Mängel ihres Gestaltungsvermögens durch gedankliche Reize und den Apell an fremde Vorstellungskreise zuzudecken. Wer durch unsere Gallerien und Ruhmeshallen geht, mag in patriotische Stimmung geraten; als Kunstwerke aber sind die zur Schau gestellten Historienmalereien oft recht mittelmäßig und berühren den feineren Sinn nicht. Von der ganzen sogenannten Blüte dieser Malerei im 19. Jahrhundert hat fast nur

Alfred Rethel in Deutschland seinen Ruhm bewahrt; Menzel hat man von seinen eigenen Schöpfungen auf diesem Gebiet sich abkehren und der unmittelbaren Naturbeobachtung sich zuwenden sehen.

Im ganzen stellt unsere Historienmalerei eine Art totes Gleis dar, unberührt von dem lebendigen Zug der Kunst. Sie arbeitet mit künstlerisch verbrauchten und abgegriffenen Formen. Warum haben die Werke eines so begabten Künstlers, wie es Geselschap war, nicht stärker angesprochen? In seinen Fresken in der Ruhmeshalle des Berliner Zeughauses steckt etwas vom Geist von Peter Cornelius. Ihre Formensprache ist aber der Ausdrucksweise der Hochrenaissance entlehnt, und das lebendige Empfinden leidet unter der Konvention und Pose einer fremden Sprache.

Wir stehen hier vor einer schwierigen Frage. Die Erfahrung lehrt, daß politische Gemeinwesen von starkem Selbstgefühl die Historienmalerei monumentaler Art absolut nicht entbehren können. In einem Parlamentshaus oder einem Schloß, in einem Rathaus, einer Universität u. s. f. will man keine Stilleben oder einfache Genrebilder an den Wänden sehen; man wünscht das Pathos bedeutender Begebenheiten festgehalten und fortwirkend. Die gegenwärtige Richtung unserer Kunst kommt aber diesen Ansprüchen und Wünschen nicht entgegen; sie interessiert sich für ganz andere Dinge. Und nun geschieht in der Regel folgendes.

Unsere büreaukratisch organisierten Verwaltungen, die repräsentative Bauten errichten lassen, betrachten die künstlerische Ausstattung unter dem nämlichen Gesichtswinkel wie etwa die elektrische Anlage oder die Heizung. Ungern wartet man auch nur ein paar Jahre und möchte am liebsten wie Tische und Tischlerarbeit auch die Kunst in Submission erledigen, damit das Haus „fix und fertig" sei.

Natürlich fehlt es nicht an Künstlern, die nach diesen Gelegenheiten greifen; aber selten kommt etwas Lebendiges und Förderliches heraus. Man kann eben die Kunst nicht wie den Handel durch Wettbewerbe und Prämien fördern. Sie ist ein Reich der Freiheit, in dem nach dem Bibelwort der Geist weht, wo er will. Während man, als das deutsche Reich erstand, vielfach erwartete, daß ein großer Aufschwung

im Gefolg der großen politischen Anspannung und Leistung auch über die Kunst und Literatur kommen werde, hat die Folge bewiesen, daß die Kunst die historisch-politischen Gleise verlassen hatte und sich nicht in sie hineinzwingen ließ. Was an historisch-pathetischen Aufgaben gestellt wurde — sei es als Monumentalmalerei, sei es als Denkmalsplastik — hat nur in seltenen Fällen den künstlerischen Besitzstand bereichert. Wird aber auf diesem Gebiet mit verbrauchten Formeln und mit einer toten Sprache gearbeitet, so darf man wohl fragen, wem dies nütze.

Zweifellos wird eine Zeit kommen, wo der Wind wieder einmal in das Segel der Geschichtsmalerei fährt, wo die Talente, die heute anderswohin gehen, sich diesen Aufgaben wieder zuwenden. Im Reichstagsgebäude hat man einstweilen einen Raum statt mit Historien mit großen Landschaften ausmalen lassen, die bedeutungsvolle Stätten deutscher Geschichte wiedergeben, die Wartburg, die Insel Rügen, Straßburg. Aufgaben dieser Art liegen der gegenwärtigen Kunst günstig; sie ist im Landschaftlichen stark. An den Wänden des Frankfurter Kaiser Friedrich-Gymnasiums hat Wilhelm Steinhausen die Landschaft zum eigentlichen Stimmungsfaktor der Historie gemacht. Mit großem Erfolg.

Im übrigen braucht man nicht so ungeduldig zu sein; man kann Wände auch leer stehen lassen, bis sich der rechte Künstler findet; auch kann man eine provisorische Dekoration belieben. Schließlich, in der Blüte der Hochrenaissance, als Raphael und als Michelangelo auftrat, hat man sich nicht besonnen, dem einem zulieb in den Stanzen, für den anderen an der Altarwand der sixtinischen Kapelle die Fresken, die da waren, einfach herunterschlagen und die Wand frisch bewerfen zu lassen, um den neuen Meistern Platz zu schaffen. Hierbei mögen edle Werke der Kunst zerstört worden sein. Vielleicht werden, wenn in fünfzig oder hundert Jahren die wahren Meister kommen und ihnen Wände mit Historienbildern des neunzehnten Jahrhunderts geopfert werden, keine Tränen dieses Opfer begleiten.

Über Landschaftsmalerei.

Landschaftsmalerei und Musik pflegen gleichzeitig zu blühen, weil die seelische Disposition, die beide voraussetzen,

eine ähnliche ist. Die Landschaftsmalerei tritt in der Entwickelung der bildenden Kunst spät auf; sie setzt eine bestimmte Überkultur und die Sehnsucht nach Rückkehr zur Natur voraus. Man muß die Entwickelung des Naturgefühls analysieren, um die Gestaltung der Landschaftsmalerei zu verstehen. Während in der Antike der Mensch mitten in der Natur steht, trennt Christentum und Mittelalter den Menschen von der Natur und macht ihm zur sittlichen Pflicht, ihren Lockungen zu entfliehen. Der Mensch soll nach innen und nicht nach außen sehen. Das Verhältnis zur äußeren Natur wird erst wieder hergestellt, seit es gelingt, die Natur zu beseelen. Dies drückt sich viel früher in der Literatur und Poesie aus als in der Malerei. Denn erst im 18. Jahrhundert kommt es zu einer selbständigen Landschaftsmalerei, dann aber gleichzeitig auf zwei räumlich entfernten Gebieten, in Italien und Holland. In der Nebenbuhlerschaft der beiden Richtungen entscheidet historisch der Erfolg für die romanische Auffassung, die bis ins 19. Jahrhundert herrschend bleibt. Die Gegenbewegung beginnt mit der Romantik, mit Lord Byron und dem paysage intime der Franzosen. Für Deutschland sind zwei Strömungen maßgebend geworden, die eine von der französischen ausgehend, die große Entdeckerin der Reize und Schönheiten unserer heimischen Landschaft, die andere unmittelbarer aus der deutschen Romantik herauswachsend in freipoetischen Gestalten. Ihre Vertreter sind Schwind und Böcklin.

Über Porträtmalerei.

Das Bildnis, das in der Kunst des gesamten Altertums eine große Rolle spielt, hat selbst von der Kirche des Mittelalters nicht unterdrückt werden können. Als Stifterbild fand es Aufnahme in das Altarbild. In den letzten Jahrhunderten des Mittelalters ist auch für die heiligen Figuren ein bildnismäßiger Ausdruck gefordert und geübt worden. In Italien beherrscht allmählich das Porträt die gesamte religiöse Historie, und seine Pflege im Fresco und Monumentalbild hat ihm dort für alle Zeit den Stempel eines für die Öffentlichkeit und ihre Anforderungen bestimmten Werkes gegeben. In Tizian findet schließlich das italienische Bildnis seine konsequente Vollendung. Seinen Stil nimmt im Wesentlichen van

Dijck auf. Von Holbein dagegen geht eine besondere Richtung aus, die den Menschen nicht als öffentliche und Standesperson darstellt, sondern in individuellster Freiheit. Diese Richtung findet ihren Erben in der holländischen Bildnismalerei, wo das Porträt Rückgrat der gesamten Malerei wird. Indessen sind die Möglichkeiten des Bildnisses damit nicht erschöpft. Das Charakterbildnis als poetische Schöpfung, wie es Albrecht Dürer pflegt, gelangt mit Rembrandts Spätbildnissen zur Vollendung. Inzwischen hat die französische Kunst die Renaissanceüberlieferung zur Herrschaft gebracht, und gegen diese höfische Kunst bildet nur Velazquez eine große Ausnahme. Das 19. Jahrhundert scheint mit der Photographie die Bildnismalerei zu gefährden. Indessen hat Lenbach, trotzdem er die Maschine benutzt, sich die Selbständigkeit psychologischer Auffassung nicht verkümmern lassen.

Über Genremalerei.

Das Interesse für Natur und Wirklichkeit hat sich in den letzten Jahrhunderten des Volkslebens nicht mehr zurückdämmen lassen; das Genre ist in die große religiöse Historie eingedrungen und schien zeitweise diese Historie ganz überwuchern zu wollen. Indessen ist es auf italienischem Kunstgebiet nicht zur Ausbildung der Genremalerei gekommen, weil die katholische Kirche und die Überlieferung des idealen Stils zu mächtig im Weg stand. Dieselbe Erscheinung zeigen die südlichen Niederlande, wenn auch nicht ganz mit gleichem Erfolg. Indessen führt Rubens die Tradition des restaurierten Katholizismus und des großen Renaissancestils zum Sieg. Anders in Holland, wo die Überlieferung gebrochen und eine neue Kunst in den Gegenständen des Genre gefunden wurde. Das Wesentliche dieser tief in der nordischen Anlage begründeten Kunst- und Weltanschauung ist, daß sie in der Andacht, mit der sie die Wirklichkeit erfaßt und weitergibt, allmählich die Grenze zwischen religiöser und profaner Malerei verwischt und das Sichtbare vergeistigt und heiligt. Die Schwierigkeit, dem Genre Tiefe des Ausdrucks zu verleihen, wie dies etwa Dürer und Rembrandt getan, es zu monumentaler Wirkung zu bringen, zeigt sich als bis jetzt unüberwunden in unserer Monumentalplastik der Gegenwart. Als überwunden in den Gemälden W. Leibls.

Über heidnische und christliche Kunst.

Die antike Kunst ist eine Weltmacht, die in das gegenwärtige Leben hereinragt. Die Eigenschaften, die sie vorwiegend charakterisieren, sind 1. die Öffentlichkeit, für die ihre Werke geschaffen sind und worauf ihr Monumentalausdruck beruht, 2. die Steigerung und Idealisierung der Formen, die die Wirklichkeit korrigiert, 3. die menschliche Figur als Mittelpunkt, und zwar die nackte Figur. Die christliche Kunst ist in all diesen Punkten gegensätzlich geartet. Ihre Architektur ist Innenbaukunst der Hauptsache nach. Rücksichtlich der Figur entdeckt sie die Wirklichkeits- und Häßlichkeitswerte, und schaltet das Nackte als oberste Aufgabe der Kunst aus. In diesem welthistorischen Gegensatz hat die italienische Hochrenaissance zunächst für die Antike entschieden, und das Prestige der französischen Kunst wurzelt in allem wesentlichen in dem antikheidnischen Erbe. Aber auch die mittelalterliche und christliche Kunst hat wesensähnliche Nachfolge und Vertretung in den neuen Jahrhunderten gefunden, in Shakespeare, in der holländischen Malerei. Die Entscheidung zwischen diesen tiefen Gegensätzen ist dem 20. Jahrhundert vorbehalten.

Goethes Welt- und Lebensanschauung.

Von Professor Dr. Theobald Ziegler in Straßburg i. E.*)

Der Vortragende, der das Wort „Goethe und kein Ende" in allem Ernst aufnimmt, behandelte zuerst die Frage, inwiefern eine philosophische Betrachtungsweise Goethes, da er es selber doch immer abgelehnt hat ein Philosoph zu sein, möglich sei und Sinn habe, und ging dann den Anfängen nach, aus denen heraus sich so etwas wie eine werdende Weltanschauung in dem Knaben und Jüngling erkennen läßt. Religiöse Skrupel und Anregungen (Frl. v. Klettenberg) sind das erste. Dann kommt der Einfluß Rousseaus, der gar nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Der Gedanke der Toleranz wie im Religiösen so auch im Moralischen tritt in den Vordergrund und bildet die Wurzel für den Humanitätsbegriff, der teilweise unter Herders Einwirkung in Goethe immer mehr der Ausdruck für seine ganze Lebensauffassung werden sollte. Die fragmentarischen Dichtungen: Mahomet, Ewiger Jude, Prometheus und Faust werden besprochen. Sie blieben Fragmente. Denn wohin es geht, wer weiß es! das war die Stimmung, mit der der junge Goethe alles Höchste und Tiefste seines Lebens im Faust zusammenzufassen begann. Aber im guten Vertrauen zu dem „lieben unsichtbaren Ding, das ihn leitete und schulte", ging es dann doch nach Weimar.

Zu diesem Glauben, dieser Ruhe und Ergebung, die allmählich seine Seele erfüllte, wirkte aber nun immer mächtiger die Friedensluft ein und mit, die ihm aus Spinoza entgegenwehte. Daß Goethe Spinozist gewesen, ist allgemein anerkannt; aber über den zeitlichen Anfang wie über Umfang und Tiefe dieser Abhängigkeit Goethes von Spinoza kann gestritten werden. Natürlich; denn Goethe hat sich mehr als einmal und zwar jedesmal in verschiedener Stärke von Spinoza beeinflussen lassen. Sein Straßburger Tagebuch zeigt ihn zwar

*) Die Vorträge sollen später im Druck erscheinen; daher war an dieser Stelle möglichste Kürze angezeigt.

schon als Pantheisten, aber von Spinoza hatte er da noch eine falsche, keine eigene, sondern die damals übliche Auffassung. Erst 1774 auf seiner Rheinreise mit Lavater zu Jacobi lernt er ihn selber kennen und alsbald auch schätzen und lieben. Die zweite intimere Bekanntschaft fällt dann in die Jahre 1783/85, wo er mit Herder und Frau von Stein die „Ethik" las und zu einem leidenschaftlichen Schüler und entschiedenen Verehrer Spinozas wurde. Gegen den Vorwurf, Spinoza sei Atheist gewesen, nimmt er ihn jetzt ausdrücklich in Schutz und möchte ihn theissimum, ja christianissimum nennen. Allein eine Differenz zeigt sich doch schon hier: Spinoza ist Mystiker, sein Schauen ist mystisch; Goethe ist Realist, sein Schauen ist sinnlich; darum ist Goethe nicht wie Spinoza in Gefahr über Gott die Welt zu verlieren, sondern er hält an ihr und am Endlichen ebenso fest wie an Gott und am Unendlichen: Gott-Natur ist daher der richtige Name für die Einheit beider, er ist noch bezeichnender als das spinozistische deus sive natura. Und auch das individuelle Recht der Einzeldinge weiß er besser festzuhalten als Spinoza, dessen Modi werden ihm zu „Entelechien". Endlich aber und vor allem, seine Auffassung der Natur war eine weit lebensvollere, er stand zu ihr in einem intim gemütlichen Verhältnis, wie das Kind zur liebenden Mutter sah er frohen Mutes zu ihr auf. Der aphoristische Aufsatz „Natur" in dem Tiefurter Journal, der so oder so jedenfalls auf Goethe zurückgeht und sein Eigentum ist, ist so recht der Ausdruck seines spinozistischen und zugleich ganz andersartigen, des spezifisch Goetheschen Verhältnisses zu ihr, das Programm gewissermaßen für seine Naturstudien, die nun anheben und in der Auffindung des Zwischenknochens im Schädel des Menschen und in seiner Lehre von der Metamorphose der Pflanzen so reife Früchte tragen. Doch ist die Hauptfrage bei dieser Beschäftigung Goethes mit der Natur nicht die, was Goethe für die Naturerkenntnis geleistet hat, sondern was diese Arbeit für Goethe selbst gewesen ist und zu bedeuten hatte. Denn ohne diese Beteiligung an der Naturforschung wäre Goethe nicht geworden und gewesen, was er ist. Wir aber haben Grund uns des Bleibenden an diesem Goetheschen Schauen der Natur zu freuen: Gott in der Natur sich offenbarend, die Natur der Gottheit lebendiges Kleid,

der Mensch ein Sohn dieser liebenden Allmutter Natur und alle Naturwesen unsere Brüder — das waren die Grundzüge seines Glaubens an Gott-Natur.

In neuester Zeit hat man nun aber diesem Spinozismus eine Kantische Periode Goethes gegenüber und als die höhere über sie gestellt. Durch die Kritik der Urteilskraft sei er für Kant gewonnen worden und durch Schiller geradezu zu einem transzendentalen Idealisten, einem Jünger Kants geworden. Gegen diese Auffassung wendet sich der Vortragende mit aller Entschiedenheit: Goethe und Kant gehören nicht zusammen! Als er nach der Rückkehr aus Italien die Kritik der reinen Vernunft las, lehnte er sie zunächst einfach ab. Erst durch die Kritik der Urteilskraft kam er Kant näher und freute sich, daß die Hauptgedanken dieses Werkes seinen eigenen analog, freilich „seltsam“ analog waren. Aber wie er dann 1792 in der Religionsphilosophie Kants auf dessen Lehre vom radikalen Bösen stieß, die den dezidierten Nichtchristen jener Tage geradezu empören mußte, da wandte er sich aufs neue von ihm ab. Durch Schiller gewöhnte er sich aber dann doch an die Kantischen Gedankengänge und an die Kantische Terminologie, und freute sich, daß er unter diesem Einfluß aufhörte, „der steife Realist“ zu sein. Aber überwiegend hatte er doch das Gefühl, daß nicht sowohl er sich Schiller, sondern daß vielmehr dieser sich ihm in seinen Anschauungen genähert und anbequemt habe. Und daß das kein bloß freundschaftliches Nachgeben, sondern ein bewußtes Abrücken Schillers von Kant war, das zeigt dessen Entwicklung und zeigen ganz bestimmte Äußerungen von ihm in den Jahren seiner Freundschaft mit Goethe. Nach Schillers Tod aber entfernte sich Goethe wieder mehr und mehr von aller Philosophie; doch nahm er im Streit zwischen Jacobi und Schelling als Pantheist und Spinozist für diesen Partei und griff dabei noch einmal — es war das drittemal — nach Spinozas Ethik.

So sind gewisse Berührungspunkte da zwischen Goethe und Kant. Er war mit ihm eins oder glaubte es wenigstens zu sein in der Auffassung der organischen Welt; er hörte unter seinem Einfluß auf, steifer d. h. naiver Realist zu sein, und er ließ sich durch ihn an die Grenzen des menschlichen Erkennens mahnen. Aber diese Grenzen bestimmte er doch

ganz anders als Kant und rückte sie viel weiter hinein und hinaus ins Metaphysische. Und nun vollends die drei Hauptdifferenzen: Der kritisch trennenden Art des Kantischen Denkens stand seine synkritische, zusammenschauende diametral gegenüber, und so fühlt er sich nicht als Herrn der Natur, der das Subjekt die Gesetze vorschreibt, sondern beugt sich dankbar und verehrend vor ihrer Objektivität. Im Praktischen sodann weiß er nichts von der Kantischen Trennung zwischen Pflicht und Neigung, auch das Sittliche ist ihm stets ein Naturhaftes geblieben. Und endlich bewahrte ihn sein Optimismus der menschlichen Natur gegenüber vor Kants Lehre vom radikalen Bösen; dessen Umdeutung der christlichen Dogmatik erschien ihm geradezu als üble Akkommodation. So war das Verhältnis Goethes zu Kant wesentlich negativ, wie auch umgekehrt Kant von Goethe nie Notiz genommen hat. Bei aller Anerkennung der Größe Kants konnte Goethe kein Kantianer werden, weil er es seiner innersten Natur nach nicht hat sein können. Die Differenz war zu groß. Und so wird es auch künftighin und in alle Ewigkeit zweierlei Arten von Menschen geben, goethesche und kantische. Man kann nicht Goetheaner und Kantianer zugleich sein.

Noch mehr als von Kant fühlte sich Goethe von Fichte und dessen Naturlosigkeit abgestoßen, wogegen ihm die romantische Naturphilosophie Schellings wegen ihres Spinozismus und lebensvollen Pantheismus durchaus sympathisch war. Im übrigen freilich kam es zwischen ihm und der Romantik trotz all der vielen Berührungspunkte schließlich doch zum Bruch: „Das Klassische nenne ich das Gesunde und das Romantische das Kranke“ — damit schied er sich von ihr für alle Zeiten.

Hegel endlich, dessen Philosophie in der Romantik wurzelt, aber die Romantik zugleich auch überwindet, war ihm zu formlos und zu historisch; persönlich aber hat er ihn mehr und mehr schätzen und verstehen gelernt.

Wissenschaftlich hat sich Goethe nur mit der Natur und dem Menschen als Naturwesen beschäftigt, auf geschichtliche Studien hat er sich nicht eingelassen. Und doch, wo ihm eine große historische Einzelpersönlichkeit entgegentritt, da ist auch hier sein Interesse sofort wach. Das zeigen seine Jugenddramen und zeigt vor allem sein Verhältnis zu Napoleon. Das Natur-

hafte und Dämonische in diesem zog ihn an, dieses nicht anders Handelnkönnen war ihm das Zeichen des Genies. Daher legte er auch nicht den sittlichen Maßstab an ihn an, er stand ihm, wie alle solche dämonischen Menschen, jenseits von Gut und Böse. Innerpolitisch blieb daher auch der aufgeklärte Despotismus Goethes Ideal; sein letztes Wort ist hier aber doch gewesen: Auf freiem Grund mit freiem Volke stehen.

Bei Besprechung von Goethes Verhältnis zum Sittlichen lehnt es der Vortragende zunächst ab, persönlich über ihn zu Gericht zu sitzen; gegen die landläufigen Vorwürfe der Unbeständigkeit in der Liebe und des Egoismus nimmt er ihn aber doch energisch in Schutz: „Lieben war sein Beruf"; und „Genie ist schenkende Tugend", das zeigt sich auch bei ihm. In seinen sittlichen Anschauungen aber war er mehr noch als von Spinoza von Rousseau beeinflußt; davon geben uns die revolutionären Stücke seiner Jugend Kunde. In der Arbeit und in der Liebe zu Frau von Stein lernt er sich aber dann beschränken und entsagen. In der Iphigenie steht das Sittliche im Vordergrund, der Tasso ist ein Protest gegen alles Übermenschentum. Gegen die Vergeistigung und Innerlichkeit, wie sie uns in diesen Stücken entgegentritt, und gegen diese ganze Moral des Entsagens reagierte nun aber doch wieder die sinnliche Seite seines Wesens, welche eben auch mit zur vollen Menschlichkeit gehört. Die Erde hat ihn wieder, hieß es nach der Rückkehr aus Italien. Aber das Ästhetische verklärte die Sinnlichkeit, das Maßvolle des Griechentums hielt er fest, und die Freundschaft mit Schiller lehrte ihn Wert und Würde des Sittlichen verstehen und anerkennen. Das ist vor allem die Bedeutung dieser Freundschaft für Goethe gewesen. So wurde er mehr und mehr ein Mensch im Vollsinn des Worts, mehr Mensch als er war keiner. Das zeigen uns ganz besonders Wilhelm Meisters Lehrjahre, in denen sich zugleich der individualistische Zug in Goethe enthüllt. Aber am Ende deuten doch schon die Lehrjahre darüber hinaus an, daß die ästhetische Selbstbildung, die hier im Vordergrund steht, nicht das Einzige, vielleicht nicht einmal das Höchste sei, und fordern so eine Ergänzung. Diese folgt in den Wanderjahren. Doch vorher kommt noch in den Wahlverwandtschaften die Erkenntnis, daß die sittliche Institution der Ehe wertvoller ist, als alle

naturhafte Liebesleidenschaft, daß ihr gegenüber Entsagung die erhaltende und rettende Macht des Lebens ist, Unsittlichkeit dagegen das Leben zerstört. Das ist die gewaltige Lehre dieses hochsittlichen Eheromans, der damit das volle Gegenstück bildet zur Stella.

Ist hier die Institution der Ehe voll gewertet, so in den Wanderjahren die Arbeit. Mit der poetischen Verklärung des Handwerks setzen sie ein, mit der Schilderung einer reich gegliederten Fabriktätigkeit schließen sie. Und dazwischen die sozialen Gedanken, wodurch der einseitige Individualismus des 18. Jahrhunderts überwunden wird. Ein Weltbund, eine Internationale wird gegründet, die alles reguliert und dem Einzelnen doch die Freiheit läßt oder schafft, sich seiner Individualität gemäß zu betätigen. Zur Aufrichtung eines solchen Idealstaats gehört aber eine neue Erziehung, wie sie nun auch wirklich in der pädagogischen Provinz von der Gesellschaft als soziale in die Hand genommen wird.

Wie steht es also, so fragt der Vortragende zum Schluß dieser Ausführungen, mit dem Gerede von Goethes Unsittlichkeit oder auch nur damit, daß bei ihm über der Natur die Welt des Sittlichen zu kurz gekommen sei? Nur freilich ist es auch jetzt wieder eine andere Art von Sittlichkeit als bei Kant, nicht die Ethik des kategorischen Imperativs, sondern die naturhafte, selbstwüchsige Ethik der schönen Seele.

Wer Religion nur in der Form des Christentums gelten läßt, kann Goethe nicht gerecht werden. Denn gerade als frommen Menschen stieß ihn das spezifisch Christliche ab. Er war Optimist und glaubte an die Güte der menschlichen Natur; daher konnte ihm der Gedanke der Erbsünde und der Notwendigkeit und Allgewalt göttlicher Gnade nicht einleuchten. Und er war natur- und sinnenfreudig, das widersprach den asketischen Idealen der christlichen Ethik, die er überdies in den Erscheinungsformen des historischen Christentums wenig verwirklicht fand. Anfangs glaubte freilich auch er, seinen Humanitätsglauben mit dem Christlichen in eins setzen zu können. In den „Geheimnissen" haben wir als Kern eine religiös — mehr gefühlte als gedachte Humanität und darüber das Kreuz, aber dieses doch schon hier mit Rosen umwunden, d. h. schon hier wird auch das Christliche in das

schön Menschliche umgebogen. Und noch viel weniger ist „Iphigenie“, wie Kuno Fischer will, christlich, sondern rein human, nicht das Dogma von einem stellvertretenden Leiden, sondern der Glaube an menschliche Reinheit und rein Menschliches wird darin verkündigt, und darüber ausgebreitet eine tiefe, echt religiöse Gelassenheit, die die Heldin des Stücks freilich zu einer Heiligen — aber nicht im christlichen, sondern im sittlich-religiösen, rein menschlichen Sinn des Wortes macht.

Nun aber kam Italien und das Eintauchen Goethes in den Geist des Altertums, der zugleich ein heidnischer war. Auch sein Verhältnis zu Lavater und der Widerwille Goethes gegen dessen geschäftige Art, Christ zu sein, trug das Seinige zu der zunehmenden Entfremdung bei. Und die Äußerlichkeit katholischen Gottesdienstes, wie er ihn nun in Italien des näheren kennen lernte, und die Aufdringlichkeit des Kreuzeszeichens, das ihm als das Bild christlicher Unversöhnlichkeit erschien, verstärkte diese seine Abneigung, und so kehrte er mit einem wahrhaft Julianischen Haß gegen alles Christliche aus Italien nach Hause zurück. In seinem Verhältnis zu Christiane Vulpius stellte sich dann jene Sinnenfreudigkeit dar, in der Art aber, wie man darüber in dem kleinstädtischen Weimar urteilte, sah er eitel frömmelnde Heuchelei und christliche Konvenienz.

Aber allmählich wurde Goethe dem Christentum doch wieder gerechter. Dem neukatholischen Wesen der Romantiker gegenüber besann er sich, namentlich in den Tagen der Jubelfeier der Reformation, wieder bestimmter auf seinen Protestantismus. Und seinem Universalismus entsprach eine neue Vertiefung in die Religion und ihre Urformen, denen er im Orient nachging. Der westöstliche Divan war ohne alles Pathos die gewaltigste Predigt „eines allgemeinen Gottes- und Völkerfriedens“, der alle Menschen im Osten wie im Westen umschlingen sollte.

Es zeigte sich aber, je milder er wurde, auch immer mehr seine tiefinnerliche Frömmigkeit; wie sein Spinoza, so war auch er selber voll Religion und heiligen Geistes. Und wie bei diesem hing diese Frömmigkeit aufs engste mit seinem Pantheismus zusammen, sein Glaube war der Glaube an Gott-Natur. Aber dieser Goethesche Pantheismus war kein quietistisch-müßiges Versinken in die Gottheit, sondern wie bei

Zarathustra ein tätiges Mitarbeiten und Mitschaffen an allem Guten und Besten. Nicht mehr nur in Steinen und Kräutern oder in der Sonne suchte er das Göttliche, auch die sittliche Welt ist Gottes und eine Offenbarung seines Wesens. So konnte er jetzt erst sagen: alles ist Gottes! und jetzt auch dem Christentum historisch ganz gerecht werden. In den Wanderjahren, wo er die Religion als Ehrfurcht begreift, erfaßt er in der Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, auch noch ein spezifisch Christliches, das Heiligtum des Schmerzes, und weiß so die Religion auch pädagogisch zu werten und ihr als der Weihe und dem Sonntag des Lebens im Allerheiligsten der Erziehung eine Stelle anzuweisen. Das Sündenbewußtsein und das Erlösungsbedürfnis bleibt aber auch jetzt wieder von diesem religiösen Bekenntnis und Erziehungsplane völlig ausgeschlossen. Denn

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen:

Das ist der Weisheit letzter Schluß wie für Goethe selber, so für die Menschheit im Ganzen. Darum ist sie, weil und soweit sie tätig ist und strebt, Gottes und nicht des Teufels: in diesem Trostwort klingt sein Lebenswerk und klingt seine Welt- und Lebensanschauung tapfer und sieghaft aus. Dieses Streben aber schlingt sich zusammen mit dem, was Goethe als das Höchste im eigenen Leben erkannt hatte, mit der Liebe, die von oben am Menschen teilnimmt und sich in ihrer vollendetsten Offenbarung hier auf Erden im Weibe verkörpert, wie sie ja auch ihn mehr als einmal gerettet und hinangezogen hat. So ist das Wort vom Ewig-Weiblichen Ereignis zugleich und Gleichnis, ein Symbol, das unendliche Wahrheit verhüllt und offenbart.



II.

Aus den Fachabteilungen.





Goethes Horoskop.

Von Professor Dr. Carl Heinr. Müller in Frankfurt a. M.

Astra regunt homines,
Sed regit astra deus.

Das erste Buch von Goethes „Dichtung und Wahrheit" beginnt mit folgenden Worten:

„Am achtundzwanzigsten August 1749, Mittags mit dem Glockenschlage zwölf, kam ich in Frankfurt a. M. auf die Welt. Die Konstellation war glücklich: die Sonne stand im Zeichen der Jungfrau und kulminierte für den Tag, Jupiter und Venus blickten sie freundlich an, Merkur nicht widerwärtig, Saturn und Mars verhielten sich gleichgiltig; nur der Mond, der soeben voll ward, übte die Kraft seines Gegenscheins umsomehr, als zugleich seine Planetenstunde eingetreten war. Er widersetzte sich daher meiner Geburt, die nicht eher erfolgen konnte, als bis diese Stunde vorübergegangen. — Diese guten Aspekten, welche mir die Astrologen in der Folge sehr hoch anzurechnen wußten, mögen wohl Ursache an meiner Erhaltung gewesen sein; u. s. w."

Es ist sehr fraglich, ob sich Goethe dies Nativitäts-Horoskop selbst gestellt hat. Zwar wissen wir, daß er bereits in jungen Jahren großes Interesse für astrologische und astronomische Erscheinungen gehabt hat. Bekannt ist z. B. Bettinas Erzählung: „Oft sah er nach den Sternen, von denen man ihm sagte, daß sie bei seiner Geburt eingestanden haben; hier mußte die Einbildungskraft der Mutter oft das Unmögliche tun, um seinen Forschungen Genüge zu leisten, und so hatte er bald heraus, daß Jupiter und Venus die Regenten und Beschützer seiner Geschicke sein würden." — Auch noch

in späteren Jahren benutzt der Dichter astrologische und astronomische Ideen. Ein hübsches Beispiel ist der „Planetentanz“ zum 30. Januar 1784 (aus den „Maskenzügen“) mit den schönen Eingangsversen, die noch besser auf Goethe selbst als auf die dort Gefeierte[1]) passen:

An Deinem Tage reget sich
Das ganze Firmament,
Und was am Himmel Schönes brennt,
Das kommt und grüßet Dich.

Selbst im „West-östlichen Divan“ und in seinen „Urworten“ (in Hempels Goethe-Ausgabe II, 242) lassen sich astrologische Motive verfolgen. Z. B.:

Dämon.

Wie an dem Tag, der Dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach Du angetreten.
So mußt Du sein, Dir kannst Du nicht entfliehen.

Überall aber läßt sich deutlich erkennen, daß Goethe nicht so tief in die astrologischen Lehren eingedrungen als z. B. in die alchimistischen. In seinem eigenen Horoskope finden sich derartige Widersprüche mit den astrologischen Regeln, daß man nur annehmen kann, der Dichter habe bei der Abfassung entweder einen der damals gebräuchlichen, sehr oberflächlichen Nativitäts-Almanache benutzt oder habe sich auf einen Charlatan verlassen.[2])

Wenn man bedenkt, daß Baco, ferner Tycho Brahe und selbst noch Keppler, der größte deutsche Astronom, unter den Einflüssen der Astrologie standen, daß sogar Newton derartigen Betrachtungen nicht abgeneigt war, so dürften zu Goethes Zeiten die Anhänger jener „okkulten Wissenschaft“ noch recht zahlreich gewesen sein. Ja selbst heut-

[1]) Die regierende Herzogin von Weimar.

[2]) Goethes „Paradoxer Seitenblick auf die Astrologie“ (bei Hempel XXXVI S. 107 und 493) bestätigt unsere Ansicht. — Die Schrift von Max Seiling (Goethe und der Materialismus) Leipzig 1904, behandelt Goethes Erlebnisse und Äußerungen auf okkultem Gebiet; sie ist eine Erweiterung der Broschüre Seilings: Goethe und der Okkultismus, Leipzig, O. Mutze. 1903.

zutage werden in den Ländern englischer Zunge astrologische Almanache noch zu Tausenden verkauft.[3]) In Deutschland findet man augenblicklich nur wenig Schriftsteller, die sich mit Astrologie beschäftigen, darunter natürlich allerlei Pfuscher, die namentlich in der Nähe von Großstädten ihr Wesen treiben.

Es hat einen großen Reiz, den astrologischen Ideen nachzugehen. Die ernsthaften Forscher[4]) zeigen uns, daß jene Ideen auf uralten, chaldäisch-ägyptischen Anschauungen beruhen und in derselben Weise die wissenschaftliche Astronomie geboren haben, wie die Alchimie die Chemie. Das Studium der Astrologie wirft zudem mancherlei Licht auf archäologische Dinge. Die Legionen Cäsars trugen als Feldzeichen den Stier, weil dies Tierkreis-Zeichen nach astrologischer Lehre ein „Lieblingshaus" der Venus ist, der Stammmutter Cäsars. — Seneca sagte: Das Geschick der Völker hängt von den leisesten Bewegungen der Planeten ab, und Glück und Unglück treffen ein nach dem guten oder schlechten Lauf der Gestirne (Bouché-Leclerq, Über die Astrologie in der römischen Welt, Kap. 16; Götting. gel. Anz. 1900 S. 912). — Augustus ließ seine Münzen mit dem Zeichen des Steinbocks versehen, denn dieses stand mit seiner Geburt in horoskopischer Beziehung.[5]) — Wenn wir endlich sehen, daß auch Schiller es nicht verschmäht hat, in seinem gewaltigsten Drama der Macht der Gestirne einen bedeutenden Einfluß zu gewähren, so dürfte ein kurzer Überblick über die einfachsten astrologischen Lehren nicht unwillkommen sein, zu-

[3]) Am verbreitetsten sind: Old Moore's Almanac und Raphael, Key to Astrology. — Flamstead († 1719), Astronom an der Sternwarte zu Greenwich, hat ein Horoskop für die Grundsteinlegung dieses Observatoriums verfaßt, das noch dorten aufbewahrt wird; abgedruckt im »Textbook of Astrology« by A. J. Pearce. — Vergl. auch bei Shakespeare die Sonette No. 14 und 15. — In Frankreich ist neuerdings erschienen: Fomalhaut, Manuel d'astrologie sphérique et judiciaire. Paris 1897.

[4]) Troels-Lund, Himmelsbild und Weltanschauung. Leipzig, Teubner. 1899.

[5]) W. Kroll. Aus der Geschichte der Astrologie. Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, Leipzig. 1901. Die wichtigsten Werke über die Horoskopie des Altertums sind diejenigen des Nechepso und Petosiris (etwa 150 v. Chr.); ihre Schriften werden sogar von Ptolemäus benutzt. — Das älteste Werk überhaupt „Das Auge Bels" stammt (in 70 Tontafeln) aus der Bibliothek des Assurbanipal (7. Jahrhundert v. Chr.)

mal wenn sie wie hier an einem konkreten Beispiel, dem Geburts-Horoskop Goethes, erläutert werden.[6])

I.

Die ersten Grundlagen der Astrologie und Horoskopie.

Wie bereits bemerkt, ist die Astrologie chaldäisch-ägyptischen Ursprungs. Den großen Einfluß, den die Sonne auf die Geschicke der Erde und der Menschen anscheinend hatte, schrieben die Alten allmählich auch den übrigen Haupt-Gestirnen zu, wenn auch in geringerem Maße. Es lag nämlich ganz nahe, wie Troels-Lund sagt, folgendermaßen zu schließen: Werden alle Bewegungen in der Welt der vier Elemente (Erde, Wasser, Luft und Feuer) durch den Gang der Planeten[7]) hervorgerufen, so läßt sich alles, was hienieden vorgeht und vorgehen wird, auch von Sternkundigen aus dem Gange der Planeten ablesen. — Dieser Schluß war (damals) klar und unwiderleglich. Hiermit war die Wissenschaft, die Kunst begründet, welche durch Jahrtausende auf der ganzen Erde aller Aufmerksamkeit gefesselt und als die höchste gegolten hat.

Von den Chaldäern stammt bereits die siebentägige Planeten-Woche und die Einführung der Planeten-Stunden, worin wir die ersten Anfänge der Horoskopie zu erkennen haben. Während die Woche vorher fünftägig war (entsprechend der Fingerzahl an der Hand), bildeten die Chaldäer (Babylonier) die Planeten-Woche in der uns bekannten Reihenfolge aus. Dabei ist zu bemerken, daß sie unseren Dienstag dem Mars (mardi), den Mittwoch dem Merkur (mercredi), den Donnerstag dem Jupiter (jeudi), den Freitag der Venus (vendredi) und den Samstag dem Saturn (samedi, saturday) widmeten. Es ist auffallend, daß sie hierbei nicht die uralte, ihnen bereits bekannte Planetenfolge zur Anwendung brachten:

♄	♃	♂	☉	♀	☿	☾
Saturn,	Jupiter,	Mars,	Sonne,	Venus,	Merkur,	Mond.[8])

[6]) Viel gelesen war auch einst der Roman von W. Scott: Guy Mannering oder der Sterndeuter.

[7]) Zu den Planeten rechnete man damals auch Sonne und Mond, während die Erde als Zentrum der Welt galt.

[8]) Diese Reihe mit ihren Symbolen, die auch die ptolemäische heißt, haben die Alten nach dem Grade der Eigenbewegung gebildet, den die

Nun weiheten sie ihren Ruhetag, der einen ernsten Charakter hatte, dem Saturn ♄ (Kronos), der in der ersten Tagesstunde den größten Einfluß haben sollte. In der zweiten Tagesstunde trat dann Jupiter ♃ in Wirksamkeit, in der dritten Mars ♂ u. s. w., in der 7. der Mond ☾, in der 8. wieder Saturn und sofort. In der 15. und 22. kam wieder Saturn „zur Regierung". So hatte jeder Planet seine bestimmten Stunden, die vielgenannten „Planetenstunden". Die 24. Stunde des Samstag war somit dem Mars geweiht und die 25. Stunde, d. h. die erste Stunde des folgenden Tages der Sonne. Dieser Tag hieß demnach Sonntag. Zählte man an diesem Tage in obiger Reihenfolge weiter, so kam auf die erste Stunde des nächsten Tages der Mond u. s. f. Auf diese Weise hatte jeder Planet seinen bevorzugten Tag und an jedem Tag seine bevorzugten Stunden; unter diesen Planetenstunden war die erste (des Lichttages) stets dem Tagesplaneten gewidmet, also war z. B. der ersten Mittwochsstunde der Merkur zugeordnet und der sechsten Mittwochsstunde die Sonne.[9])

Da nun die 7 Planeten ausschließlich in den Sternbildern des sog. Tierkreises erscheinen, so lag es nahe, auch diesen einen wesentlichen Einfluß auf die Geschicke der Menschen zuzuschreiben,[10]) und man möchte mit Polonius im Hamlet sprechen: Wenn es auch Tollheit ist, so hat es doch Methode.

II.

Die horoskopische Bedeutung des Tierkreises.

Bekanntlich enthält der Tierkreis (Zodiakus) 12 Sternbilder: Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Wage, Skorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann und Fische.

Planeten unter den Fixsternen zeigen. Dabei haben sie in glücklicher Weise die wahre Reihenfolge gefunden. Daß dabei die Sonne ☉ an die Stelle der Erde ♁ kommen mußte, ist einleuchtend, denn allen horoskopischen Anschauungen liegt das alte sog. ptolemäische Weltsystem zugrunde.

[9]) Vergl. den Artikel „Planetenstunde (hora planetaria)" in dem Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste. Leipzig 1737. — Ferner „Vollständiges mathemat. Lexikon, 2 Teile, Leipzig 1747. Auf letzteres bezieht sich der Hinweis in Grimms Wörterbuch bei „Planetenstunde". — Endlich Artikel „Astrologie" bei Pauly-Wissowa II, S. 1811.

[10]) Andere Fixsterne hat man seltener zur Horoskopie benutzt, höchstens noch den Sirius oder die Sterne am Drachenkopf und Drachenschwanz, die bekanntlich zu den Mond-Knoten in Beziehung stehen.

Ihre Reihenfolge prägt man sich gewöhnlich durch den folgenden lateinischen Merkvers ein, dem zugleich die Symbole beigesetzt sind:

♈	♉	♊	♋	♌	♍
Sunt Aries,	taurus,	gemini,	cancer,	leo,	virgo,
♎	♐	♏	♑	♒	♓
Libraque,	arcitenens,	scorpius,	caper,	amphora,	pisces.

Diese 12 Sternbilder hat man die zwölf „Himmelszeichen" genannt. Dabei ist zu bemerken, daß im Altertum Sternbild und Himmelszeichen identisch war. Damals stand zu Beginn des Frühjahrs die Sonne im Sternbild des Widders, zu Beginn des Sommers im Krebs, im Herbst in der Wage, im Winter im Steinbock. Im Laufe der Jahrtausende aber haben sich die Verhältnisse verschoben.[11]) Die Sonne steht zu Beginn des Frühjahrs in den Fischen, im Sommer in den Zwillingen u. s. f. Trotzdem benennt man heute noch den Bereich des Sternbildes der Fische als das „Zeichen des Widders", das Sternbild der Zwillinge als das „Zeichen des Krebses" u. s. f. Die Astrologie hält nun strenge fest an dem merkwürdigen Grundsatze, daß die Wirkung an das „Zeichen" und nicht an das Sternbild gebunden sei und gibt damit der Sonne eine entscheidende Bedeutung im Tierkreise.

Es ist leicht, mit Hilfe eines Sternglobus oder einer drehbaren Sternkarte[12]) die Sternbilder des Tierkreises am Himmel zu verfolgen. Diese Hilfsmittel erlauben, die Stellung des Tierkreises für jeden Tag und für jede Stunde, insbesondere die Lage des Tierkreises (sowie des gesamten Fixsternhimmels) über oder unter dem Horizonte festzustellen. Der Horoskopiker denkt sich nun die Zeichen (bezw. die entsprechenden Sternbilder) in einer Ebene kreisförmig angeordnet und erhält so die Tierkreis-Scheibe. Fig. 1 zeigt z. B. die Lage des Tierkreises um die Mittagszeit des 28. August eines jeden Jahres, also auch für das Jahr 1749. Wir sehen an den eingezeichneten Symbolen,

---

[11]) Rückwärtsgehen des Widderpunkts bezw. Präzession der Nachtgleichung.

[12]) Der handliche kleine Sternglobus von Rohrbach wird für M. 1.50 bei Reimer in Berlin angeboten. — Sehr verbreitet ist die drehbare Argelandersche Sternkarte, die in jeder Lehrmittelhandlung zu haben ist.

daß der Skorpion ♏ im Osten O aufgeht, d. h. sich über den Horizont erhebt und daß der Stier ♉ im Westen W untergeht, d. h. unter dem Horizont verschwindet. Derjenige Punkt des Tierkreises, der zur angegebenen Zeit (hier zufällig zur Mittagszeit) aufgeht, heißt Aszendent, der entsprechende Untergangspunkt Deszendent; jener liegt im Skorpion, dieser in den

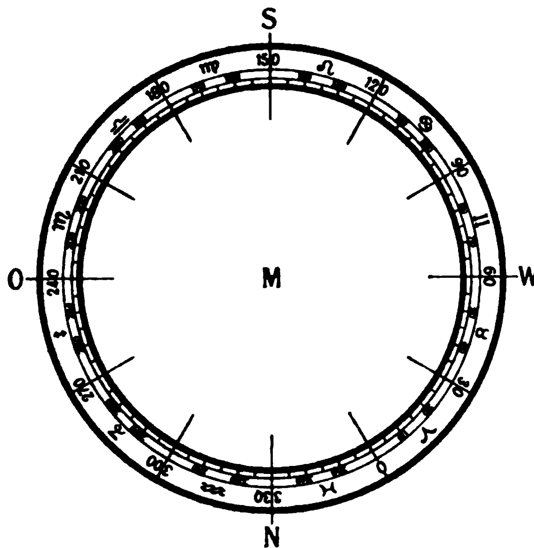


Fig. 1.

Zwillingen. Am höchsten über dem Horizonte stehen Jungfrau ♍ und Löwe ♌, am tiefsten stehen Wassermann ♒ und Fische ♓. Der Tierkreis hat in unseren Gegenden immer eine geneigte Lage zum Horizonte derart, daß die oberen Zeichen (hier ♍ und ♌) mehr nach Süden, die unteren (hier ♒ u. ♓) mehr nach Norden gelagert sind, wie dies in Fig. 1 durch S und N angedeutet ist. Ferner wird der Tierkreis vom Widder ab in der Richtung West-Süd-Ost-Nord in 360 Grade eingeteilt, von denen 30 auf jedes der 12 Zeichen kommen. Diese Grade geben die sog. „Längen“ an. In der Mitte M dieses Kranzes von 12 „himmlischen Tierkreis-Häusern“, wie der horoskopische Kunstausdruck lautet, steht der Mensch, bestrahlt von ihrem geheimnisvollem Lichte. Natürlich ist die Wirkung der Häuser über

dem Horizonte kräftiger als unter dem Horizonte. Von besonderer Wichtigkeit waren das 1., 4., 7. und 10. Haus, nämlich die Häuser des Widders, des Krebses, der Wage und des Steinbockes, da sie mit dem Wechsel der Jahreszeiten zusammenhängen; man nannte sie „Eckhäuser". — Im Mittelalter gab man den Tierkreiszeichen oder Häusern gewisse innige Beziehungen zum menschlichen Körper und zu den Planeten, die hier zusammengestellt sind:

1. Widder (feurig) ♈ ...	Kopf	Mars	♂	Eckhaus
2. Stier ♉	Hals	Venus	♀	
3. Zwillinge ♊	Schultern, Arme, Hände	Merkur	☿	
4. Krebs (wässerig) ♋ ..	Brust, Lunge, Magen .	Mond	☾	Eckhaus
5. Löwe ♌	Nerven, Herz	Sonne	☉	
6. Jungfrau ♍	Unterleib	Merkur	☿	
7. Wage (luftig) ♎ ...	Lenden, Nieren u. Blase	Venus	♀	Eckhaus
8. Skorpion ♏	Sexualgegend	Mars	♂	
9. Schütze ♐	Gesäß und Oberschenkel	Jupiter	♃	
10. Steinbock (erdig) ♑ ..	Knie	Saturn	♄	Eckhaus
11. Wassermann ♒	Unterschenkel	Saturn	♄ [13])	
12. Fische ♓	Knöchel und Füße ...	Jupiter	♃	

Jedem Zeichen ist, wie man zunächst sieht, eine Körpergegend zugeordnet, und wir werden sehen, daß die Planeten eine ganz besondere Wirkung auf diese Körperteile ausüben sollten, wenn sie in dem zugehörigen Zeichen standen.[14])

Ferner ist jedem Hause ein bestimmter Planet zugeordnet, wie die letzte Spalte der Zusammenstellung zeigt. In diesen „Lieblingshäusern" ist die Wirkung des betr. Planeten eine erhöhte, ganz besonders aber, wenn das Haus ein Eckhaus vorstellt. Das führt uns nun auf den wichtigsten Teil der Horoskopie, den Planetenstand.

III.

Absolute Stellung der Planeten im Tierkreise.

Das Judizium, d. h. die Vorhersage (Prognose), war in seinem Hauptteile beeinflußt durch die Stellung der sieben

[13]) Wird später dem Uranus zugebilligt.

[14]) Den Tierkreis-Zeichen sind auch gewisse geistige Eigenschaften zugeordnet, z. B. dem Krebse die Langsamkeit, dem Löwen große Leidenschaftlichkeit, dem Skorpion kriegerische Eigenschaften, dem Wassermann Verschwendungssucht; endlich repräsentieren sie die vier Elemente und Aggregatzustände, wie oben angedeutet ist.

Planeten in den Tierkreis-Häusern. Wir betrachten zunächst ihre absolute Stellung und erst später ihre relative, d. h. ihre Gruppierung. Die Wandelsterne können, wie man weiß, auf dem Sternenzelt im Laufe der Jahre und Tage verschiedene Lager haben. Es ist nun nicht ganz einfach, diese Örter für vergangene oder für zukünftige Zeiten festzustellen, eine Arbeit,

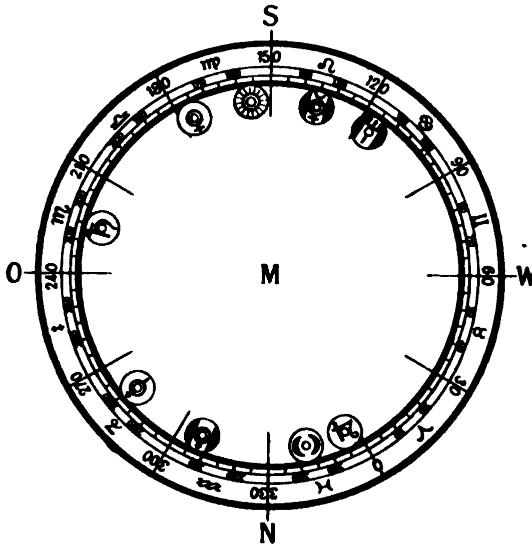


Fig. 2.

die zur Beurteilung eines Horoskops unbedingt notwendig ist. Wenn es sich um enge Zeiträume handelt, so geben die astronomischen Jahrbücher[15]) und Kalender hinreichende Auskunft. Bei größeren Zeiträumen bedarf es verwickelter Rechnungen. Für Goethes Geburtstag werden die Planeten-Örter durch die Fig. 2 angegeben. Bekanntlich bleiben diese Örter für den

[15]) Das verbreitetste ist der nautische Kalender der Engländer (Nautical Almanac). — Wenn es nicht auf besondere Genauigkeit ankommt, genügt es, wenn man die mittleren heliozentr. Längen für eine bestimmte Epoche und die mittlere tägliche Bewegung kennt. Vergl. die Angaben auf S. 4 des Kunzeschen Notizkalenders für Oberlehrer, sowie Schülke, Berechnung der Planeten-Erscheinungen, Hoffmanns Zeitschrift für math. Unterr. 1900 S. 4. — Auch die astronomische Karte in Poskes physik. Zeitschrift ist zu erwähnen.

Zeitraum eines Tages annähernd unverändert, so daß der Anblick des sich stetig von Ost nach West drehenden Tierkreises mit den hellleuchtenden Planeten eine gewisse Beständigkeit zeigt. In unserem Bilde sind die Planeten durch Scheibchen markiert, die man sich radial nach außen auf den Tierkreis-Streifen zu verschieben hat; sie sind hier am Innenrande befestigt, um nicht die Teilung und Bezeichnung des Zodiakus zu verdecken. Die Planetenörter werden in folgender Weise notiert:[16])

1. Sonne	☉	in Jungfrau	♍	6°
2. Mond	☾	in Fische	♓	12°
3. Saturn	♄	in Skorpion	♏	14°
4. Jupiter	♃	in Fische	♓	26°
5. Mars	♂	in Steinbock	♑	12°
6. Venus	♀	in Jungfrau	♍	26°
7. Merkur	☿	in Löwe	♌	15°.

Die Sonne erscheint also im Zeichen der Jungfrau und zwar im Abstande 6° vom Anfangspunkte des Zeichens, das bei 150° Länge liegt. Hiernach ist die Fixierung der übrigen Planeten leicht verständlich. Der Figur beigegeben sind noch die im 18. und 19. Jahrhundert entdeckten Planeten Uranus ♅ (Wassermann 7°) und Neptun ♆ (Krebs 26°), wenn sie auch aus naheliegenden Gründen bei Goethes Geburt noch nicht in Frage kommen konnten. Wir sehen sofort, daß Saturn, Venus, Sonne, Merkur und Neptun über dem Horizont standen; Jupiter, Mond, Uranus und Mars unter dem Horizonte. Jene hatten schon deshalb eine größere Kraftfülle als diese; dagegen steht Jupiter in seinem Lieblingshause, den Fischen, und desgl. Uranus in dem Wassermann.

Von größter Bedeutung für das „Judizium" ist nun der „Charakter" der Planeten. Sonne und Mond heißen „Lebenslichter", ihre Wirkungen sind ersten Ranges, wenn sie bei der Geburt über dem Horizonte stehen; der Mond noch

[16]) Wir folgen hier und auch an vielen anderen Stellen den einschlägigen Abhandlungen von Albert Kniepf aus Kürschners Jahrbuch für 1902, S. 734, aus der „Kritik" 1899, S. 522 und aus einer Anzahl von Schriften, die in dessen Selbstverlage (Hamburg 23, Hasselbrookstr. 15) erschienen sind.

ganz besonders, wenn er voll ist. Im allgemeinen gelten Jupiter und Venus als dem Menschen freundlich gesinnt, — Mars und Saturn als feindlich.[17]) Merkur gilt als neutral und schwankt in seiner Wirkung, je nachdem er mit freundlichen oder feindlichen Planeten gesellt ist. Im besonderen sind noch folgende Regeln zu berücksichtigen:

1. Die Sonne verleiht Ehre, Würde, Ansehen und Begabung; unter ungünstigen Umständen auch Prahlerei und Prunksucht. Sie gilt als „Signifikator" des Vaters.
2. Der Mond bewirkt gute Beziehungen (Konnexionen), Reiseglück, künstlerische Phantasie, Volkstümlichkeit; unter ungünstigen Umständen Absonderlichkeit und Unstetigkeit. Er gilt als Signifikator der Mutter.
3. Der Saturn erzeugt Kaltblütigkeit, Ehrverlust, Erniedrigung, Schwermut, Weltflucht und Askese; unter günstigen Umständen auch Bedächtigkeit, Vorsicht, Ausdauer, Ernst und Schweigsamkeit.
4. Der Jupiter gibt Wohlwollen, Ehrgeiz, Dankbarkeit, Gerechtigkeit, Freimut; daneben auch Schleicherei und Streberhaftigkeit.
5. Der Mars verleiht zorniges, aufbrausendes Gemüt, Grausamkeit; daneben auch festen Willen und Tatkraft.
6. Die Venus gibt Liebesglück und Schönheitssinn; daneben auch Schlaffheit und Weichlichkeit.
7. Der Merkur erzeugt Intelligenz, manuelle Geschicklichkeit, Sinnesschärfe, Staatsklugheit; daneben List und Verschlagenheit.[18])

Mit der Zeit hat sich in der Astrologie noch ein direkter Zusammenhang der Planeten mit den Körperteilen herausgebildet, nicht bloß durch den jeweiligen Stand im Tierkreis. Die Sonne wirkt direkt auf das Herz; der Mond auf das Gehirn (mondsüchtig); der Saturn auf die Milz, die die schwarze Galle verbirgt; der Jupiter auf die Leber; der Mars auf die Gallen-

[17]) Uranus gilt bei den Modernen als feindlich, Neptun als neutral.

[18]) Die Modernen lassen den Uranus erzeugen: Originalität, Leistungsfähigkeit auf exaktem und technischem Gebiet, hervorragende Glücksumstände; daneben seltsame Schicksale, hervorragendes Unglück. — Neptun gibt: Feine Seelenkräfte, Neigung zu Philosophie, Spiritismus und pathetischem Wesen; daneben auch Neigung zur Phantasterei, zu Pomp, zu Sensationen und übler Nachrede.

blase mit der grünen Galle; die Venus auf die Nieren; der Merkur auf die Lungen. Die Quacksalber und Charlatane richteten sich daher beim Aderlaß nach den herrschenden Planeten.

Wir sind nunmehr schon in der Lage, nach horoskopischer Methode eine ganze Reihe wichtiger Schlüsse über Goethes Schicksale zu ziehen. Die Tierkreisbilder, welche von Skorpion bis Stier über dem Horizonte standen, gewährleisteten an und für sich eine kräftigere Entwicklung der mittleren Körperteile. Da der Aszendent im Skorpion lag, so war ein gesteigerter Sexualismus zu erwarten. Der Deszendent im Stier deutet auf ein wenig steifnackiges Wesen. Größere Bestimmtheit der Prognose ergibt sich, wenn wir die Planeten nach ihrer absoluten Stellung heranziehen:

1. Die Sonne in der „Jungfrau" steht in der Nähe ihres Lieblingshauses (des Löwen), ist ein Lebenslicht und zeigt sich wegen ihrer kulminierenden Stellung ungemein freundlich; sie verleiht alle guten Gaben, die oben S. 127 verzeichnet sind, und zeigt zugleich hin auf die Bedeutung des Vaters für Goethes Entwicklung. Das Tagesgestirn war doppelt kräftig in jener Geburtsstunde, da es sich in seiner Planetenstunde befand; am Mittwoch war, wie oben erwähnt, die sechste Tagesstunde, die Geburtsstunde Goethes, der Sonne geweiht und nicht dem Monde, wie Goethe ungenau in „Dichtung und Wahrheit" angibt. Der Irrtum erklärt sich daraus, daß der ungeübte Astrolog zwar die erste Tagesstunde dem Merkur anwies, aber dann nicht in der chaldäisch-ptolemäischen Ordnung fortzählte, sondern in der Wochenreihe der Planeten: Merkur, Jupiter, Venus, Saturn, Sonne und Mond, so daß der Mond auf die sechste Tagesstunde zu fallen schien.

2. Der Mond im Zeichen der Fische stärkt zwar die unteren Körperteile, Knöchel und Füße, ist aber wegen seines Tiefstandes weniger kraftvoll. Die Angabe in „Dichtung und Wahrheit", daß es Vollmond gewesen sei, ist ebenfalls unrichtig, denn Fig. 2 zeigt, daß der Mond schon nicht mehr genau der Sonne gegenüber stand, sondern schon über die Vollmondphase hinausgekommen war; noch weniger aber befand er sich, wie eben gesagt, in seiner Planetenstunde. Sein Einfluß ist daher zunächst im allgemeinen als neutral zu bezeichnen.

3. Saturn, im Skorpion, ist in seiner höchst unheilvollen

Wirkung in „Dichtung und Wahrheit" ganz übersehen worden. Er war nichts weniger als gleichgültig. Da er in der Nähe des überaus wichtigen Aszendenten stand, so ist er es gewesen, der sich der Geburt Goethes hartnäckig widersetzte und nur durch den außergewöhnlichen günstigen Stand der Sonne besiegt wurde. Seine Stellung im Skorpion deutet ferner auf unheilvolle Erscheinungen im Liebesleben.

4. Jupiter, in den Fischen nahe bei dem gütigen Monde, kräftigt ebenfalls die unteren Körperteile, kommt aber trotz seines wohlwollenden Charakters und trotz des Standes im Lieblingshause weniger zur Geltung, da er sich im Tiefstande befindet. Sein Stand im Lieblingshause verbürgt aber, daß die edleren (jovialen) Eigenschaften (siehe S. 127) zum Durchbruch gelangen. Jupiter und Mond machen trotz ursprünglicher Schwächen in den unteren Extremitäten aus Goethe einen tüchtigen Wanderer.

5. Mars, im Zeichen des Steinbocks, steht dem Horizonte näher als Mond und Jupiter und beginnt bereits seine unheilvolle Tätigkeit. Er schwächt das Knie und erzeugt Launen und aufgeregtes Gemüt. Da er zugleich in einem Lieblingshause des Saturn steht,[19]) so wird Goethes aufgeregte Natur zu Gemütspeinigung getrieben.

6. Venus, in der Jungfrau, steht hoch, gewährt Glück in der Liebe und verleiht dem jungen Leben Aussicht auf eine hervorragende künstlerische Laufbahn. Ihre körperlichen Wirkungen ergeben sich aus den Regeln auf S. 128.

7. Merkur, hoch im Zeichen des Löwen, stärkt Nerven und Herz. Er ist wegen des Mittwochs der Tagesplanet und schon deshalb von großem Einfluß. Dieser Planet verleiht dem Neugeborenen einen spekulativen, philosophischen Geist. — Die Einflüsse von Uranus und Neptun wird sich der Leser nun leicht selbst entwickeln können.

Aber nicht bloß die absolute Stellung des Planeten gab Winke für die Zukunft, hinzu kam noch ganz besonders die Betrachtung der relativen Stellung.

[19]) Derartige Einflüsse werden hier nur gelegentlich berücksichtigt, da man sonst aus dem Hundertsten ins Tausendste kommt. Aus diesem Grunde ist auch den Planeteneinflüssen auf die Eingeweide keine eingehendere Aufmerksamkeit geschenkt worden.

IV.

Die relative Stellung der Planeten im Tierkreis.

Hier trat in den Bereich des Judiziums die Gruppierung der Planeten, die man als Konstellation, Aspekt oder Radiation bezeichnete. Man unterschied schwankende, freundliche und feindliche Aspekte, letztere je nach den auftretenden Planeten:

Schwankend:
1. Zusammenschein (Konjunktion) ☌ hieß diejenige Konstellation, bei der die Planeten in gleicher Länge dicht zusammenstanden.
2. Parallel-Schein ‖ war vorhanden, wenn die Planeten gleiche Abweichung vom Äquator (gleiche Deklination) zeigten.

Freundlich:
3. Gedrittschein (Trigonus) △ hieß der Aspekt, wenn die Planeten zwei Ecken eines gleichseitigen Dreiecks bildeten, also einen Längenabstand von 60° oder vier Tierkreisfeldern hatten.
4. Gesechstschein (Hexagonus) war vorhanden, wenn der Planeten-Abstand die Seite eines regelmäßigen Sechsecks bildete, also 60° Länge oder 2 Tierkreisfelder betrug.

Feindlich:
5. Gegenschein (Opposition) ☍ zeigte sich bei 180° Abstand oder 6 Felder Abstand.
6. Geviertschein (Quadratur) □ hieß die Radiation bei 90° oder 3 Felder Abstand.

Auf Fig. 2 erblicken wir z. B. Jupiter und Mond fast in Konjunktion; sie befinden sich auch in demselben Parallel, obwohl man das nicht aus Fig. 2, sondern nur am Globus oder der Karte erkennen kann. Sonne und Mars bilden einen Trigonus und Sonne mit Saturn fast einen Hexagonus; Venus steht zu Jupiter in Opposition und Venus mit Mars fast in Quadratur.

Wir wollen nun das Goethesche Horoskop auf alle möglichen Konstellationen zu je zweien (wie gewöhnlich) untersuchen und die horoskopischen Folgerungen ziehen:

1. Sonne mit Mond nahe in Opposition, gleichgültig, da letzterer an und für sich neutral. — Mit Saturn nahe in Hexagonus, daher Milderung des Saturn. — Mit Jupiter

etwas in Opposition, gleichgültig, wegen des letzteren wohlwollenden Charakters. — Mit Mars im Trigonus, daher Milderung des feindlichen Mars. — Mit Venus fast in Konjunktion, daher gegenseitige Verstärkung des freundlichen Einflusses. — Mit Merkur beinahe Konjunktion, daher Verstärkung des merkuriellen Einflusses.

2. Mond mit Sonne wie vorher bei 1. — Mit Saturn ein Trigonus, daher Abschwächung der saturnischen Feindseligkeit. — Mit Jupiter fast in Konjunktion, daher gemeinsames Wirken dieser wohlwollenden Gestirne, wenn sie auch unter dem Horizont stehen. — Mit Mars ein Hexagonus, der des Mars' Feindseligkeit abermals mildert. — Mit Venus in Opposition, doch ohne schädliche Folgen, da der Mond wohlwollend und unter dem Horizonte. — Mit Mars ein Hexagonus, der des Mars' Feindseligkeit ebenfalls dämpft.

3. Saturn mit Sonne und Mond wie vorher. Man hat den Saturn nur noch mit Jupiter, Mars, Venus und Merkur zu verbinden. — Mit Jupiter fast ein Trigonal-Aspekt, daher Milderung des Saturn. — Mit Mars ein Hexagonal-Aspekt, der die bösen Einflüsse beider hebt. — Mit Venus ebenfalls ein Hexagonal-Aspekt, der Saturn schwächt. — Mit Merkur fast eine Quadratur, daher Herabminderung des merkuriellen Einflusses.

4. Jupiter mit Sonne, Mond und Saturn wie vorher. Die Verbindung mit den übrigen Planeten ergibt nur mit Venus eine bemerkenswerte Konstellation, nämlich annähernde Opposition, gleichgültig, weil Jupiter unter dem Horizonte.

5. Mars mit Sonne, Mond, Saturn und Jupiter wie vorher. — Von den übrigen Aspekten nur hervorragender Trigonus mit Venus, daher Minderung des Einflusses der Venus.

6. Venus mit den vorhergehenden Planeten ist bereits besprochen. — Mit Merkur neutral.

7. Merkur wie oben.

In dieser Weise werden die Konstellationen durchgegangen, und man hat zu überschlagen, ob der absolute Einfluß der Planeten nicht durch relative Einflüsse (Aspekten) erhöht oder gemindert wird. Man sieht, daß die Aspekten durchgängig günstig sind, da sie die Strahlungen der feindlichen Gestirne Saturn und Mars überall mildern.

V.

Die Horoskop-Häuser und ihre Stellung zu den Tierkreis-Häusern.

Bisher waren die strahlenden Einflüsse auf das menschliche Schicksal durchaus himmlischer Natur und wirkten vornehmlich auf Geist und Körper des Neugeborenen. Eine wesentliche Erweiterung des „Nativitäts-Judiziums" bildeten

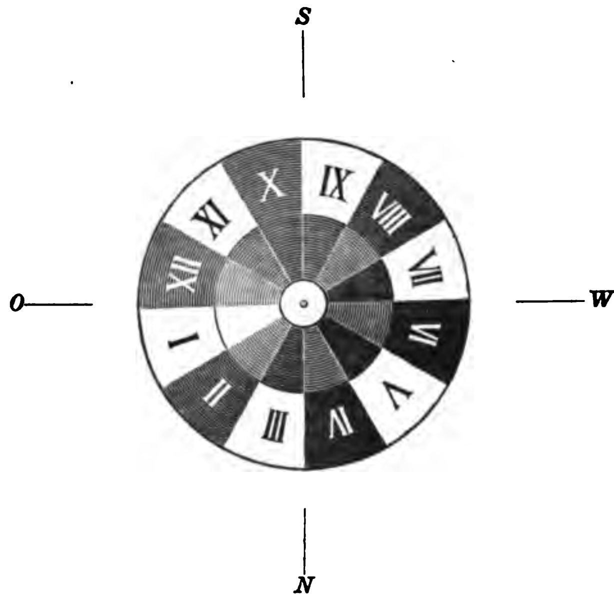


Fig. 3.

die Astrologen dadurch, daß sie die Beziehungen des Himmels zum Erdkreis in einen mehr oder minder künstlichen Zusammenhang brachten und hierdurch die Einflüsse der Gestirne auf die „sozialen Verhältnisse" der Neugeborenen ausfindig zu machen suchten. Sie teilten die Erdscheibe fächerartig in 12 Felder, die zwölf Himmelsrichtungen entsprachen, und legten sie mitten hinein in die Tierkreis-Ebene. Fig. 3 stellt diese Erdscheibe dar, die bei den Astrologen als eigentliche Horoskop-Scheibe bezeichnet wird, da ihre Felder einen gewissen Zusammenhang mit den Stunden des Tages haben. Die Horoskop-Felder

heißen ebenfalls „Häuser“ und müssen streng von den Tierkreis-Häusern unterschieden werden. Das Haus I hat östliche, das Haus VII westliche Lage, und sämtliche Häuser werden von Ost über Nord nach West und Süd gezählt. Die westliche Ecke des Hauses X muß genau nach Süden, die östliche Ecke des Hauses IV genau nach Norden gerichtet sein. Die Häuser sind für unsern Fall (Goethe) annähernd gleich, so daß in Fig. 3 die Sektoren-Felder als vollkommen gleich angenommen sind. In anderen Fällen[20]) sind diese Häuser merklich ungleich, wenn auch die Ecklinie IV—X genau Nord-Süd-Lage haben muß.[21]) Die rechte Ecke, die sog. Spitze des I. Hauses, wird auch kurzweg „Horoskop“ genannt zum Unterschied von der ganzen Horoskop-Scheibe und steht dem Aszendenten gegenüber. Die Spitze des X. Hauses, die genau im Süden steht, erscheint in der Himmelshöhe (in medio coeli), die Spitze des IV. Hauses in der Himmelstiefe. Die Häuser I, IV, VII und X heißen ebenfalls „Eckhäuser“ (Cardines). Die Spitze des Hauses I ist in ihrer Bedeutung ebenso wichtig wie am Tierkreise Aszendent, Sonne und Mond. Man sieht ohne weiteres, daß die Horoskop-Häuser von I bis VI unter dem Horizont, die von VII—XII durchgängig über dem Horizont liegen, abgesehen von kleinen Schwankungen. (Vergl. Anmerkung[21]). Während also der Tierkreis sich langsam von Ost nach West gegen den Horizont dreht, behält die Horoskop-Scheibe ihre Lage annähernd bei.

Jedes Horoskop-Haus hat nun seinen bestimmten Nativitäts-Charakter.[22]) Die modernen Astrologen legen diesen Häusern sogar bestimmte Farben bei, die in Fig. 3 durch den inneren Fächer markiert sind. In der folgenden Zusammenstellung, die nur den Hauptcharakter wiedergibt, sind diese Farben

---

[20]) In Kürschners Jahrbuch für 1902 S. 739 Bismarcks Horoskop.

[21]) Für den mathematisch Gebildeten füge ich hinzu, daß man die Zwölfteilung zu beiden Seiten des Meridian-Vertikals am Himmelsäquator ausführt und diese Teile vom Himmelspole aus sphärisch auf die Ekliptik projiziert. Die Projektionen fallen in Länge ungleich aus und werden so auf den Tierkreisring übertragen. Diese Ungleichheit wird oft in astrologischen Studien übersehen.

[22]) Horoskope, die nicht für die Geburt sondern für irgend ein anderes Ereignis gestellt werden, heißen Mundan-Horoskope. Ihre Felder haben dann einen anderen Charakter.

bereits erwähnt, ihre Bedeutung wird erst später (Abschnitt VIII) erläutert werden.

I. Vita:	Familie, soz. Stellung im allgem.	Farblos
II. Lucrum:	Einkommen, Vermögen	Graublau
III. Fratres:	Geschwister, Verkehr, Beruf, exakte Wissenschaften	Violett
IV. Genitor:	Vorfahren, Vater, Grundbesitz .	Blau
V. Nati:	Kinder, Vergnügungen, Bildung	Grün
VI. Valetudo:	Gesundheit, Häuslichkeit, Anstellung	Grüngelb
VII. Uxor:	Ehe, Rivalen, Feinde	Gelb
VIII. Mors:	Tod, Erbschaft, Mitgift	Goldgelb
IX. Pietas:	Religiöse Gemeinschaft, philosophische u. geschäftl. Spekulation, Okkultismus	Orange
X. Regnum:	Amt, Beruf, öfftl. Ehren, Mutter	Rot
XI. Benefacta:	Wohltätigkeit, Freundschaft, Geselligkeit	Braun
XII. Carcer:	Verfolgung, grobes Ungemach, schwere Mühen	Rosa.

Der Horoskopiker hat nunmehr nachzusehen, in welchem Verhältnis die Planeten in den Tierkreis-Häusern (mit ihrem bestimmten Charakter siehe oben S. 119) zu den angrenzenden Horoskop-Häusern mit ihrem eigenartigen, sozialen Charakter stehen. Der bisher festgestellte himmlische Einfluß der Planeten kann nämlich durch die Horoskop-Häuser ganz wesentlich tellurisch verändert werden.

VI.

Verhältnis der Planeten und des Tierkreises zu den Horoskop-Häusern.

In der Fig. 4 ist die Horoskop-Scheibe[28]) so gestellt, daß die Himmelshöhe wie bei Goethes Geburt in der Jungfrau 6° (gesamte Länge 156°) liegt, gerade über der Spitze des

[28]) Den ganzen Zusammenhang überschaut man am besten, wenn man Tierkreis-Scheibe und Horoskop-Scheibe in Pappe ausschneidet und die Planeten in kleinen Scheibchen am Tierkreis feststeckt.

Horoskop Goethes.

28. August 1749.

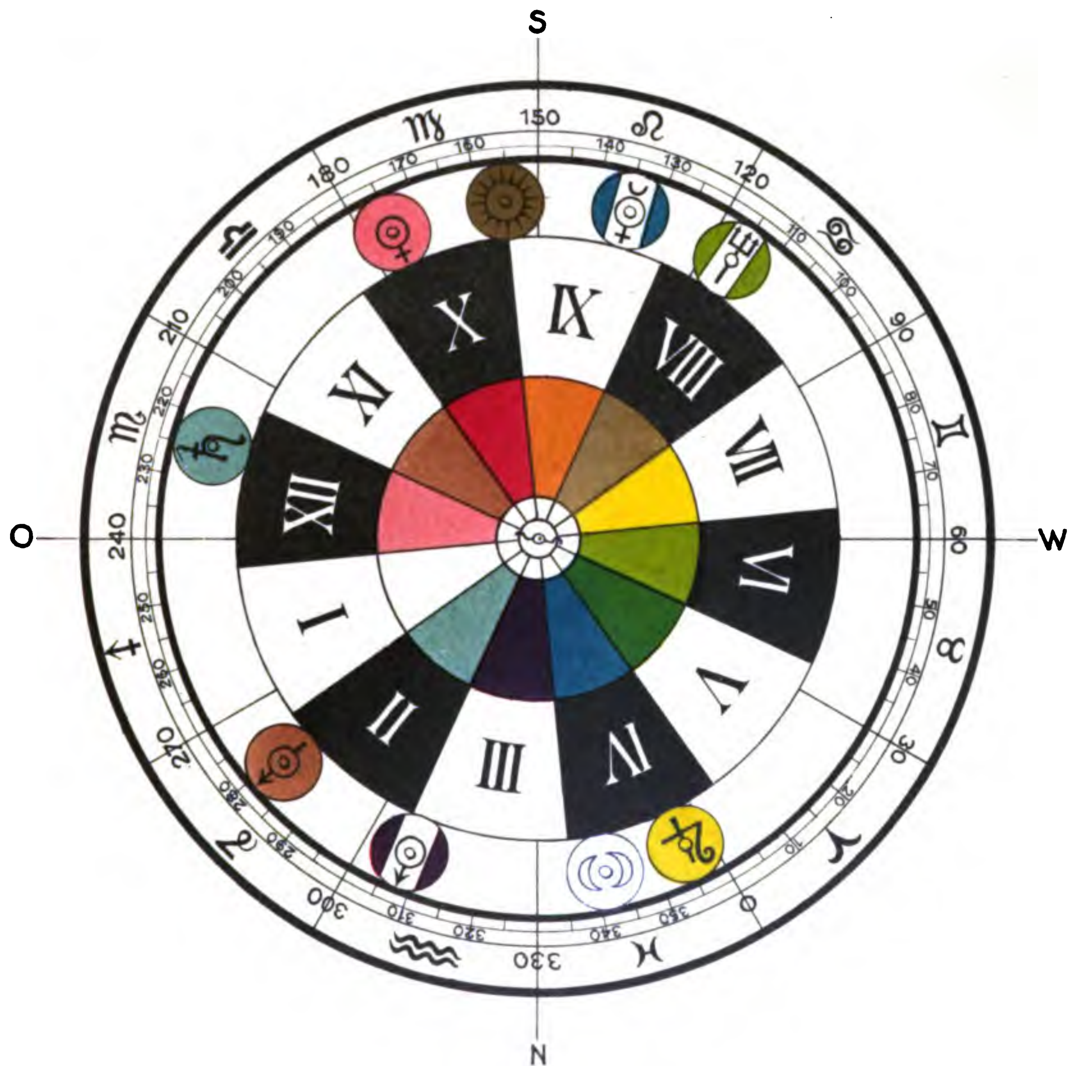


Fig. 4.

Eckhauses X, aber genau südlich. Damit ist auch die Lage der übrigen Horoskop-Häuser bestimmt, und wir wollen nun prüfen, ob sich der Planeteneinfluß nach horoskopischen Gesetzen verändert. Zunächst steht der Aszendent im Skorpion nahe dem Eckhause I (Vita) und beeinflußt schon allein dadurch (abgesehen vom Planeten Saturn) unheilvoll das Leben Goethes; der Skorpion beeinflußt außerdem den Sexualismus und wirkt umsomehr bedenklich, als er das Lieblingshaus des feindlichen, in der Nähe stehenden Mars ist. Auch das XII. Haus (Carcer) wirkt unliebsam im Aszendenten. Dagegen steht das überaus wichtige Eckhaus X (Regnum) fast ganz unter dem wohlwollenden Einfluß der Jungfrau. Ungleich mannigfaltiger werden aber die Betrachtungen unter Zuhilfenahme der Planeten.

1. Die Sonne hat ihr Lieblingshaus im Löwen und beherrscht damit zugleich wegen ihrer Stellung in der Jungfrau (in medio coeli) die Horoskop-Häuser X und IX (Regnum und Pietas). Das deutet auf Goethes hervorragende Entfaltung in Amt und Beruf (Weimar), auf öffentliche Ehren sowie den großen Einfluß, den die Mutter auf seine Laufbahn haben wird.

2. Der Mond, dessen Lieblingshaus der Krebs ist, steht in den Fischen und beeinflußt wohltätig sowohl Haus IV (Genitor) als auch VIII (Mors). Der väterliche Einfluß ist also trotz des Tiefstandes des Mondes recht beachtenswert, auch behütet der Mond vor frühem Tod.

3. Saturn hat als Lieblingshäuser Steinbock und Wassermann und regiert im Hause VII (Carcer). Diese verhängnisvolle Strahlung erklärt die mannigfachen und schweren inneren Kämpfe und Mühen, die Goethes Leben bedrückten.

4. Jupiters Lieblingshäuser sind Schütze und Fische. Er steht zugleich in den Fischen und regiert trotz seines Tiefstandes mächtig das Haus IV (Genitor); Jupiter zeigt, daß außer hervorragenden Vorfahren (Textor) der väterliche Einfluß größer war, als man gewöhnlich annimmt, und deutet auf Glücksgüter (Grundbesitz). Durch den Schützen wirkt er wohltätig auf Haus I (Vita) und das nahe Haus II (Lucrum), begünstigt somit langes Leben, soziale Stellung nnd lukrative Verhältnisse.

5. Mars hat als Lieblingshäuser Widder und Skorpion und steht im Steinbock. Durch letztere Stellung beherrscht er Haus II (Lucrum) und deutet unfreundlich auf Vermögensverluste (Bergwerksspekulationen). Durch Widder und Skorpion beeinflußt er unliebsam Haus V (Nati) und prognostiziert das Aussterben von Goethes Stamm; ferner wirkt er auf Haus XII (Carcer) und führt schweres Ungemach in der Familie herbei.

6. Venus mit den Lieblingshäusern Stier und Wage steht in der Jungfrau und beeinflußt glorreich in der Hochstellung das X. Haus. Zusammen mit der Sonne hebt sie das Schicksal Goethes auf die höchsten Stufen öffentlicher Ehren und amtlichen Berufs und läßt in seiner Seele den mütterlichen Einfluß entscheidend werden. Wegen Wage und Stier zeigten Venus wohltätige Wirkungen in den Häusern XI Benefacta und VI Valetudo, was auf Goethes Freigebigkeit, auf seine Neigung für Freundschaft und Geselligkeit sowie auf Glück in seinen amtlichen Anstellungsverhältnissen weist.

7. Merkur, ein neutraler Planet, steht im Löwen, seine Lieblingshäuser im Tierkreise sind Zwillinge und Jungfrau. Durch ersteren Umstand regiert er im Horoskop-Hause IX und prognostiziert Neigung für philosophische und geschäftliche Spekulationen (Spinozismus, Urpflanze, Bergwerke), durch letzteren (Jungfrau) beeinflußt er Haus VII Uxor und Haus X Regnum. Wir sehen, daß der schwankende Planet zwar die Ehe Goethes herbeiführt, aber spät und nach mannigfachen Irrungen.

Der Astrolog beachtet weiterhin noch die Aspekten der Planeten in Beziehung auf die Horoskop-Häuser. Wir wollen hier davon absehen, da wir uns bereits davon überzeugt haben, daß man so ziemlich alles aus einem Horoskop herauslesen kann. Außerdem sind die Charaktereigenschaften durch die Zusammenstellung auf S. 127 noch lange nicht erschöpft. Besonders hervorragend in horoskopischer Hinsicht ist die Konjunktion von Sonne, Venus und Merkur in der Himmelshöhe und ihr wohltätiger Einfluß auf die Häuser IX, X und XI.

VII.

Bestimmung der voraussichtlichen Lebensdauer.

Am Globus oder an den drehbaren Karten kann man sich leicht überzeugen, daß das Aufgehen der Tierkreisbilder

mit verschiedener Geschwindigkeit erfolgt. Der Horoskopiker beurteilt diese Geschwindigkeit nach der Zahl der Äquatorgrade, die gleichzeitig mit aufgehen. Hiernach gehen am schnellsten auf die Sternbilder in der Nähe des Widders, am langsamsten diejenigen in der Nähe der Wage, die übrigen haben mittlere Geschwindigkeiten. Der Widder z. B. geht gleichzeitig mit 20 Äquatorgraden auf, die Wage mit 40 Äquatorgraden; somit ist die Aufgangsgeschwindigkeit beim Widder doppelt so groß als bei der Wage. Nun gilt die uralte Regel, die zunächst nur auf die geographische Lage von Rhodus,[24]) aber annähernd auch für Mitteleuropa benutzt wurde:

Jeder mitaufgehende Äquatorgrad gilt als ein Lebensjahr. Der Neugeborene kann höchstens so alt werden, als den drei bei der Geburt aufgehenden Tierkreiszeichen entspricht.

Bei langsam aufsteigenden Tierkreiszeichen konnten daher als Höchstalter dreimal 40 = 120 Jahre, bei rasch aufsteigenden das Minimalalter von dreimal 20 = 60 Jahren erreicht werden. Bei Goethe fragt es sich, welche drei Tierkreisbilder man heranziehen will. Nehmen wir Skorpion, Wage und Jungfrau als diejenigen drei Zeichen, die vor und mit Goethes Geburt aufgegangen waren, so folgt, daß für Goethe ein Alter von 120 Jahren zu erhoffen war. Widrige Umstände, namentlich die unheilvolle Stellung des Saturn im Aszendenten minderten die Zahl stark herab. — Als besonders schädliche Jahre gelten bei den Astrologen die sog. Stufenjahre, d. h. solche, die durch 7 und 9 teilbar sind, am schlimmsten ist daher das 63. Jahr, das sog. „männermordende". Für Goethe war in dieser Hinsicht verhängnisvoll das Jahr 1767 (in Leipzig); ebenso 1776, das ihn unliebsam in die weimarischen Staatsgeschäfte verstrickte; von 1791—94 ist wiederum ein Niedergang zu erkennen, der aber durch die Freundschaft mit Schiller glücklich überwunden wird. Das Unglücksjahr 1805 nimmt ihm den treuen Freund und 1812 im 63. Jahr scheint eine Katastrophe bevorzustehen, aber Goethes Sonnennatur überwindet auch diese Gefahr und sichert ihm ein hohes Alter; die Lieder des west-östlichen Divan keimten in üppiger Fülle. Das kritische Jahr 1819 brachte durch Kotzebues Ermordung

[24]) Durch Rhodus legten die Alten den Null-Meridian und gewissermaßen ihren Äquator (Null-Parallel).

schwere Erschütterungen, aber erst zwischen den schädlichen Jahren 1830 und 1833 ereilte ihn des Saturnus finstere Macht.

VIII.

Die physikalischen Grundlagen der Horoskopie.

Bis in die Anfänge der Neuzeit hatte die Astrologie freundliche Beziehungen zu allen Wissenschaften unterhalten.[25]) Selbst die Theologie fand sich verhältnismäßig leicht mit ihren Lehren ab, eingedenk des Spruchs von Heinrich Rantzau, den wir in seinem ersten Teile bereits früher erwähnt haben und hier vervollständigen:

Astra regunt homines, sed regit astra deus;
Cedunt astra deo, precibus Deus ipse piorum.[26])

Aber auf demselben Gebiete, auf dem die Astrologie groß geworden war, erwuchs ihr bald ein grimmiger Gegner durch die moderne Astronomie und kosmische Physik. Das koppernikanische Weltsystem warf den astrologischen Wust über den Haufen. Wenn auch niemals die strahlende Licht- und Wärmewirkung der Sonne, der Einfluß des Mondes (Ebbe und Flut) geleugnet wurde, so widersprach man nunmehr mit größter Entschiedenheit einer Wirkung der (übrigen) Planeten und vernichtete ganz besonders die Anschauung von einem Einflusse auf die Schicksale eines einzelnen Menschen. Zudem waren feinere strahlende Wirkungen, abgesehen von Licht und Wärme, noch nicht bekannt. Vor 100 Jahren aber begannen die Spiritisten

---

[25]) Am 4. Dezember 1503 erblickte zu St. Remy der berühmte Astrologe Michel de Notre-Dame — bekannter unter dem Namen Nostradamus — das Licht der Welt. Er stammte aus einer jüdischen Familie und erregte Aufsehen durch seine erstaunlichen Prophezeihungen. So soll er den Tod Karls I. von England, die große Feuersbrunst zu London sowie den Brand der Paulskirche vorausgesagt haben. Ferner soll er den Namen des Mörders Heinrichs III. und den Scharfrichter, der unter Ludwig XIII. den Herzog von Montmorency enthauptete, vorweg genannt haben. Er starb als Leibarzt des Königs Karl IX. von Frankreich am 2. Juli 1566 zu Chalon.

[26]) Melanchthon war ein erklärter Anhänger der Astrologie. Vergl. L. Bernhardt, Phil. Melanchthon als Mathematiker und Physiker. Wittenberg 1865.

das Erbe der Astrologen anzutreten.[27]) Der Einwand der exakten Naturforscher, daß alle Menschen dasselbe Lebensschicksal haben würden, die um dieselbe Zeit geboren würden, suchten sie dadurch zu entkräften, daß sie die Angabe des Aszendenten mindestens auf die Sekunde genau forderten;[28]) bei Mundan-Prognosen dagegen sollte die Angabe der Stunde oder Viertelstunde des Ereignisses ausreichen. Damals kamen die vermeintlichen Beobachtungen v. Reichenbachs über Nervenstrahlungen (Oddismus) und brachten diese Erscheinungen mit magnetischen Strahlungen in Beziehungen. Die mißverstandenen Kraftlinien Faradays taten noch das Nötige hinzu. Die modernen Astrologen bringen nämlich die Kompaß-Rose unmittelbar mit der Horoskop-Scheibe in Zusammenhang und fassen sie als ein zwölfpoliges Magnetfeld auf. Magnetische Störungen (basaltische Gegenden) beeinflussen nach ihnen die Nerventätigkeit und erzeugen Hellseherei.

C. v. Reichenbach will erkannt haben, daß ein schlafender Mensch, der den Kopf nach Norden, die Füße nach Süden hat, nicht nur Nervenstrahlungen, sondern auch farbige Strahlungen von sich gibt,[29]) die in der Weise angeordnet sind, wie die Zusammenstellung auf S. 134 und die Figur Nr. 4 im innersten Teile zeigt. „Wenn gewisse Menschen bei Tönen Farbenerscheinungen haben, warum sollen sensible Naturen nicht auch bei Nervenstrahlungen farbige Empfindungen haben?“ — Aus jener Farbenfolge, die annähernd spektral ist, leiten sogar die modernen Astrologen die Eigenschaften der Aspektenwinkel ab. Rot und blau in den betr. Häusern stehen im Farbenkreise in Opposition, sie sind außerdem unharmonische, nicht komplementäre Farben, folglich ist der Gegenschein der Gestirne, der diese Farben auf den Menschen konzentriert, feindlich. Die Farben rot und grün stehen in ihren Häusern

[27]) Horoskopiker gibt es jetzt in allen Großstädten. Die Zeitungen bringen z. B. in diesen Tagen Anzeigen aus Frankfurt, Düsseldorf und Hamburg.

[28]) Als Anna von Österreich Ludwig den XIV. gebar, war der Sterndeuter Morin hinter einer Tapete im Zimmer zugegen, um im stande zu sein, den Geburtsmoment möglichst genau aufzunehmen.

[29]) Er behauptet sogar, daß gewisse Menschen durch Nervenstrahlung die Magnetnadel ablenken können.

im Hexagonus, sie sind harmonische, komplementäre Farben, folglich ist der Gesechstschein freundlich u. s. f.[30])

Man kann sich nun vorstellen, mit welcher Begierde die Neu-Astrologen die Entdeckungen auf dem Gebiete elektromagnetischer Lichttheorie, die Röntgen-Strahlen mit ihrer ganzen Gefolgschaft bis herab auf die radioaktiven Substanzen zu ihren Zwecken ausbeuten. Der Einfluß der Gestirne ist nach ihnen lediglich ein elektro-magnetischer Strahlungs-Reiz. „Die Erforschung dieser elektrischen Einflüsse ergibt ein verwickeltes Gewebe, dessen fertige Muster die Schicksale sind." Dazu kommt noch, daß man selbst die Schwerkraft neuerdings auf strahlende Druckwirkungen des Weltäthers zurückzuführen sucht.

IX.

Andere hervorragende Horoskope.

Nachdem wir an Goethes Nativität ein ausführliches Beispiel astrologischer Kunst kennen gelernt haben, wollen wir nur noch einige Horoskope betrachten, die in der Literatur Aufsehen erregt haben. Berühmt ist das Horoskop des Statthalters Theodorus 487 n. Chr., das für dessen Abreise nach Alexandrien gestellt wurde und uns erhalten ist. Folgende Notation ist nach dem Vorhergehenden leicht verständlich: Horoskop[31]) ♈ 26°, ☉ ♓ 26°, ☾ ♑ 27°, ♄ ♐ 11°, ♃ ♌ 27°, ♂ ♈ 25°, ♀ ♓ 12°, ☿ ♓ 23°. Hiernach stelle man sich eine Figur nach Art der Fig. 4 zusammen. Der Widder hat östliche Lage, damit ist die Lagerung des Tierkreises bestimmt. Der Mars war bedenklich, denn er stand in einem Lieblingshause und zugleich im Horoskop-Punkte, steht aber mit Jupiter und Saturn im Trigonus. Der Mond steht im X. Horoskop-Hause und Venus im XI., in lauter guten Stellungen. Aber auch hier hatte Saturn im Schützen bedrohlichen Einfluß auf das IX. Haus (geschäftliche Spekulationen). Die Statthalterschaft

[30]) Musikalische Symbolisierungen nach Art der alten Sphärenharmonie fehlen ebensowenig. Das Intervall der harmonischen (komplementären) Farben entspricht einer musikalischen Terz; rot und blau einer Quint u. dergl.

[31]) Gemeint ist der Horoskop-Punkt, die Spitze des I. Hauses.

verlief anfangs günstig, dann ungünstig; der Horoskop-Punkt stand ja im Widder, einem Wendezeichen! —

Historisch ist ferner Wallensteins Nativität, die Keppler im Jahre 1608 gestellt hatte; Wallenstein war damals 25 Jahre alt. Östlich ging das Zeichen der Fische auf mit einer großen Konjunktion von Saturn und Jupiter und beherrschte das Lebenshaus I, aber Saturn überwog; so war der düstere, böswillige, lichtscheue Saturn der Regent des ganzen Lebens. „Dieser Herr", sagte Keppler von Wallenstein, „wird also ein unruhiges Gemüt haben, nach allerhand Neuerungen begierig; ihm gefällt nicht gemeines, menschliches Wesen und Handeln; er trachtet nach neuen, unversuchten und seltsamen Mitteln. Er wird für einen einsamen, lichtscheuen Unmenschen gehalten werden. Als Gehilfe und Remedur ist aber dem Saturn der glänzende, prachtvolle, gebietende Jupiter beigegeben. Jupiters Einfluß begründet die Hoffnung, daß ihn sein ungewöhnliches Naturell zu hohen, gewaltigen Dingen befähigen werde." Aber der vorsichtige Keppler fügt hinzu: „Seine Natur und Neigung gilt bei mir mehr als jeder Stern." [32])

Unhistorisch dagegen ist das Mundan-Horoskop, das Schiller in Wallensteins Tod I, 1. benutzt. Er dachte sich wohl den Mars im Wassermann, Venus (aufgehend) im Steinbock, Jupiter in den Fischen, Saturn (untergehend, in cadente domo) im Krebse; der Auf- oder Untergang eines Planeten hat für ein Mundan-Horoskop geringere Bedeutung:

Wallenstein:

Glückseliger Aspekt! So stellt sich endlich
Die große Drei verhängnisvoll zusammen,
Und beide Segenssterne, Jupiter
Und Venus nehmen den verderblichen,
Den tück'schen Mars in ihre Mitte, zwingen
Den alten Schadenstifter, mir zu dienen.
Denn lange war er feindlich mir gesinnt
Und schoß mit senkrecht — oder schräger Strahlung,

---

[32]) Goethe-Ausgabe von Hempel XX, S. 232. — Im Jahre 1625 stellte Keppler für Wallenstein ein zweites Horoskop, worüber mir nichts Näheres bekannt geworden ist.

Bald im Gevierten, bald im Doppelschein,
Die roten Blitze meinen Sternen zu
Und störte ihre segensvollen Kräfte.
Jetzt haben sie den alten Feind besiegt
Und bringen ihn am Himmel mir gefangen.

Seni:

Und beide großen Lumina von keinem
Malefico beleidigt! Der Saturn
Unschädlich, machtlos, in cadente domo.

Wallenstein:

Saturnus Reich ist aus, der die geheime
Geburt der Dinge in dem Erdenschoß
Und in den Tiefen des Gemüts beherrscht,
Und über Allem, was das Licht scheut, waltet.
Nicht Zeit ist's mehr, zu brüten uud zu sinnen,
Denn Jupiter, der glänzende, regiert
Und zieht das dunkel zubereitete Werk
Gewaltig in das Reich des Lichts. — Jetzt muß
Gehandelt werden, schleunig, eh' die Glücks-
Gestalt mir wieder wegflieht überm Haupt;
Denn stets in Wandlung ist der Himmelsbogen.

Man sieht, wie gründlich Schiller die schwierigen horoskopischen Lehren studiert hat, und mit tiefer Rührung betrachtet man den kleinen Himmelsglobus, der noch jetzt sein Arbeitszimmer in Weimar ziert.[88]) Unter Doppelschein meint er Gegenschein, auch senkrechte Strahlung genannt; die schräge Strahlung war die Quadratur. Wenn Seni am Abend der Ermordung (25. Februar 1634) in V, 5 spricht:

Ein gräulich Zeichen steht im Haus des Lebens,
Ein naher Feind, ein Unhold lauert hinter
Den Strahlen Deines Sterns

so muß man sich denken, als wäre in der Nähe des Jupiter ein neuer Stern, etwa ein Komet aufgetaucht, — Erscheinungen, die stets gefürchtet waren.

[88]) Vergl. auch in Piccolomini III, 4 die Schilderung Theklas.

Endlich verweise ich noch auf das Horoskop für Bismarck, das in Kürschners Jahrbuch für 1902 S. 739 von Albert Kniepf gestellt worden ist, sowie auf die Memoiren von Juliette Adam (Mes Sentiments et nos idées avant 1870), worin das Horoskop mitgeteilt wird, das Edmond dem Kaiser Napoleon III. stellte.

Zum Schlusse darf wohl die Frage aufgeworfen werden: Wie haben unsere beiden Dichterfürsten innerlich zur Astrologie gestanden? — Für Schiller ist die Antwort leicht. Der strenge Kantianer und frühere Regimentschirurgus benutzt wohl die astrologischen Lehren zu seinen dramatischen Zwecken, er weiß aber wohl, daß sie eine Schein-Wissenschaft darstellen. Nicht so klar steht es bei Goethe. Als Schiller am „Wallenstein“ schrieb, empfing er folgende merkwürdige Zeilen seines pantheistischen Freundes: „Der astrologische Aberglaube ruht auf dem dunkeln Gefühl eines ungeheueren Weltganzen. Die Erfahrung spricht, daß die nächsten Gestirne einen entschiedenen Einfluß auf Witterung, Vegetation u. s. f. haben: man darf nur stufenweise immer aufwärts steigen, und es läßt sich nicht sagen, wo diese Wirkung aufhört. Findet doch der Astronom überall Störungen eines Gestirns durch andere. Ist doch der Philosoph geneigt, ja genötigt, seine Wirkung auf das Entfernteste anzunehmen. So darf der Mensch im Vollgefühl seiner selbst nur immer etwas weiter schreiten und diese Einwirkung aufs Sittliche, auf Glück und Unglück ausdehnen. Diesen und ähnlichen Wahn möchte ich nicht einmal Aberglauben nennen, er liegt unserer Natur so nahe, ist so leidlich und läßlich als irgend ein Glaube.“ (Dezember 1798.) — Vielleicht stand der große Spinozist auf dem Standpunkte Kepplers und konnte aus vollem Herzen die Verse schreiben:

Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten:
Bedingung und Gesetz und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille.

Das Erbbaurecht und seine Bedeutung für die Verbesserung der Wohnungsverhältnisse.

Von Dr. Ernst Cahn in Frankfurt a. M.

Wohl selten ist ein Rechtsinstitut, das längst verschollen war und mehr aus Pietät als aus wirtschaftlichem Bedürfnis heraus in ein neues Gesetzgebungswerk herübergenommen wurde, wieder zu wirklichem Leben erweckt und praktisch angewendet worden. Während gewöhnlich der Gang im Rechtsleben so geht, daß neue wirtschaftliche Organisationsformen mit ihrer weiteren Ausbreitung eine sichere Rechtsbasis suchen und finden (z. B. das Genossenschaftswesen durch das Genossenschaftsgesetz von 1868), ist beim Erbbaurecht der Gang ein umgekehrter gewesen; ein anscheinend mehr aus juristischer Konstruktionsfreudigkeit als aus innerem Bedürfnis geschaffenes Rechtsinstitut wird dazu benutzt oder soll dazu dienen, um gewisse wirtschaftliche oder soziale Erfolge zu erzielen.

Vom Erbbaurecht also soll hier geredet werden. Von seinem Begriff, seinem juristischen Wesen, seiner sozialen und volkswirtschaftlichen Bedeutung und seiner tatsächlichen Gestaltung im praktischen Leben.

Erbbaurecht ist das veräußerliche und vererbliche Recht auf fremdem Grund und Boden ein Bauwerk zu haben. Das Recht ein Bauwerk zu errichten und zu halten, steht also hier einem andern als dem Grundeigentümer zu. Was sonst, wenigstens bei städtischen Grundstücken, als wesentlicher Inhalt des Eigentums gilt, nämlich das Grundstück durch Bebauung zu nutzen, es wirtschaftlich zu verwerten, ist beim Bestehen des Erbbaurechts dem Grundeigentümer genommen. Eigentümer und Nutzungsberechtigter sind hier verschiedene Personen.

Über das juristische Wesen des Erbbaurechts enthält das Bürgerliche Gesetzbuch selbst nur ganz wenige Bestimmungen. Vom Erbbaurecht handeln die §§ 1012 — 1017 B.G.B.[1])

---

[1]) Eingehendere Darlegungen über das juristische Wesen des Erbbaurechts bieten in einer auch für Nichtjuristen verständlichen Form

Ganz allgemein wird für die juristische Gestaltung im einzelnen auf die für Grundstücke (Grundstückseigentum) geltenden Vorschriften verwiesen.

Wie wird das Erbbaurecht begründet? In derselben Weise, wie Eigentum an Grundstücken nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch übertragen wird, nämlich durch Einigung zwischen Grundeigentümer und dem, der ein Erbbaurecht erwerben will (Erbbauberechtigten), über die Bestellung des Erbbaurechts (Erbbauvertrag) vor dem Grundbuchamt unter gleichzeitiger Anwesenheit beider Teile vor dem Grundbuchamt.

Welchen Inhalt hat das Erbbaurecht? Darüber läßt sich das Gesetz nur in § 1012, § 1013, § 1014 aus. § 1012 enthält die bereits oben gegebene Definition; nach § 1013 kann das Erbbaurecht auf die Benutzung eines für das Bauwerk nicht erforderlichen Teiles des Grundstücks erstreckt werden, wenn sie für die Benutzung des Bauwerks Vorteil bietet (z. B. Hofraum, Garten); nach § 1014 endlich ist die Beschränkung des Erbbaurechts auf einen Teil eines Gebäudes, insbesondere ein Stockwerk, unzulässig. Im übrigen entscheidet über den Inhalt des Erbbaurechts der Wille der Parteien. Sie können also im allgemeinen ihre gegenseitigen Rechte und Pflichten nach Belieben festsetzen. Ob also das Erbbaurecht nur den Teil des Grundstücks umfaßt, auf dem das Bauwerk direkt steht, oder ob es auch die übrigen Teile desselben mitumfaßt, ob es ewig dauern oder nur für eine bestimmte Anzahl von Jahren (60, 70, 80, 100 Jahre) bestehen soll, ob dafür eine Vergütung gewährt werden soll oder nicht, welcher Art das Bauwerk sein soll, das errichtet wird, ob es lediglich für Wohnzwecke dienen soll oder — was auch vorkommt — als Kleinkinderschule, wie hoch es sein soll, wie viel Stockwerke es haben soll, darüber entscheidet der Wille der Parteien.

Auch für die übrigen rechtlichen Beziehungen des Erbbaurechts sind in den §§ 1012—1017 Bestimmungen

---

1. André: Die rechtliche Seite des Erbbaurechts in den Schriften der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen Nr. 22. Berlin 1903, Carl Heymanns Verlag, und 2. André: Erbbaurecht und Kleinwohnungsbau in dem Bericht über die dritte Hauptversammlung des Ernst Ludwig-Vereins (Hessischer Zentralverein zur Errichtung billiger Wohnungen). Darmstadt 1904, L. Wittich'sche Hofbuchdruckerei.

nicht enthalten. Aus der allgemeinen Verweisung auf das Recht der Grundstücke ergibt sich, daß das Erbbaurecht mit Dienstbarkeiten oder Hypotheken belastet, daß es veräußert, daß es zwangsversteigert werden kann. Ja die Veräußerung des Erbbaurechts mit dinglicher Wirkung kann durch Vertrag nicht einmal ausgeschlossen werden (§ 137 B.G.B.) Durch die Möglichkeit der Belastung des Erbbaurechts mit Vormerkungen kann die Ausnutzung des Erbbaurechts (Art der zu errichtenden Wohnungen, Abvermietung einzelner Teile, Zeit der Errichtung, Höhe des Mietzinses bei Vermietung u. dgl.) eingeschränkt werden.

Wie erlischt das Erbbaurecht? Entweder durch Vertrag zwischen Grundeigentümer und Erbbauberechtigten oder von selbst durch Zeitablauf, wenn das Erbbaurecht von vornherein auf Zeit begrenzt ist, oder durch einseitige Kündigung seitens einer der Vertragsparteien, wenn die Kündigungsmöglichkeit vertragsmäßig von den Parteien (z. B. bei gewissen schweren Vertragsverletzungen, nach Ablauf einer gewissen Zeit, vor Ablauf der eigentlichen Erbbauzeit, wenn der Grundeigentümer das Grundstück für gewisse Zwecke selbst benötigt) festgesetzt ist. Die Löschung des Erbbaurechts im Grundbuch erfolgt in den beiden letztgenannten Fällen in der Form der Berichtigung des Grundbuchs (§ 894 B.G.B.)

Dagegen erlischt das Erbbaurecht nach § 1017 B.G.B. nicht dadurch, daß das Bauwerk, das auf Grund des Erbbaurechts errichtet ist, untergeht (durch Feuersbrunst, Erdbeben, Abreißen).

Soweit das Wenige über die rechtliche Natur des Erbbaurechts. Wesentlich eingehender zu besprechen, weil wesentlich komplizierter, ist die Frage nach der sozialen und volkswirtschaftlichen Bedeutung des Erbbaurechts.[2]) Von den einen

---

[2]) Es ist bei der ganzen folgenden Darstellung nur an die Entwickelung des Erbbaurechts in Deutschland gedacht; die österreichischen und englischen Verhältnisse sind zum Vergleiche nicht herangezogen; wer sich dafür interessiert, vgl. 1. bezüglich Österreichs: Grünberg: Bauten auf fremdem Grund. Wien 1903, Verlag von Franz Deuticke; 2. bezüglich Großbritanniens: Adolf Weber: Die englisch-schottische Bodenleihe, im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 20. Band Heft 1, S. 80. Tübingen 1904, Verlag J. B. Mohr.

wird es als sozial äußerst bedeutsam angesehen, als eine Art Wundereinrichtung, berufen, die verschiedensten Schäden im Wohnungswesen zu heilen, von den anderen, insbesondere Juristen, als ein künstliches und unpraktisches Rechtsinstitut hingestellt, während eine dritte Richtung ihm zwar auch skeptisch-kritisch gegenübersteht, aber doch in ihm eine Rechtseinrichtung sieht, die unter gewissen Voraussetzungen einen kleinen Wert für die Verbesserung der Wohnungsverhältnisse haben kann, auch aus sonstigen Gründen (städtische Finanzpolitik) sich empfiehlt.[3])

Optimistisch beurteilt das Erbbaurecht vor allem ein Teil der Bodenreformer. Nach ihnen soll es dem Kapitallosen den Erwerb eines eigenen Hauses ermöglichen, billige Wohnungen schaffen, zugleich dem Grundbesitzer eine vorteilhafte Verwertung seines Grundbesitzes sichern und ihm die Zuwachsrente zuführen; es soll die Gemeinde zur Herrin des Baulandes machen, die Bodenspekulation beseitigen, die Bautätigkeit beleben und sie in den Dienst der Allgemeinheit stellen; es soll dem Hypothekengläubiger eine größere Sicherheit seines Darlehens durch die Möglichkeit einer genaueren Schätzung des Hauswertes gewähren, dem Bauhandwerker schließlich eine größere Sicherung seiner Forderung gewährleisten. Wie steht es nun mit all diesen Vorzügen?

Um zu einer gerechten Würdigung der sozialen und volkswirtschaftlichen Bedeutung des Erbbaurechts zu gelangen, muß man davon ausgehen, wie sich dazu vermutlich die Personen stellen, von deren Zusammenwirken die Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses abhängt. Es sind dies gegenwärtig und vermutlich noch für längere Zukunft private Grundeigentümer, die ihren Grund und Boden zu veräußern bereit sind, private Gewerbetreibende, die Grund und Boden zu kaufen bereit sind, um darauf ein Haus zu bauen und es gelegentlich wieder zu verkaufen, und private Kapitalisten, die Grund und Boden kaufen, um darauf ein Haus herzustellen oder ein fertiges Haus kaufen, in beiden Fällen, um es durch

[3]) Die folgenden Ausführungen stützen sich zum wesentlichen Teil auf die Ausführungen von Dr. Philipp Stein in Frankfurt a. M. in den Schriften der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen Nr. 22 S. 133 ff.

Vermietung zu verwerten. Daneben findet freilich auch noch in einzelnen Fällen eine Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses durch staatliche und städtische Verwaltungen, Aktien-Baugesellschaften, Baugenossenschaften, Vereine und Stiftungen statt; doch ist diese Art der Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses in keiner Gemeinde sehr umfangreich; sie umfaßt in den meisten Fällen höchstens 3—5 %, in den seltensten Fällen 7—10 % oder mehr der bestehenden Wohnungen und nimmt von den neuhergestellten Wohnungen eines Jahres fast nirgends mehr als höchstens 10—20 % in Anspruch. Bei ihnen tritt, wie unten noch weiter zu erörtern sein wird, allerdings die übliche privatkapitalistische Berechnungsweise nicht oder nur teilweise in die Erscheinung; aber da es sich hier nur um einen geringen Bruchteil der Wohnungen handelt, können wir ihre Berechnungsweise erst in zweiter Linie in Betracht ziehen.

Für die privatkapitalistische Bautätigkeit wird man wie für jede andere Art des privaten Erwerbslebens die Frage aufwerfen müssen: Kann beim System der freien Konkurrenz eine neue Rechtsform, deren man sich nunmehr noch neben einer bereits bestehenden Rechtsform zur Erreichung gewisser privatwirtschaftlicher Zwecke bedienen kann, an den Grundkräften dieser privaten Erwerbstätigkeit etwas ändern? Der Grundeigentümer, der sein Eigentum verwerten, der gewerbliche Unternehmer, der bauen, der Kapitalist, der in dem Besitze eines Hauses eine Einnahmequelle haben will, wird fragen: Welches System: Eigentum oder Erbbaurecht hat für mich mehr Vorteile, bei welchem System: Eigentum oder Erbbaurecht kann ich mehr verdienen? Grundeigentumsübertragung und Erbbaurechtsbestellung gehen bei unserem System der freien Konkurrenz auf Grund von Verträgen vor sich. Der Inhalt der Verträge wird von den Parteien bestimmt. Beide Teile werden also beim Vertragsbeschluß, mag sichs um Eigentum oder Erbbaurecht handeln, die Chancen abgleichen, immer von dem Willen beseelt, möglichst viel Vorteile für sich herauszuschlagen. Es kann bei diesem Ringen vorkommen, daß der eine Teil den andern übers Ohr haut; es kann auch sein, daß die eine Partei der andern freiwillig Geschenke zu machen bereit ist. Es ist aber auch

möglich, daß das Gewinnstreben beider Teile in einem billigen Ausgleich der beiderseitigen Interessen seinen Abschluß findet. Wie steht es dann mit den in dem letztgenannten Falle (als normalen) bestehenden Vorteilen des Erbbaurechts? Es scheint, daß man bei der bisherigen Argumentation sich über diese Erscheinungen nicht immer klar gewesen ist, vielfach bei Betrachtung des Erbbaurechts eine vorteilhafte Gestaltung des Erbbauvertrags zu gunsten des Grundeigentümers auf Kosten des Erbbauberechtigten oder umgekehrt zum Ausgangspunkt der ganzen Beurteilung gemacht hat.

Diese Betrachtungsweise soll aber, wie bereits bemerkt, hier nicht eingeschlagen werden, denn sie verschiebt die ganze Sachlage und ermöglicht kein richtiges Urteil. Hier soll sozusagen eine abstrakte Methode eingeschlagen werden und von allen zufälligen Gestaltungen einzelner Erbbauverträge abgesehen werden. Will man dies, so muß man zunächst von der möglichen Argumentationsweise ausgehen, die beide Parteien beherrscht. Betrachten wir hier den, der Grund und Boden in Erbbau nehmen, und den, der sein Grundstück in Erbbau vergeben will, gesondert in ihrer Kalkulationsweise und sprechen wir zunächst von dem, der Grund und Boden in Erbbau nehmen will. Das Erbbaurecht ist an sich für ihn nicht, wie man oft gemeint hat, billiger als das Eigentum. Wohl hat der Erbbauberechtigte nach der gegenwärtig herrschenden Übung — von der wir annehmen wollen, daß ihr ein billiger Maßstab[4]) zugrunde liegt, und daß sie auch ohne weiteres bei Anwendung des Erbbaurechts bei der privaten Wohnungsbeschaffung akzeptiert würde — an Erbbauzins weniger zu zahlen als er an Hypothekenzins zu zahlen hätte, wenn er das Grundstück kauft und auf dasselbe eine dessen ganzen Kaufpreis deckende Hypothek aufnehmen würde. Allein die Verzinsung des Baukapitals ist, vorausgesetzt, daß sich bei Aufnahme einer Hypothek auf das Erbbauhaus keine größeren Schwierigkeiten ergeben als bei Aufnahme einer solchen auf ein Eigentümerhaus, ja an sich in beiden Fällen die gleiche

[4]) Die Berechtigung einer niedrigeren Ansetzung des Erbbauzinses als des Hypothekenzinses erscheint auch mit Rücksicht darauf gegeben, daß das betr. Grundstück sonst durch Verpachtung überhaupt nicht oder nur zu ganz geringem Pachtzins zu verwerten wäre.

und außerdem hat ja der Erbbauberechtigte noch eine Tilgungsquote für die Tilgung des Baukapitals einzustellen, da das Grundstück, wenn nichts anderes bestimmt wird, nach Ende der Erbbauzeit an den Grundeigentümer fällt. Angenommen das Grundstück hätte einen Wert von 10,000 M. und die Baukosten betrügen 30,000 M., so ergäbe das unter folgenden Voraussetzungen

1. das Erbbaurecht wird auf 65 Jahre festgesetzt,
2. der Erbbauzins beträgt $2^1/_2$ %,
3. alles notwendige Kapital wird hypothekweise aufgegenommen; für die Hypothek ist in allen Fällen ein Durchschnittszinsfuß von $4^1/_2$ % zu zahlen,
4. zur Tilgung des Baukapitals wird beim Erbbaurecht eine Amortisationsquote von $^1/_2$ % eingesetzt,

bei einer Vergleichung von Eigentum und Erbbaurecht folgendes rechnerische Ergebnis:

Erbbaurecht.		Eigentum.	
$2^1/_2$ % Erbbauzins von 10,000 M. Grundstückswert	250 M.	$4^1/_2$ % Hypothekenzins von 40,000 M. Hypothek auf das gekaufte Grundstück und errichtete Gebäude — 1800 M.	
$4^1/_2$ % Hypothekenz. v. 30,000 M. Hypothek auf das Gebäude	1350 „		
$^1/_2$ % Amortisationsquote von 30,000 M. Hypothek auf das Gebäude	150 „		
Summa	1750 M.	Summa	1800 M.

Es käme also hierbei ein Vorteil von 50 M. für den Erbbauberechtigten heraus, was ca. 3 % der Gesamtjahresausgabe bei Eigentum ausmacht. Dafür verlöre aber auch der Erbbauberechtigte die Aussicht auf einen Konjunkturgewinn — freilich auch die Gefahr eines Konjunkturverlustes — der sich bei Verkauf eines ihm zu Eigentum gehörigen Hauses ergeben würde. Es ist aber zu erwarten, daß bei dem weit verbreiteten Streben, einen Spekulationsgewinn zu machen, dem eigentlich belebenden Element des modernen Geschäftslebens, die Aussicht, eine kleine jährliche Ersparnis zu machen, gering gewertet wird im Verhältnis zu der sich möglicherweise ergebenden, wenn auch noch so sehr in der Ferne liegenden Gewinnchance. Die Bedeutung des Faktors: Konjunkturgewinn kann wie alle Imponderabilien zahlenmäßig nicht festgesetzt

werden; trotzdem wirkt er möglicherweise sehr stark, und es wäre ein großer Fehler, wollte man die psychologische Bedeutung des aleatorischen Faktors etwa vollkommen übersehen. Ja man kann sagen, daß in ihm ein Hauptargument gegen die Anwendung des Erbbaurechts im rein privatkapitalistischen Verkehr liegen wird.

Es fragt sich nun, ob etwa die dem Erbbauberechtigten zukommende Möglichkeit, mit geringerem Kapital zu bauen als sonst notwendig ist — der Erbbauberechtigte braucht nichts für Grund und Boden auszugeben — doch eine Reihe von Leuten, die sonst nicht hätten bauen können, zum Bauen veranlaßt und auf diese Weise vielleicht der erstrebenswerte Zustand herbeigeführt wird, daß mehr Wohnungen auf den Markt kommen. Auch dieses Argument scheint nicht durchschlagend zu sein; denn erstlich machen ja schon gegenwärtig die Baukosten den weitaus größeren Teil der Herstellungskosten des Hauses aus (meist ²/₃—³/₄), so daß hier zumeist nur ein Anreiz bestände, wenn der Grundeigentümer noch einen Teil des Baukapitals gäbe, und auch gegenwärtig können ja viele schon bauen, ohne daß sie persönlich für Grund und Boden oder Gebäude einen Pfennig aus eigenem Vermögen ausgeben, ist es, infolge der Mängel des gegenwärtigen Taxwesens, nicht allzuschwer, eine den Betrag des Kaufpreises des Grundstücks und der Baukosten des Gebäudes deckende Hypothek zu erhalten.

Was dann weiter den Grundeigentümer anlangt, so hat man behauptet, daß er ein Interesse daran habe, seinen Grund und Boden in Erbbau zu vergeben und dem Erbbauberechtigten womöglich noch Baukapital zur Verfügung zu stellen, da er während der Erbbauzeit einen gleich bleibenden, wenn auch nur mäßigen Erbbauzins erhalte und außerdem, da ja nach Ablauf der Erbbauzeit das Haus an ihn zurückfalle, er die etwa dem Hause zugegangene Werterhöhung genieße. Auch könne hierdurch die Bautätigkeit belebt werden.

Auch diese Argumentation schlägt fehl. Denn man darf nicht übersehen, daß ein Konjunkturgewinn nicht bloß einmal in Gestalt von höherem Preis beim Hausverkauf in Betracht kommen, sondern sich auch dauernd in Gestalt von höherer Miete äußern kann, und diesen Konjunkturgewinn entbehrt

der Grundeigentümer während der Erbbauzeit. Ob dem Grundeigentümer schließlich bei Ende der Erbbauzeit ein Konjunkturgewinn in Gestalt eines höheren Wertes zugeht, ist eine Frage, die sich nicht von vornherein sicher feststellen läßt. Es kann ihn ebensogut ein Konjunkturverlust treffen. Insbesondere wird auch die infolge der Belastung mit dem Erbbaurecht mangelnde Möglichkeit, eine während der Erbbauzeit etwa eintretende starke Wertsteigerung des Grundstücks durch Verkauf voll auszunutzen, der Anwendung des Erbbaurechts hinderlich sein. Die Aussicht, frei von Fesseln einen Spekulationsgewinn zu machen, wird sich auch hier als ein stark wirkender Faktor erweisen. Nach alledem scheint auch für den Grundeigentümer kein übergroßer Anreiz zu bestehen, von dem Erbbaurecht Gebrauch zu machen.

Es zeigt sich also, daß das Erbbaurecht weder für den Erbbauberechtigten noch für den Grundeigentümer gegenüber dem Eigentum irgendwelche Vorteile bietet, ja daß die starke Einschränkung des spekulativen Moments, die Behinderung der Möglichkeit, durch rasches Zugreifen größere Gewinnste zu machen, als ein starker Faktor gegen die Anwendung des Erbbaurechts wirken wird.

Nicht viel besser scheint es mit anderen Vorzügen zu stehen, die dem Erbbaurecht nach Ansicht der Bodenreformer zukommen. Nicht wird dadurch die Sicherheit der Hypothekengläubiger erhöht, da für die Hypothekengewährung auch schon heute nicht allein die Baukosten, sondern auch der mutmaßliche Ertrag in Betracht kommt und auch in Erbbau gebaute Wohnungen in Fällen von Krisen leerstehen, bei Mietrückgängen weniger einbringen können, als bei der Hypothekengewährung angenommen wurde, endlich auch das Erbbaurecht bei einer Zwangsversteigerung zu einem den Betrag der Hypotheken nicht erreichenden Preis zugeschlagen werden kann. Auch nicht wird den Bauhandwerkern größere Sicherheit ihrer Forderungen gewährleistet, da hier ebenso ohne eigenes Kapital gebaut werden kann und bei einer Zwangsversteigerung des Erbbaurechts die Forderungen der Handwerker ausfallen können.

Nach alledem ist nicht zu verwundern, daß, soweit bekannt ist, im Bereiche der üblichen Wohnungsproduktion das Erbbaurecht nirgends Anwendung gefunden hat.

Wir haben es bisher mit rein privatkapitalischer Wohnungsproduktion zu tun gehabt; etwas anders scheinen aber die Dinge zu liegen, wo sich bei der Wohnungsproduktion nicht bloß private Grundeigentümer und Hauserwerber gegenüberstehen, sondern wo sich auf der einen Seite als Grundeigentümerin die Gemeinde oder eine Stiftung, auf der andern private Hauserwerber verschiedener Art und Tendenz oder gemeinnützige Baugesellschaften oder Baugenossenschaften einander gegenüberstehen. Hier wird man wiederum die Argumentationsweise der beiden sich als Grundeigentümer und Hauserwerber einander gegenüberstehenden Parteien und daneben die besonderen Verhältnisse zu berücksichtigen haben, die einerseits in Betracht kommen, soweit Gemeinden bez. Stiftungen einen erheblichen Teil des für die Bebauung in Betracht kommenden Grundes und Bodens einer Stadt in Besitz haben, andererseits soweit nicht rein privatwirtschaftliche Motivierung und Gewinnabsicht in Frage stehen.

Was zunächst Städte als für die Vergebung in Erbbau in Betracht kommende Grundeigentümer anlangt, so wird man zunächst feststellen müssen, daß nicht alle Gemeinden eine weitsichtige von sozialpolitischen Gesichtspunkten getragene Wohnungspolitik treiben. Die Gemeinde kann Trägerin sozialer Bestrebungen sein, wird es mehr und mehr, ist es aber in vielen Fällen nicht und muß es nicht sein. Angenommen aber sie ist von sozialem Geiste beseelt, und hat Grundbesitz, so spricht von ihrem Standpunkt manches für Anwendung des Erbbaurechts. Denn sie wird dann versuchen, den Wertzuwachs, den bei aufsteigender städtischer Entwicklung die Häuser erhalten, in die eigene Tasche zu leiten, um ihn der Allgemeinheit, besonders den unbemittelten Klassen zugute kommen zu lassen, und die Herstellung billiger und gesunder Wohnungen zu fördern, und das Erbbaurecht kann ein Mittel zu diesem Ziele sein. Die Gemeinde kann sich durch Anwendung des Erbbaurechts den Wertzuwachs, den die Grundstücke etwa während der Erbbauzeit erhalten, zuführen und sie kann bei Abschluß des Erbbauvertrags den Erbbauberechtigten gewisse Bedingungen über Art der Gebäude, Höhe derselben, Zahl der Wohnungen und deren Größe, Mietpreismaximum in den Wohnungen auferlegen, die ein gesundes und billiges

Wohnen ermöglichen. Wenn diese Wirkungen teilweise auch auf andere Weise als durch Anwendung des Erbbaurechts. z. B. durch Anwendung des Rückkaufsrechts,[5]) erzielt werden können, so ist doch das Erbbaurecht gewiß ein Mittel zu diesem Ziele. Bei Anwendung des Erbbaurechts hat weiter die Gemeinde, ohne die Substanz ihres Eigentums veräußern zu müssen, 2—3 Menschenalter hindurch ein sicheres Anrecht auf eine gleichbleibende wenn auch mäßige Vergütung für ihr Grundeigentum und erhält außerdem bei Abschluß der Erbbauzeit unentgeltlich ein Haus, das auch bei niedergehender Konjunktur noch eine erhebliche Einnahmequelle bilden kann.

Die Stadt verliert freilich dafür die Aussicht auf Konjunkturgewinn in der Zwischenzeit, andrerseits hat aber das Erbbaurecht doch wieder die Bedeutung eines gewissen Gewinnausgleichs in dem Sinne, daß die Stadt während der Dauer des Erbbaurechts von den Schwankungen der Konjunktur nicht berührt wird.

Auch kann die Stadt in beschränktem Maße auf eine Niedrighaltung der Mietpreise einwirken, indem sie für die in Erbbau gebauten Wohnungen die Mietpreise ein für allemal festlegt.

Es ist eben davon die Rede gewesen, daß sich die Stadt durch das Erbbaurecht die Wertsteigerung zuführen kann, die die Grundstücke während der Erbbauzeit erfahren haben; eine solche Wertsteigerung wird bei aufsteigender städtischer Entwicklung sehr häufig vorkommen, muß aber nicht vorkommen; in manchen Fällen werden die Grundstücke auch während der Erbbauzeit eine Wertminderung erleiden. Man darf letzteren Punkt nicht unbeachtet lassen.

Endlich ist wichtig, daß dort, wo Städte — und ein Gleiches gilt in erhöhtem Maße auch von Stiftungen — in der dauernden Veräußerung ihres Grundes und Bodens durch gesetzliche Bestimmungen gehemmt sind, das Erbbaurecht ein

---

[5]) Vergleiche hierüber den Bericht über die zweite Hauptversammlung des Ernst Ludwig-Vereins (Hessischen Zentralvereins zur Errichtung billiger Wohnungen) S. 42 ff. und S. 52 ff. Darmstadt 1902, L. C. Wittich'sche Hofbuchdruckerei; und Wagner: Die Tätigkeit der Stadt Ulm auf dem Gebiete der Wohnungsfürsorge für Arbeiter und Bedienstete. Ulm 1903, Verlag von J. Ebner.

treffliches Mittel darstellt, Grund und Boden angemessen zu verwerten, ohne ihn jedoch selbst zu bebauen. Wo solche Beschränkungen bestehen, hat die Vergebung des Grund und Bodens in Erbbaurecht die Bedeutung, Bauland der Bebauung zuzuführen, das sonst nicht der Bebauung zugeführt würde; auf diese Weise kann das Angebot an Wohnungen vermehrt und damit eine der Steigerung der Mietpreise entgegenwirkende Tendenz erzeugt werden. Vom Standpunkt einer sozial fortgeschrittenen Stadtverwaltung sprechen also manche Gesichtspunkte für Anwendung des Erbbaurechts.

Es fragt sich nur, wie sich auf der anderen Seite die Hausbauer und Hauserwerber, die in Erbbau bauen sollen, der Anwendung des Erbbaurechts durch die Stadt gegenüberstellen. Man wird hier unterscheiden müssen zwischen Hauserwerbern, die von privatkapitalistisch-spekulativen Gesichtspunkten ausgehen, also aus dem Haus möglichst viel Gewinn (durch Verkauf oder Vermietung) herausschlagen wollen, auf der einen Seite und zwischen Hauserwerbern, die das Haus lediglich zum Alleinbewohnen benützen wollen, und gemeinnützigen Baugesellschaften, Vereinen und Baugenossenschaften auf der anderen Seite.

Was die erstere Kategorie von Hauserwerbern anlangt, so wird sie sich zum Erbbaurecht genau so stellen wie wenn der Grundeigentümer ein privater Dritter wäre; sie wird sich aus denselben Gründen demselben ablehnend gegenüberstellen, die oben angeführt wurden, wo lediglich private Grundeigentümer und Hauserwerber einander gegenüberstehend gedacht wurden. Die Gründe der Ablehnung werden noch verstärkt werden, wenn, wie manche wollen, bei Abschluß des Erbbauvertrags alle Vorteile auf Seite der Stadt und alle Lasten auf Seiten des Erbbauberechtigten liegen sollen. Denn zu einem Vertrag gehören, auch wenn die Stadt Gegenkontrahent ist, zwei. Eine günstigere Stimmung könnte höchstens in Frage kommen, wenn die Bedingungen seitens der Stadt besonders günstig wären, was aber dann ein Geschenk seitens der Stadt darstellen würde, oder wenn die Stadt noch den größten Teil des Baukapitals stellen würde. Letztere Maßregel ist aber an die Verwendung des Erbbaurechts nicht gebunden, wenn auch in Verbindung mit ihm besonders gut

zu verwenden. Anders kann die Stellungnahme sein, wenn Personen, die ein Haus erwerben wollen, es ganz oder doch überwiegend als Einfamilienhaus benützen wollen. Gedacht ist hierbei vor allem an Beamte, Lehrer, Angehörige freier Berufe, Kaufleute u.s.w. Baustellen von der Größe, um darauf ein Einfamilienhaus zu errichten, sind nicht immer vorhanden. Einfamilienhäuser selbst sind besonders in großen Städten nicht leicht oder nicht billig zu kaufen. Andererseits möchten Angehörige dieser Berufe doch oft gerne allein für sich wohnen, ein nach ihrem Geschmack eingerichtetes Haus besitzen, von der Gefahr, gekündigt oder gesteigert zu werden, frei sein. Trotzdem werden auch sie in der Regel zur Anwendung des Erbbaurechts nur schreiten, wenn sie kein größeres eigenes Kapital besitzen, und die Beschaffung des Baukapitals in befriedigender Weise gelöst ist, insbesondere ihnen im Kapitalpunkte ein weitgehendes Entgegenkommen von der Grundeigentümerin Stadt gezeigt wird. Eine starke Anwendung des Erbbaurechts in diesen Fällen ist also abhängig von einer befriedigenden Regelung der Beschaffung des Baukapitals, wie das z. B. in Frankfurt a. M. der Fall ist. Kommt z. B. wie hier die Stadtverwaltung in der Weise entgegen, daß sie $^{9}/_{10}$ des Baukapitals darleiht und der Erbbauberechtigte nur $^{1}/_{10}$ des Baukapitals beizubringen hat, sorgt sie außerdem dafür, daß dem Erbbauberechtigten sein Erbbaurecht nicht zur Last wird, dann werden sicherlich eine Reihe von Personen auf den Abschluß des Erbbauvertrags unter solchen Bedingungen eingehen. Es ist allerdings, wie bereits oben bemerkt, eine befriedigende Lösung der Baukapitalbeschaffungsfrage auch ohne Verbindung mit dem Erbbaurecht möglich; aber gerade in Verbindung mit dem Erbbaurecht wird der bisherige Grundeigentümer bereit sein, auch noch den wesentlichen Teil des Baukapitals zu geben. Findet dagegen die Baukapitalbeschaffungsfrage keine befriedigende Regelung, dann kann das Erbbaurecht, wie die Erfahrung zeigt, auch in diesen Fällen auf Anwendung nicht rechnen.

Man darf sich freilich nicht darüber hinweg täuschen, daß ein Verhältnis, wie es in Frankfurt a. M. derzeit gilt, einem unkündbaren und unsteigerbaren Mietverhältnis sehr ähnlich sieht, wenn es auch wieder ein eigentumsähnliches

Verhältnis ist; der Hauptunterschied besteht darin, daß Art und Einrichtung des zu erbauenden Hauses in erster Linie vom Erbbauberechtigten bestimmt wird, während sonst der Grundeigentümer darüber bestimmt. Das Erbbauverhältnis ist hier wohl im Interesse der Aufrechterhaltung des Prinzips der Stadt gewählt, möglich nicht selbst, besonders nicht für Nichtbeamte zu bauen.

Endlich haben wir auch noch die Stellung derjenigen Hauserwerber zu betrachten, die mehr aus allgemeinem oder gemeinnützigem Interesse ihre Tätigkeit ausüben, der Baugenossenschaften und gemeinnützigen Baugesellschaften. Bei ihnen hat bis jetzt das Erbbaurecht am meisten Anwendung gefunden. Warum dies? Ihre Absicht ist nicht Konjunkturgewinn zu machen; infolgedessen kommt für sie der Mangel des Konjunkturgewinns nicht in Betracht; andererseits ist, wie die Erfahrung zeigt, gerade für Baugenossenschaften und gemeinnützige Baugesellschaften die Beschaffung geeigneten Baugeländes eine schwierige Aufgabe und außerdem leiden sie häufig an Kapitalmangel; unter diesen Umständen ist es für sie von großem Wert, von der Stadt geeignetes Gelände in Erbbau zu erhalten und für Grund und Boden kein Bargeld anlegen zu müssen. Auch der kleine finanzielle Vorteil, der darin liegt, daß der Erbbauzins meist niedriger bemessen wird als der Hypothekenzins für eine den Gesamtwert des Baugeländes deckende Hypothek betragen würde, fällt für sie ins Gewicht.

Bei all den vorgenannten Fällen war vorausgesetzt, daß die Stadt zwar Besitzerin eines Teiles des Grundes und Bodens ist, daß sie aber nicht eine monopolartige Machtstellung auf dem Grundstücksmarkte einnimmt, sondern als Konkurrentin neben den privaten Grundeigentümern auftritt, ein wirklicher Konkurrenzkampf also noch stattfindet. Anders liegt die Sache, wenn die Stadt Eigentümerin alles Grundes und Bodens oder eines sehr erheblichen Teiles des Grundes und Bodens ist; dann genießt sie eine monopolartige Stellung; dann kann ohne ihre Mitwirkung die Bautätigkeit sich nicht entwickeln. Ist dies der Fall und statuiert die Stadt allgemein oder wenigstens für den Wohnhausbau das Erbbaurecht als alleinige Form der Vergebung von Grund und Boden, dann ist auch der-

jenige, der in der Erbauung bezw. Innehabung eines Hauses eine gewinnbringende Tätigkeit sieht, genötigt, Grund und Boden zum Hausbau in Form von Erbbaurecht an sich zu bringen. Es wird aber diesfalls auch das Erbbaurecht nur dann Anwendung finden, wenn die Bedingungen, die die Stadt an die Hausbauer und Hauserwerber stellt, billige sind. Tut sie das nicht, legt sie den Erbbauberechtigten alle möglichen Lasten auf, dann kann sie den Erfolg erzielen, daß die private Baulust erlahmt, daß ein Stagnieren im Baugewerbe eintritt, das bei wachsender Nachfrage nach Wohnungen eine Verteuerung der Mietpreise mit sich bringt.

Wir haben uns bisher mit den Freunden des Erbbaurechts und mit denen auseinandergesetzt, die ihm weder allzu optimistisch noch allzu pessimistisch gegenüberstehen. Wir haben uns noch mit denen zu befassen, die vorwiegend ungünstige Wirkungen des Erbbaurechts konstatieren wollen. So glaubt z. B. Professor André-Marburg, daß der Erbbauberechtigte nicht bestes Material nehmen werde, auch gegen den Schluß der Erbbauzeit hin das Gebäude verwahrlosen lassen werde, da er kein Interesse habe, daß ein auf seine Kosten gut erhaltenes Gebäude an den Grundeigentümer falle. Auch sei die in den Erbbauverträgen vielfach enthaltene Bestimmung, daß der Erbbauberechtigte das Gebäude in gutem Zustande erhalten müsse, oder die zur Erweckung seines Eigeninteresses gegebene Bestimmung, daß am Schlusse der Erbbauzeit 1/4 des Wertes des Gebäudes vom Grundeigentümer zu ersetzen sei, kein geeignetes Mittel, jene Gefahr zu beseitigen, erstere Festsetzung nicht, weil sie zu vage sei, letztere nicht, weil sie das Eigeninteresse nicht genügend reize. Da muß denn doch erwidert werden, daß Baugenossenschaften, gemeinnützige Baugesellschaften solchen selbstsüchtigen Erwägungen nicht zugänglich sein werden schon um deswillen nicht, weil sie dann ihre Mieter vor den Kopf stoßen würden, die sich eine solche Verwahrlosung der Wohnungen nicht gefallen lassen werden. Bei Privatpersonen muß das Bedenken schon ernster genommen werden. In Deutschland fehlen freilich die Erfahrungen. Dagegen sprechen die englischen und österreichischen Erfahrungen eine deutliche Sprache. Immerhin wird man dieser Gefahr auch bei Privatpersonen entgegentreten können, indem man

vertragsmäßig festsetzt, daß eine von vornherein festzusetzende am Ende der Erbbauzeit zu zahlende Vergütung gekürzt werden oder vollständig wegfallen kann, wenn das Haus nach dem Urteil Sachverständiger verwahrlost ist.

Gegen die Verwendung minderwertigen Baumaterials wird man sich außer durch .vertragsmäßige Festsetzungen einigermaßen, wenn vielleicht auch nicht hinreichend, durch Kontrolle bei Erstellung des Gebäudes schützen können.

Prof. André meint dann weiter, die dem Erbbauberechtigten gewährten Hypotheken seien weniger sicher als die sonst gewährten, denn das Erbbaurecht sei ein zeitlich begrenztes Recht; würden Brand, Unglücksfälle, Krisen eintreten, so könne der Hypothekengläubiger, insbesondere gegen den Schluß der Erbbauzeit hin, leicht zu Schaden kommen. Dieser Mißstand ist, wie André selbst zugibt, durch Abkürzung der Amortisationsperiode leicht zu beseitigen; auch sind Baugenossenschaften (Haftsummen!), gemeinnützige Baugesellschaften (Aktienkapital!) meist nicht so kapitalschwach wie ein beliebiger Privater. Aber immerhin ist ein Verlust nicht völlig ausgeschlossen, wenn auch die Gefahr eine ziemlich fernliegende ist.

Die Beleihung des Erbbaurechts stößt aber auf andere Schwierigkeiten; es handelt sich um ein neues Rechtsinstitut, das dem Laien zumeist noch nicht klar geworden ist und über dessen rechtliche Beurteilung im einzelnen die Gelehrten sich vielfach noch nicht einmal einig sind. Der private Geldgeber wird deshalb mißtrauisch dagegen sein und es hat auch, soweit bekannt, bis jetzt keinerlei Beleihung von Erbbaurechten durch Private stattgefunden und wird vermutlich auch keine solche stattfinden. Beliehen haben das Erbbaurecht bis jetzt fast stets öffentliche Korporationen, zumeist die Grundeigentümer selbst (so das Reich, Königreich Preußen, Stadt Frankfurt a. M.), dann Versicherungsanstalten. Neuerdings wird zudem vom Reichsversicherungsamt dem Erbbaurecht bei Beleihungen der Landesversicherungsanstalten schlechthin die Eigenschaft der Mündelsicherheit abgesprochen. Die Beleihung ist also keine ganz einfache Sache und das wird zur Folge haben, daß sie in absehbarer Zeit nur in engen Grenzen stattfinden wird.

Überblickt man diese Bedenken, so scheinen sie nicht sehr bedeutsam zu sein; auf keinen Fall erscheinen sie geeignet, der Anwendung des Erbbaurechts innerhalb der ihm ohnedies gezogenen engen Grenzen Abbruch zu tun.

Fassen wir nach alledem unser Urteil über das Erbbaurecht in einige Sätze zusammen:

Das Erbbaurecht ist an sich kein geeignetes Mittel zur Verbesserung der Wohnungsverhältnisse der unbemittelten Bevölkerungsklassen. Beim System der freien Konkurrenz wird überall, wo im Privatverkehr freies Eigentum oder Erbbaurecht als Rechtsformen nebeneinander stehen, das freie Eigentum wegen seiner leichten Beweglichkeit und einfacheren spekulativen Ausnützbarkeit vorgezogen werden. Vom Standpunkte städtischer Sozialpolitik spricht manches für Anwendung des Erbbaurechts. Es wird aber auch, wo Städte als Grundeigentümer in Betracht kommen, aus den eben angegebenen Gründen das Erbbaurecht nur unter besonderen Voraussetzungen Anwendung finden nämlich da, wo Personen des Mittelstandes in den Besitz eines Einfamilienhauses gelangen wollen und sonst geeignete Grundstücke nicht vorhanden sind oder wo Baugenossenschaften, gemeinnützige Gesellschaften und Vereine bauen wollen, und außerdem die Frage der Baukapitalbeschaffung befriedigend gelöst ist. Eine allgemeine Einführung des Erbbaurechts wäre nur zu erwarten, wo Städte Besitzer des ganzen Baulandes oder des größten Teils desselben sind und Grund und Boden zu Wohnungszwecken ausschließlich in Erbbau vergeben würden. Dagegen sind die spezifisch nachteiligen Wirkungen des Erbbaurechts nicht so groß, um seiner Einführung in dem ihm gezogenen engen Rahmen hinderlich oder schädlich zu sein.

Lassen wir zum Schlusse eine Übersicht über die tatsächliche Gestaltung des Erbbaurechts, soweit es für Wohnungszwecke angewendet worden ist, in der Praxis folgen:

Erbbauverträge haben bisher abgeschlossen:

1. Das deutsche Reich mit Bauvereinen am Kaiser-Wilhelmskanal, in Wilhelmshaven und mit dem Spar- und Bauverein in Dresden.[6])

---

[6]) Im ganzen in acht Fällen auf 86 ha Bauland.

2. Der preußische Staat mit dem Beamtenwohnungsverein in Berlin über Teile der Domäne Dahlem.
3. Die Stadt Frankfurt a. M. mit der Gemeinnützigen Baugesellschaft (A.-G.) in Frankfurt a. M., der Aktienbaugesellschaft für kleine Wohnungen in Frankfurt a. M., der Aktiengesellschaft Franken-Allee in Frankfurt a. M. in je 1 Fall, mit dem Volks-Bau- und Sparverein in 3 Fällen (ein 4. steht in Aussicht), mit der Wohnungsgenossenschaft (des evangelischen Arbeitervereins) in 1 Fall (ein 2. steht in Aussicht), mit der Evangelisch-lutherischen Stadtsynode, dann mit 97 Einzelpersonen (Lehrern, Beamten, Personen des Mittelstandes)[7]) über Einfamilienhäuser bezw. Zwei- und Dreifamilienhäuser.
4. Das Weißfrauenstift in Frankfurt a. M. mit der Aktienbaugesellschaft für kleine Wohnungen.
5. Die Stadt Leipzig mit der dortigen Gemeinnützigen Baugesellschaft.
6. Die Stadt Ulm mit der dortigen Baugenossenschaft.

Außerdem wird neuerdings der Versuch gemacht, das Erbbaurecht auch für Baugenossenschaften von Landarbeitern nutzbar zu machen.[8]) Für den Eigenbau von Arbeiterwohnungen fehlt den Gutsbesitzern oft das Geld. Die meisten Landesversicherungsanstalten geben aber keine Darlehen für den unmittelbaren Bau von Arbeiterwohnungen durch Arbeitgeber. Andererseits wird aus einer Reihe von Gründen die Veräußerung von Gutsland zu Bauzwecken von den Gutsbesitzern nicht beliebt. Es bleibt sonach nur übrig, eine Rechtsform zu wählen, durch die die Verfügung über die Bodensubstanz dem Grundeigentümer nicht dauernd und nicht vollständig entzogen wird, und eine solche bildet das Erbbaurecht. Wird einer Genossenschaft oder einem einzelnen Arbeiter vom Gutsbesitzer ein Erbbaurecht an dem für die Baustelle erforderlichen Teile des Gutes eingeräumt, so kann dieses Erbbaurecht, das der Genossen-

[7]) Davon 79 mit Beamten und Lehrern; von den Häusern sind 59 für eine Familie, 38 für zwei bis drei Familien.

[8]) Vgl. das Nähere darüber in Passarge: Der Bau von Landarbeiterwohnungen mit Hilfe der Landesversicherungsanstalt Ostpreußen. Königsberg i. Pr. 1904. Ostpreußische Druckerei u. Verlagsanstalt A.-G. S. 6 und 36 ff.

schaft oder dem einzelnen Arbeiter zusteht, nun von der Versicherungsanstalt beliehen werden. Bis jetzt ist in einem Fall von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht.

Das größte Einzelerbbauunternehmen ist das Leipziger; am meisten Erbbauwohnungen sind errichtet in Frankfurt a. M., nämlich ca. 1100—1200 mit ca. 5000 Inwohnern; insgesamt dürften im ganzen Deutschen Reich ca. 2200 Erbbauwohnungen mit ca. 10000 Inwohnern errichtet sein.

Der Erbbauzins ist in der Regel gleich hoch während der ganzen Dauer der Erbbauzeit und beträgt 2—2½ % des Verkehrswerts des Gebäudes (so in Dahlem 2 %, in Frankfurt a. M. zumeist 2½ %); in anderen Fällen läßt sich nicht erkennen, welchen Prozentsatz des Grundstücksverkehrswerts der Erbbauzins einnimmt; zumeist beträgt der Erbbauzins 10—15 Pf. per qm, (so in Dahlem 15 Pf. per qm, in Ulm 20—60 Pf. per qm, in Frankfurt a. M. 15 Pf., 70 Pf., 86 Pf., 90 Pf., 1 M. 3 Pf., 1 M. 13 Pf., 3 M. 84 Pf. pro qm). Nur in Leipzig ist entsprechend dem Gedanken der Bodenreformer, auch schon während der Erbbauzeit den Grundeigentümer an der Wertsteigerung des Grundes und Bodens in Gestalt von erhöhtem Erbbauzins teilnehmen zu lassen, der Erbbauzins auf 12 Pf. pro qm festgesetzt, die Stadt aber für berechtigt erklärt, den Erbbauzins nach Ablauf von 25 Jahren auf 14 Pf., von 50 Jahren auf 16 Pf. und nach 75 Jahren auf 18 Pf. zu erhöhen.

Die Zeitdauer des Erbbaurechts beträgt zwischen 60 und 100 Jahren, hält sich aber doch zumeist in der Grenze zwischen 60 und 70 Jahren; 60—65 Jahre (meist 61 Jahre) haben in Frankfurt a. M.: Erbbauverträge mit Volks-Bau- und Sparverein, Wohnungsgenossenschaft, Einzelpersonen, ferner die Erbbauverträge des Reichs, 70 Jahre normiert der Erbbauvertrag des preußischen Staats, der Erbbauvertrag der Stadt Frankfurt a. M. mit der Aktienbaugesellschaft für kleine Wohnungen und der Stadt Ulm mit der dortigen Baugenossenschaft, 80 Jahre enthalten der Erbbauvertrag der Stadt Frankfurt a. M. mit der Gemeinnützigen Baugesellschaft und des Weißfrauenstifts in Frankfurt a. M. mit der Aktienbaugesellschaft für kleine Wohnungen; auf 100 Jahre ist der Erbbauvertrag in Leipzig abgeschlossen.

Das Baukapital ist ganz oder teilweise gegeben:

1. von der Landesversicherungsanstalt: in Frankfurt a. M. bei der Aktienbaugesellschaft für kleine Wohnungen (Block an der Rebstöckerstraße) zu ca. $^{2}/_{3}$, dann in Leipzig (eine Summe von 1200000 M.), endlich in Ostpreußen bei einer Baugenossenschaft (neben den Darlehen Privater) zu $^{3}/_{4}$;
2. vom Reich (zu $^{9}/_{10}$);
3. von der Stadt Frankfurt a. M. (zu $^{9}/_{10}$):
   a) in den drei Verträgen mit dem Volks-Bau- und Sparverein;
   b) in dem Vertrag mit der Wohnungsgenossenschaft;
   c) in dem Vertrag mit der Aktienbaugesellschaft für kleine Wohnungen;
   d) in den Verträgen mit städtischen Lehrern, Beamten u. s. w.

Überhaupt hat die Stadt Frankfurt a. M. Grundsätze über die Gewährung von Baukapital an Privatpersonen aufgestellt, die in Erbbaurecht bauen wollen. Danach sollen erhalten:[9])

1. städtische Beamte und Lehrer zur Errichtung von Ein-, Zwei- und Dreifamilienhäusern bis zu 90 % der tatsächlich aufgewendeten und nach dem alleinigen Ermessen des städtischen Hochbauamts erforderlich gewesenen Baugelder;
2. staatliche (öffentliche) Beamte und Lehrer zwecks Errichtung
   a) von Einfamilienhäusern bis zu 90 %,
   b) von Zwei- und Dreifamilienhäusern bis zu 75 % der Baugelder;
3. andere nicht zu den Lehrern und Beamten zu zählende Personen zur Errichtung von Ein-, Zwei- und Dreifamilienhäusern bis zu 75 % der Baugelder;
4. wird der Zinsfuß für die bei Vergebung städtischen Geländes in Erbbaurecht an städtische Beamte und Lehrer darzuleihenden Baugelder bis auf weiteres auf $3^{1}/_{2}$ % jährlich festgesetzt, mit der Maßgabe, daß diese Ermächtigung nur so lange gilt, als das betr. Gebäude sich im Besitz eines Beamten und Lehrers befindet.

[9]) Bericht des Magistrats, die Verwaltung und den Stand der Gemeindeangelegenheiten im Verwaltungsjahre 1902 betr. S. 336.

Insgesamt hatte bis Ende 1903 die Stadt Frankfurt a. M. für Erbbauhäuser ca. 1½ Millionen Mark dargeliehen; derzeit dürfte sich die hergegebene Summe insgesamt auf ca. 2 Millionen Mark belaufen.

Die Aufbringung des Baukapitals hat dann ferner stattgefunden bei dem Erbbauprojekt der Gemeinnützigen Baugesellschaft durch Aufnahme verschiedener Hypotheken auf die älteren Häuser der Gesellschaft und bei der Aktiengesellschaft Franken-Allee, außer durch das Aktienkapital durch Aufnahme von Obligationen, deren 4prozentige Verzinsung städtischerseits garantiert ist.

Die Amortisationsquote zur Abtragung des Baukapitals, die bei einer 60—65jährigen Erbbauzeit gezahlt wird, beläuft sich in der Regel auf ½ %.

Der Zinsfuß für das Baukapital ist fast überall auf 3½—4 % (in Frankfurt a. M. bei Beamten auf 3½ %, bei sonstigen Privaten, Genossenschaften und Vereinen auf 4 %, in Ostpreußen auf 3 % bis zu ⅔ des Baukapitals, 3½ % bezüglich des Restes des Darlehens) festgesetzt.

Zur praktischen Erläuterung, wie sich die Ausgabenlast bei einem Erbbau-Einfamilienhaus (mit ca. 7 Zimmern) in Frankfurt a. M. stellt, diene folgendes Beispiel:

Von Grund und Boden (250 qm): Wert 10 000 M., Erbbauzins zu 2½ % = 250 M.; Baukapital 25 000 M., davon gibt die Stadt $^{9}/_{10}$ = 22 500 M., 2500 M. hat der Erbbauberechtigte selbst aufzubringen. Rechnet man für Verzinsung für das von der Stadt dargeliehene Kapital 3½ % und ebensoviel für das aus eigenem Vermögen angelegte Kapital und ½ % Amortisation, so sind weiter aufzubringen jährlich für Verzinsung des Baukapitals 1000 M. Die Gesamtausgaben betragen also 250 M. + 1000 M. = 1250 M.

Von den übrigen Bedingungen in den Erbbauverträgen interessieren uns in erster Linie die Bestimmungen über den Heimfall des Gebäudes an den Grundeigentümer nach Ablauf der Erbbauzeit, über die etwa zu gewährende Entschädigung und über die etwaige vorzeitige Übernahme des Gebäudes vor Ablauf der Erbbauzeit seitens des Grundeigentümers. Wir haben hier zwei Systeme zu unterscheiden:

1. vollständig entschädigungsloser Heimfall,
2. Heimfall gegen Entschädigung.

Das erstere System scheint nur angewandt zu sein bei den Erbbauverträgen der Gemeinnützigen Baugesellschaft und der Franken-Allee-Aktiengesellschaft in Frankfurt a. M. mit der Stadt Frankfurt a. M., der Aktienbaugesellschaft in Frankfurt a. M. mit dem Weißfrauenstift daselbst, bei dem Leipziger Erbbauvertrag und in Ostpreußen; das letztere bei allen übrigen Verträgen, und zwar beträgt die Entschädigung im letzteren Fall entweder einen bestimmten Teil des Wertes der Gebäude bei Ablauf der Erbbauzeit (1/4 bei den Erbbauverträgen des Reichs, 1/8 beim Erbbauvertrage des preußischen Fiskus) oder eine bestimmte Summe, die im voraus festgesetzt wird (in Frankfurt a. M. bei den Erbbauverträgen mit der Aktienbaugesellschaft für kleine Wohnungen [Erbbaublock Stoltzestraße], mit dem Volks-Bau- und Sparverein und der Wohnungsgenossenschaft und mit Privaten das vom Erbbauberechtigten selbst aufgebrachte 1/10 des Baukapitals, das allerdings bereits in der Amortisation inbegriffen ist).

Eine vorzeitige Übernahme des Gebäudes seitens des Grundeigentümers ist nach den Erbbauverträgen entweder jederzeit zulässig (so beim Erbbauvertrag zwischen Aktien-Baugesellschaft für kleine Wohnungen und Weißfrauenstift in Frankfurt a. M. und gemeinnütziger Baugesellschaft in Frankfurt a. M.) oder nach Ablauf einer Reihe von Jahren (so nach den neueren Erbbauverträgen der Stadt Frankfurt a. M. mit Genossenschaften, Vereinen und Privaten nach Ablauf von 15 Jahren) oder bei gewissen Pflichtverletzungen seitens des Erbbauberechtigten (so bei fast allen Erbbauverträgen) oder bei vorliegendem öffentlichen Interesse (so nach dem Erbbauvertrag des preußischen Fiskus). Im Falle vorzeitiger Übernahme ist dann entweder der Buchwert zu ersetzen, den die Gebäulichkeiten im Zeitpunkt der Übernahme haben (so bei dem Erbbauvertrag zwischen Gemeinnütziger Baugesellschaft und Stadt Frankfurt a. M.) oder der Betrag der Schulden, die auf das Haus aufgenommen sind (so Vertrag zwischen Aktien-Baugesellschaft für kleine Wohnungen in Frankfurt a. M. und Weißfrauenstift daselbst, neuere Verträge der Stadt Frankfurt a. M., wobei dann aber noch der vom Erbbauberechtigten nicht aufgebrachte Teil des Baukapitals und im Falle der Auflösung des Erbbaurechts vor Ablauf von 30 Jahren eine

Entschädigung in Höhe des jährlichen Erbbauzinses und auf die Baugelderhypothek zu zahlenden jährlichen Hypothekenzinses zu gewähren ist), oder der volle Wert, den das Haus im Falle einer vorzeitigen Übernahme hat, mit oder ohne Abzug, (so ist nach dem Erbbauvertrag des preußischen Staates während der ersten 30 Jahre der Dauer des Erbbaurechts der volle Wert der Gebäude, nach Ablauf der ersten 30 Jahre der Schätzungswert abzüglich 2 % desselben für jedes weitere Jahr zu ersetzen). In vielen Fällen ist dem Grundeigentümer ein Vorkaufsrecht eingeräumt; für einige Fälle hat der Grundeigentümer sogar die Pflicht, das Erbbaurecht zu übernehmen, (so nach den Erbbauverträgen der Stadt Frankfurt a. M. mit den Lehrern und Beamten, wenn der erbbauberechtigte Ehemann in den Ruhestand tritt, versetzt wird oder verstirbt oder falls beide erbbauberechtigte Ehegatten aus der Stadt Frankfurt a. M. wegziehen und infolge eines dieser Umstände die Veräußerung des Erbbaurechts seitens der Erbbauberechtigten erfolgen soll, eine Veräußerung zu angemessenem Preise aber innerhalb einer Frist von drei Monaten, nachdem die Veräußerungsabsicht der Stadtgemeinde schriftlich mitgeteilt worden ist, sich nicht ermöglichen läßt).

Der Erbbauberechtigte ist, wie bereits oben mitgeteilt, in der Regel in den Erbbauverträgen einer Reihe von Beschränkungen und Verpflichtungen unterworfen. Die wichtigsten derselben mögen hier noch Darstellung finden:

Fast alle Erbbauverträge enthalten Bestimmungen, daß der Erbbauberechtigte die Gebäude sofort oder binnen gewisser Frist herzustellen hat (so in Frankfurt a. M., in Ostpreußen; nach dem Erbbauvertrag des preußischen Staates innerhalb 3 Jahre nach Beginn des Erbbaurechts), daß die Gebäude während der Erbbauzeit in gutem Zustand zu erhalten sind (so in Ostpreußen, in Leipzig darf nach Ablauf von 50 Jahren der Rat der Stadt die ordnungsmäßige Instandhaltung der Häuser seitens der Gesellschaft überwachen), daß die Benutzung der Wohnungen nicht in einer Weise geschieht, die aus hygienischen oder sittlichen Gründen zu beanstanden ist (so in Frankfurt a. M.), daß die errichteten Gebäude gegen Feuersgefahr zu versichern und die eingehenden Versicherungssummen zum Wiederaufbau zu verwenden sind (so nach fast

allen Verträgen). In vielen Erbbauverträgen muß die Errichtung der Gebäude genau nach einem bestimmten Plan geschehen (so Erbbauvertrag der Stadt mit der Franken-Allee-Gesellschaft in Frankfurt a. M.), oder ist der Plan des Erbbauberechtigten dem Grundeigentümer vorher zur Genehmigung vorzulegen (so in den Erbbauverträgen der Stadt Frankfurt a. M. mit Privaten, Lehrern und Beamten), oder ist die Erstellung von Wohnungen über eine gewisse Räumezahl hinaus, die Errichtung von anderen als Wohngebäuden, die Überschreitung einer gewissen Stockwerkszahl oder Wohnungszahl, oder die Aufnahme von Aftermietern in die Wohnung, oder die Benutzung der Gebäude zu anderen als zu Wohnzwecken verboten. In einigen Erbbauverträgen (Vertrag der Aktienbaugesellschaft für kleine Wohnungen in Frankfurt a. M. mit dem Weißfrauenstift daselbst, Leipziger Vertrag), ist die Aufnahme weiterer Hypotheken auf das Erbbaurecht an die Zustimmung des Grundeigentümers gebunden; in den meisten Erbbauverträgen ist der Höchstbetrag der Mietzinse festgesetzt und eine Erhöhung darf nicht oder nur mit Zustimmung des Grundeigentümers vorgenommen werden (so in Frankfurt a. M. in den neueren Verträgen).

Endlich hat sich in einigen Erbbauverträgen der Grundeigentümer die vorzugsweise Berücksichtigung seiner Beamten oder einer bestimmten Anzahl derselben bei Vermietung der Wohnungen vorbehalten (so beim Reich, den Erbbauverträgen der Stadt Frankfurt a. M. mit Gemeinnütziger Baugesellschaft, Aktiengesellschaft Franken-Allee und Wohnungsgenossenschaft).

Mit dieser Übersicht ist die Fülle der verschiedenartigen Bestimmungen, die in den Erbbauverträgen enthalten sind, noch lange nicht erschöpft. Es soll aber, um die Übersichtlichkeit des Ganzen nicht zu stören, von Aufführung weiterer Bestimmungen hier abgesehen und damit die Darstellung der praktischen Gestaltung des Erbbaurechts im Deutschen Reich hiermit geschlossen werden.

Die Beziehungen des jungen Schiller zu Frankfurt am Main.

Von Elisabeth Mentzel in Frankfurt a. M.

I.

Wenn man die Berührungspunkte aufsucht, die große Menschen mit irgend einer Stätte verbinden, so entsteht die Frage, ob dabei nur unmittelbare, persönlich gewonnene Eindrücke ins Gewicht fallen oder auch geistige Beeinflussungen in Betracht zu ziehen sind.

Zweifellos darf die letzte Annahme als richtig gelten, sobald die von einem bestimmten Orte auf eine bedeutende Persönlichkeit ausgehenden Einwirkungen derartig mächtig waren, daß sie hemmend oder fördernd in ihre Entwicklung eingriffen oder sonst unauslöschliche Spuren in ihrem inneren und äußeren Werdegang zurückließen. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, beginnen die Beziehungen Friedrich Schillers zur alten Kaiserstadt am Main schon in seinem frühesten Jünglingsalter.

Als in die streng abgeschlossene militärische Karlsschule in Stuttgart Mitte der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts durch die eingeschmuggelte Literatur der Sturm- und Drangperiode der erste Windstoß einer neuen Zeit drang, da waren es namentlich die Werke der beiden Frankfurter, Goethe und Klinger, die neben Shakespeare und Rousseau das Gemüt des Eleven Schiller mit flammender Begeisterung erfüllten und dessen bisher im Banne Klopstocks stehenden poetischen Gestaltungstrieb in andere Bahnen lenken sollten. Denn seit Schiller Goethes Götz und Werther, sowie Klingers Stücke „Otto" und „Die Zwillinge" gelesen hatte, wandte er sich dem Gebiete des Dramas zu, um es nicht wieder zu verlassen. Von etwa 1775 an aber trat Schillers vergöttertes Vorbild Goethe bei ihm zurück, um neben Gerstenberg und Klinger auch Leisewitz größeren Einfluß auf seine dramatischen Versuche einzuräumen.

Beide Dichter hatten bekanntlich in „Julius von Tarent" und in „Die Zwillinge" das Thema des Brudermordes sehr verschiedenartig behandelt; Klinger eroberte sich die Gunst der Theaterleute, Leisewitz die des gebildeten Lesepublikums. Vorwiegend das Motiv dieser Werke ergriff Schiller, es wirkte in ihm fort, bis er, durch weitere literarische Anregungen und sonstige Eindrücke angespornt, selbst daran ging, das damals ungemein beliebte Thema der ungleichen und feindlichen Brüder in den Räubern viel mächtiger zu behandeln wie alle seine Vorgänger.

Wenn dem gereiften Dichter später sein Werden und Wachsen vor die Seele trat, dann vergaß er nie, was er anderen schuldig geworden. So schrieb er am 4. September 1803 an seinen Schwager W. von Wolzogen, der im Begriff war, eine Reise nach Petersburg anzutreten:

„Sage dem General Klinger, wie sehr ich ihn schätze. Er gehört zu denen, die vor 25 Jahren zuerst und mit Kraft auf meinen Geist gewirkt haben. Diese Eindrücke der Jugend sind unauslöschlich."

Es flogen also geistige Fäden aus dem armen Heim des sich mühsam emporringenden Konstablersohns Klinger in Frankfurt nach der Karlsschule in Stuttgart und umspannen die Gedanken- und Gefühlswelt des unter Druck und Zwang mehr und mehr zum Bewußtsein der in ihm lebenden Schöpferkraft erwachenden Genius.

Welche Empfindungen mögen aber erst den zwanzigjährigen Schiller bewegt haben, als er Mitte Dezember 1779 den angebeteten Goethe leibhaftig vor sich sah! Dieser weilte damals als Begleiter des Herzogs von Weimar am Württembergischen Hofe und wohnte auch mit dem fürstlichen Gastgeber und seinem Herrn einer Preisverteilung in der Karlsschule bei.

Schiller erhielt drei Auszeichnungen. Doch was waren ihm diese gegen den überwältigenden Eindruck, den der in männlicher Kraft und Schönheit strahlende, von den beiden Monarchen wie ein Ebenbürtiger behandelte Goethe auf ihn machte! Der große Frankfurter indessen wird den bescheidenen Schiller wohl kaum bemerkt haben. Wie hätte er auch ahnen können, daß in der unkleidsamen Tracht der Zöglinge unter

den vielen Jünglingen sich ein Genius verbarg, der einst an seiner Seite den Gipfelpunkt deutscher Dichtkunst erklimmen und bedeutungsvoll in sein eigenes Leben und Streben eingreifen sollte!

Bestanden die Beziehungen des jungen Schiller zu Frankfurt bisher in fördernden geistigen Anregungen, so betrat zwei Jahre später der mit seinem Herzog verfallene Verfasser der Räuber auf der Flucht von Stuttgart nach Mannheim wirklich den Boden der Vaterstadt Goethes. Es war am 30. September oder 1. Oktober 1782 — genau läßt es sich nicht mehr bestimmen — als der landesflüchtige württembergische Regimentsmedikus Schiller und sein Begleiter, der anderthalb Jahre jüngere Tonkünstler Andreas Streicher, in der warmen Herbstsonne die Straße von Darmstadt nach Frankfurt zu wanderten. Bitter enttäuscht und tief herabgestimmt durch die kühle ablehnende Kritik, die seine gewaltsame Losreißung vom Vaterlande bei Mannheimer Freunden gefunden, dazu totmüde nach einer in Darmstadt schlecht verbrachten Nacht, mußte der Dichter oft rasten und schließlich unfern des Zieles in einem kleinen Wäldchen sich noch einmal niederlegen, um vor dem Eintritt in die unbekannte große Stadt im Schlafe neue Kräfte zu sammeln.

Streicher, ganz erfüllt von dem Genie des Freundes, saß nahe bei dem Schlummernden und beobachtete, wie die bleichen Wangen sich wieder röteten und die Eindrücke von Traumbildern über die feinen Züge des Schläfers glitten. Nach zwei Stunden wurde dieser durch einen vorübergehenden Werbeoffizier geweckt. Der Mann glaubte augenscheinlich, einen guten Fang zu tun, setzte aber nach einigen abweisenden Worten Schillers seinen Weg schleunigst fort.

Im Glanze der untergehenden Sonne wanderten dann die Gefährten die Höhe hinab durchs Affentor nach Sachsenhausen. Beide waren ganz entzückt von dem Anblick Frankfurts, dessen zahlreiche Warten und Türme im glühenden Schimmer der Abendröte deutlich hervortraten. Während es zu dämmern begann, suchten sich die Jünglinge dann ein Quartier in der Vorstadt Frankfurts. Sie fanden dies in einem Gasthofe „gerade der Mainbrücke gegenüber" und verabredeten mit dem Wirt, der größeren Sicherheit wegen, den Preis für Wohnung und Kost.

Die Überlieferung bezeichnet „die drei Rinder“ als das Haus, wo Schiller und sein Freund abstiegen. Allein diese in die Brückenstraße blickende Herberge kann unmöglich der Aufenthaltsort des Dichters gewesen sein. Die Beschreibung Streichers, der alle Einzelheiten dieser Frankfurter Episode in Schillers Leben genau im Gedächtnis behalten hatte, paßt nur auf den „Storch“. Die in der Nähe liegenden Wirtshäuser waren auch viel zu klein und zu gewöhnlich, als daß die Anwesenheit von zwei den besseren Ständen angehörenden, unter dem Titel Dr. Ritter und Dr. Wolff auftretenden Jünglinge dort nicht hätte besonders auffallen sollen. Nichtbeachtung und sicheres Geborgensein waren aber wichtige Dinge für den Flüchtling, weil der Herzog von Württemberg Macht genug besaß, um ihn auch in der freien Stadt Frankfurt jeden Augenblick ergreifen zu lassen. Alle diese und noch weitere Bedenken mögen den Frankfurter Altertumsverein 1859 bestimmt haben, von dem Anbringen der geplanten Tafel an der traditionellen Schillerherberge in Sachsenhausen abzustehen.

Leider sind die Meldezettel des Storchwirts von 1782, Friedrich Carl Tausent, nicht mehr erhalten, sonst würde sicher kein Zweifel über das damalige Quartier Schillers und seines Freundes bestehen. Der vor einigen Jahren niedergerissene alte Gasthof „Zum Storch“ bot eine billige, gut bürgerliche Unterkunft. Er muß auch viel besucht gewesen sein, denn Tausent zahlte jährlich die für jene Zeit ansehnliche Abgabe von 10 Gulden.

Nach einer kräftigenden „vollkommenen Nachtruhe“ überlegten die Freunde am anderen Morgen, was zunächst zu geschehen habe, um einer peinlichen Notlage vorzubeugen. Vor allem mußte Geld herbeigeschafft werden, weil die gemeinschaftliche Barschaft nur noch eine Woche reichte. Besaß doch Schiller beim Verlassen Stuttgarts nicht mehr als 23, Streicher 28 Gulden. An seine Familie konnte und wollte sich Schiller nicht um Hilfe wenden; seinem Talent hatte er sie und die Heimat geopfert, sein Talent sollte ihm auch jetzt beistehen, die durchaus erforderlichen Geldmittel zu erringen.

Denn mehr als die eigene trostlose Lage quälten ihn die in Stuttgart zurückgelassenen Schulden, 200 Gulden, womit er den Druck der Räuber bestritten hatte. Nach längerem

Seelenkampfe entschloß sich deshalb Schiller, den Intendanten von Dalberg in Mannheim um einen Vorschuß von 300 Gulden auf den ihm zur Aufführung angebotenen Fiesko zu bitten.

Dieser Brief wurde nach Streichers Erzählung „mit gepreßtem Gemüt und nassen Augen geschrieben". Kostete doch die rückhaltlose Darstellung seiner traurigen Umstände den jungen Dichter keine geringe Überwindung. Allein trotzdem spricht aus jeder Zeile der erschütternden Beichte, wie Schiller keine zweite mehr abgelegt hat, ein so schönes Vertrauen auf den menschlichen Edelsinn, solch unbeugsamer Mut und eine derartig reine, weit über allem Niedrigen stehende stolze Gesinnung, die des kühnen Dichters der Räuber würdig ist und schon damals das spätere Wort Goethes über ihn bestätigte:

„Denn hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine."

Nur an einer Stelle des auch zwischen den Zeilen viel verratenden Briefes strömt eine starke Regung von Bitterkeit in die Feder des Flüchtlings. Über die Heimat schreibt er dem einflußreichen Gönner: „Ich ging leer hinweg, leer in Börse und Hoffnung. Es könnte mich schamrot machen, daß ich Ihnen solche Geständnisse tun muß, aber ich weiß, es erniedrigt mich nicht. Traurig genug, daß ich auch an mir die gehässige Wahrheit bestätigt sehn muß, die jedem freien Schwaben Wachstum und Vollendung abspricht." Und nachdem er noch einmal seiner Stuttgarter Schulden gedacht hat, fügt er hinzu: „Ich habe so lange keine Ruhe, bis ich mich von dieser Seite gereinigt habe."

Als sich mit dem Schreiben an Herrn von Dalberg die schwerste Last von Schillers Seele gelöst hatte, gewann die Hoffnungsfreudigkeit der Jugend wieder Macht über ihn, wurde er heiterer und wandte die Gedanken vom eigenen Kummer hinweg auf andere Dinge. Nun glomm auch das erloschene Feuer seiner Augen aufs neue auf, gewannen seine Worte wieder den alten Schwung.

Beide Freunde machten sich sofort wegfertig, um den Brief selbst zur Thurn- und Taxisschen Hauptpost zu bringen, die zu jener Zeit auf der Zeil ungefähr der Stiftstraße gegen-

über lag. Namentlich hier in der verkehrsreichsten Straße Frankfurts empfing der Dichter zum erstenmale den Eindruck des regsten kaufmännischen Geschäftslebens und des überquellenden Reichtums. Schrieb er doch später an Goethe, daß ein Blick auf die Zeil sein Gedicht „Die Teilung der Erde“ am besten erläutere.

Wie arm mag sich Schiller damals beim Anblick all der bereits verteilten Gaben vorgekommen sein! Die Welt war ja auch für ihn weggegeben, er hatte das Irdische aus den Augen verloren und mußte sich einstweilen gleichfalls damit begnügen, bei seinem Gotte zu weilen.

Die Erinnerung an die auf der Zeil empfangenen Eindrücke, die in der Briefstelle an Goethe nachklingen, bot denn auch später den Anlaß zur Aufrichtung seines Standbildes am Eingang der wichtigsten Verkehrsader der Stadt.

Doch nicht allein die Zeil fesselte den jungen Dichter bei seinen gemeinsam mit Streicher unternommenen Wanderungen durch Frankfurt. Die reichen Auslagen der Läden, das bunte Getriebe in den alten volksreichen Straßen, vornehmlich aber der Blick von der Mainbrücke zogen ihn mächtig an und verliehen seiner Phantasie neue Flugkraft.

Welch' eine Ausschau bot damals der während der Michaelismesse doppelt starke Schiffsverkehr am rechten Ufer „des gelblichen Stromes“! Die Bewegung der Krane, das Ein- und Ausladen der Kähne, die Ankunft und Abfahrt der Schiffe, in erster Linie des Marktschiffs, all' diese „bunte empirische Welt“ stellte dem Dichter, der in überströmender Einbildungskraft dem geringsten Gegenstand Bedeutung zu verleihen und die nächste Nähe an die weiteste Ferne zu knüpfen verstand, die großen Zusammenhänge der Erde und ihrer Teile vors Auge und verband ihn selbst mit der Welt und ihren mannigfaltigen Erscheinungen.

Dies wechselvolle Bild, das einst auch Goethe so oft ergötzte, wurde im Hintergrunde durch waldige Ufer und grünes Höhengelände begrenzt; es fehlte also dem episch-dramatischen Gemälde auch nicht der idyllische Zug. Daß trotz so viel heiteren Lebens Schiller sich auf der Mainbrücke auch trüben Gedanken hingegeben haben soll, läßt sich in seiner damaligen Lage wohl begreifen. Zumeist aber regte

ihn alles, was er sah und hörte, zu neuem Schaffen an. „Von allen Musen umschwebt“, schritt Schiller oft schweigend neben dem Gefährten her, der seine Gedankenarbeit durch kein Wort störte und mit einer Art heiliger Scheu sich so still als möglich verhielt, wenn der Dichter später zu Hause die ihm gewordenen Eingebungen aufs Papier warf. Während dessen ging er stets im Zimmer hin und her, war die Außenwelt gänzlich für ihn versunken und „sein Wesen wie durch einen Krampf ganz in sich zurückgezogen“.

Die Gestalten des späteren Dramas „Kabale und Liebe“ traten ihm im schlichten Sachsenhäuser Quartier und auf den Frankfurter Wanderungen zuerst in deutlichen Umrissen entgegen und verdrängten den stolzen Genuesen Fiesko. Immer fester formte sich die von Stuttgart mitgebrachte Idee des Dichters zu einem bürgerlichen Drama, immer mehr erfüllte sie der unmittelbare Gehalt der Gegenwart. Hatte Schiller im Schwabenlande hinreichend Gelegenheit gehabt, Hofschranzen und Maitressen kennen zu lernen, so trat ihm jetzt in dem treuen Pyladus Streicher eine kernige Bürgernatur vom bestem Schlage entgegen, der er manche Züge für den prächtigen Musikus Miller ablauschen konnte.

Auch die nächste Umwelt seines Sachsenhäuser Quartiers mag den scharf beobachtenden Schiller zur Beachtung manches volkstümlichen Originals mit derbem Wortausdruck, echtem Humor und einem guten, unter äußerer Roheit verborgenen Gemüt angeregt haben.

Leider wissen wir nicht, was der Dichter über die Sachsenhäuser und ihre Mundart dachte, die ihm damals zweifellos oft ans Ohr schlug. Als Schwabe dürfte er sie aber besser verstanden haben als ein Norddeutscher. Friedrich Stoltze in seinem einzig schönen Gedicht „Zu Schillers 100jährigem Geburtstag“ meint freilich lustig, dieser habe „gar nix von der Sprach der Landeskinner profediert“ und begründet diese Ansicht in den launigen Versen:

Denn 's is in alle Deine Werke,
So schee se sinn, so hoch und hehr,
Durchaus ääch gar nix ze bemerke,
Was erjend Sachsehäus'risch wär. — —

Einige regnerische Herbsttage förderten ungemein den Fortschritt des Dramas, in dem sich im poetischen Überschwang so viel Weh, Zorn und quälerische Not vom Herzen Schillers loslösen sollte. War jedoch der Morgen freundlich, so wurde stets ein Gang in die Stadt gemacht, wo im bunten Gewühl die leise Unruhe über das lange Ausbleiben von Dalbergs Antwort Beschwichtigung fand.

Am zweiten Tage seines Frankfurter Aufenthaltes konnte der Verfasser der Räuber dem Wunsch nicht widerstehen, sich in einigen Buchläden nach dem Absatz des berüchtigten Schauspiels und nach dem Urteil des Frankfurter Publikums darüber zu erkundigen. Die Antwort auf beide Fragen fiel derartig schmeichelhaft und günstig aus, daß Schiller, obwohl er sich als Doktor Ritter vorgestellt hatte, der Versuchung unterlag, dem Buchhändler seinen wahren Namen zu nennen.

Indessen beobachtete Streicher die betroffenen Blicke des Mannes. Augenscheinlich vermochte dieser das milde freundliche Aussehen des Jünglings mit dem wilden Gehalte des Dramas nicht in Einklang zu bringen. Dennoch versuchte der Buchhändler seine Zweifel unter erneuten Lobesversicherungen „über die Meinung der großen Welt“ von dem Stück zu verbergen. Bei ihm war es ausverkauft, und er konnte „keinen Bogen mehr davon haben“.

In fünf weiteren Frankfurter Buchläden erfuhr Schiller ähnliches. Ja, in einem Geschäfte wurden die beiden Gefährten sogar Zeuge der Unterhaltung des Buchhändlers mit einem Kunden über die Räuber. Hierbei erfuhr der Dichter „wie sehr die erste Erscheinung seiner Muse die Welt in Bewegung gebracht und wieviel man noch von seinem Genius erwartete“. Diese zufälligen Erlebnisse wirkten erheiternd auf Schillers Gemüt. Was hätte ihn denn auch mehr aufrichten und ermutigen können als die nachhaltige Wirkung seines poetischen Erstlings!

Mehrere Tage hintereinander fragten die Freunde vergeblich auf der Post nach dem sehnlichst erwarteten Briefe. Das lange Ausbleiben von Dalbergs Antwort stimmte aber trotzdem weder Schiller noch Streicher herab. Im Gegenteil, beide hofften jetzt um so sicherer auf den erbetenen Vorschuß, weil sie meinten, er würde wohl durch einen Wechsel an-

gewiesen werden. In diesem festen Glauben ersuchte Streicher seine Mutter noch um 30 Gulden zur geplanten Studienreise nach Hamburg, bat er Schiller, ihm schleunigst noch einige Empfehlungsschreiben von Mannheimer Freunden zu verschaffen, welchen Wunsch dieser sofort und gern zu erfüllen versprach.

Kaum war das Schreiben des jungen Tonkünstlers nach Stuttgart abgegangen, als die Gefährten endlich eines Morgens ein Briefpacket aus Mannheim auf der Post vorfanden. Sie eilten damit nach Hause und lasen zuerst gemeinsam einige Stuttgarter Briefe, die das ungeheuere Aufsehen von Schillers Flucht in der Hauptstadt des Schwabenlandes schilderten. Dann erbrach dieser unter Herzklopfen die Zuschrift des Mannheimer Regisseurs Meyer, die mit einem Schlage alle seine Pläne und Hoffnungen vernichtete. Der Heimatlose entfärbte sich, blickte mit verdüsterten Augen mehrmals nach der Mainbrücke hinüber, sprach aber lange kein Wort.

Was Streicher aus dem veränderten Aussehen des Freundes und aus dessen Verhalten schloß, kam erst nach und nach und zögernd hervor. Herr von Dalberg leistete keinen Vorschuß, „weil der Fiesko in seiner jetzigen Gestalt nicht brauchbar sei und erst umgearbeitet werden müsse, ehe er sich weiter erklären könne."

Schiller ertrug die niederschmetternde Nachricht ohne Klage, ohne Äußerungen des Unmuts oder Tadels gegen den Mann, der ihn durch seine Versprechungen mit zu dem kühnen Schritte gereizt, also auch seine traurige Notlage mitverschuldet hatte.

In der Art, wie der junge Dichter die bittere Enttäuschung überwand, wie er sich sofort zu dem Entschluß aufraffte, in einem billigen Orte unweit Mannheims gleich den Fiesko abzuändern, offenbarte er die ganze Größe seines bereits gefestigten Charakters. Doch auch Streicher zeigte sich von einer bewundernswerten Seite. Er verzichtete auf die Weiterreise, erklärte sich bereit, dem Freunde zu folgen und die von seiner Mutter erwarteten 30 Gulden zum Reisegeld herzugeben. Waren doch die Barmittel der beiden erschöpft; „bei jedem Griff in den Beutel wurde der Boden erreicht".

Da nun die ersehnte Summe noch nicht eintraf, auf

alle Fälle aber Mittel beschafft werden mußten, entschloß sich Schiller, ein ziemlich langes Gedicht „Teufel Amor“ einem Frankfurter Verlagsbuchhändler zum Kauf anzubieten. Der Mann aber wollte statt der begehrten 25 nur 18 Gulden für das Opus zahlen, ein Anerbieten, das Schiller, trotz aller Bedrängnis, in echtem Dichterstolz „aus Verachtung gegen jede Knickerei“ entschieden ablehnte.

Wenn auf Grund eingehender örtlicher Forschungen eine Vermutung gestattet ist, so war der rechnende Geschäftsmann der Buchhändler Johann Georg Fleischer in der Buchgasse. Dieser verlegte von etwa 1770 an viel belletristische Literatur, er gab auch einen „Frauenzimmer-Kalender“ heraus, in dem größere und kleinere Gedichte erschienen und veröffentlichte außerdem häufig Poesien, die nur auf wenige Blätter gedruckt waren. Zu diesen zählt eine viel bewunderte Ode „Luther“ von dem dänischen Hofprediger Johann Andreas Cramer, die 1770 erschien und mehrmals neu aufgelegt wurde.

Glücklicherweise traf am Tage nach Schillers Besuch bei dem Buchhändler das Geld von Frau Streicher ein. Bald nach dessen Empfang fuhren die Freunde mit dem Marktschiff nach Mainz. Einem Briefe Schillers an den nachmaligen Württembergischen Generalarzt Dr. von Jacobi vom 6. November 1782 zufolge verweilte er 14 Tage in Frankfurt und gab für seinen Aufenthalt im ganzen 12 Gulden aus. Er muß also am 12. oder 14. Oktober mit Streicher Frankfurt wieder verlassen haben.

Daß die beiden Freunde bei ihren geringen Barmitteln das anfangs September 1782 eröffnete neue Komödienhaus besucht haben sollten, ist wohl nicht gut anzunehmen; Streicher würde so etwas auch keineswegs vergessen haben. Die durch die Not gebotene Unterlassung eines Theaterbesuchs berührt aber den Nachlebenden um so eigentümlicher, als einige Wochen nach Schillers Aufenthalt in Sachsenhausen die Räuber ungemein glanzvoll auf der neuen Bühne gegeben wurden. Nicht der erste Direktor des Frankfurter Schauspiels, Großmann, sondern der abwechselnd mit ihm im neuen Komödienhaus spielende Wanderprinzipal Johannes Böhm machte die Frankfurter zuerst mit dem Werke bekannt. Kurz vorher hatte er dies auch in Mainz zur Darstellung gebracht.

Früher noch, im September, zur Zeit der Flucht Schillers von Stuttgart, war das Drama bereits in Leipzig und Hamburg unter großem Aufsehen in Szene gegangen.

Und der Verfasser der ergreifenden Tragödie, die alle Gemüter hinriß und ihnen eine freiere Welt erschloß, mußte in dem einfachen Sachsenhäuser Quartier auf die sauer verdienten 30 Gulden einer Wittwe warten, um sich eine andere billigere Unterkunft suchen zu können. Seltsame Ironie des Schicksals! Hätten ihn doch die Tantièmen dieser Vorstellungen sofort von aller Schuldennot und sonstiger Bedrängnis befreien müssen, wenn sie damals schon richtig bezahlt worden wären! Ja, sogar ein Vorschuß würde unter den heutigen geregelten Verhältnissen zwischen Bühne und Autor zum Retter Schillers aus trostloser Lage geworden sein. Allein die damalige Schutzlosigkeit des geistigen Eigentums, die zu jener Zeit übliche schamlose Beraubung der deutschen Dramatiker selbst durch bedeutende Bühnen verursachten auch die geistige Ausbeutung des jungen Schiller, die jetzt um so mehr empört, je klarer uns das Martyrium seines ersten Frankfurter Aufenthaltes vor die Seele tritt. Er selbst hat wohl kaum gewußt, wie man mit ihm umging; auch die bevorstehende Aufführung der Räuber in Frankfurt dürfte ihm nicht bekannt gewesen sein.

So schied er hoffnungsarm aus der Stadt, wo er schon so viele Verehrer besaß und bald durch den mächtigen Bühneneindruck seines Erstlings als Dichter ebenso gefeiert wurde wie der junge Goethe nach dem Erscheinen des Götz.

II.

Welch' tiefe Wirkung die Première von Schillers Räubern in Frankfurt erzielt haben muß, bezeugt eine Anordnung des Theaterdirektors Böhm. Er, der damals abwechselnd in Frankfurt und Mainz spielte, kündigte die zweite Aufführung des Stückes für den 2. Januar 1783 an, verlegte sie aber auf den 30., um durch eine solche wichtige Vorstellung das Interesse nicht von der am 28. Januar stattfindenden öffentlichen Preisverteilung in der hiesigen Töntgenschen Zeichenakademie abzulenken, und „denjenigen Gönnern, die dabei anwesend sein mußten, die Darstellung des beliebten Trauerspiels nicht zu entziehen."

Die Zettel zu den beiden ersten Frankfurter Räuberaufführungen enthalten im sogenannten „Avertissement“ folgenden Hinweis: „Das heutige, im Geschmack des berühmten englischen Dichters Shakespeares geschriebene Trauerspiel verdient nach Aussage aller Kenner neben Hamlet, Macbeth, Lear unstreitig seinen Platz. Die erhabensten Ausdrücke, die grauenvollsten Situationen, die außerordentlich gezeichneten Charaktere zeigen aller Orten das feuerige Genie eines jungen Dichters, der einst der deutschen Bühne Meisterstücke liefern und ihr das sein wird, was Shakespeare der englischen war.“

Diese Auslassungen, zumal die letzte Prophezeiung, entstammen jedoch keineswegs der Feder Böhms, sie sind vielmehr einer der ersten Kritiken über die Räuber entnommen, die von dem Schriftsteller Chr. Fr. Timme herrührt und am 24. Juli 1781 in der „Erfurtischen Gelehrten Zeitung“ erschien. Timmes gehaltvolle, obwohl hie und da fehlgreifende Beurteilung bestimmte den jungen Schiller zu einer ernsten Prüfung seines Erstlingswerkes, sie half auch den Ruhm der Räuber mächtig verbreiten und wurde von vielen zeitgenössischen Theaterdirektoren für die Hervorhebung der Schönheiten des Dramas in den „Avertissements“ der Zettel ausgebeutet.

Wenn auch die Böhmische Truppe nicht auf der künstlerischen Höhe der Kur-Kölnischen Hofschauspieler unter Großmanns Leitung stand und ihr Bestes in der Aufführung von Opern und Singspielen leistete, so besaß sie doch in den Schauspielern Bielau und Müller zwei begabte Darsteller für Karl und Franz Moor und außerdem noch eine Anzahl guter Kräfte, die ihren Aufgaben sicher gewachsen waren. Die Einführungsvorstellungen der Räuber durch die Böhmische Truppe in Frankfurt haben also zweifellos viel zu der bevorzugten Stellung beigetragen, die das Drama während der nächsten zwei Jahrzehnte im Frankfurter Spielplan einnahm.

Wann setzt nun neben den geistigen Berührungspunkten die persönliche Verbindung Schillers mit Frankfurt wieder ein? — Hält man die Datierung eines scheinbar von hier am 19. Juni 1783 an einen ungenannten Stuttgarter Freund geschriebenen Briefes für richtig, so wäre in diese Zeit sein zweiter Frankfurter Aufenthalt zu setzen. Allein ganz abgesehen davon, daß der Dichter vier Wochen später wirklich in

Frankfurt weilte und bei seinen damaligen bescheidenen Verhältnissen jedenfalls nicht zweimal innerhalb eines Monats die kostspielige Reise unternommen haben wird, fällt der Inhalt des Schreibens ganz aus Schillers derzeitiger Stimmung heraus, steht er auch sonst zu den Tatsachen im offenbaren Widerspruch.

Ein genaueres Eingehen auf den irreführenden Brief ist hier nicht am Platze. Falls jedoch das Schriftstück, in dem der Absender vor seiner unmittelbar bevorstehenden Abreise nach Amerika von dem Freunde Abschied nimmt, wie Fritz Jonas, der verdienstvolle Herausgeber der kritischen Gesamtausgabe von Schillers Briefen meint, wirklich keine Fälschung sein sollte, so muß Schiller, was er ja mehrmals getan hat, um irgend eines Zweckes willen absichtlich einen fingierten Abgangsort und vielleicht auch ein falsches Datum angegeben haben.

Diese Ansicht gewinnt an Halt durch eine Bemerkung der Frau von Wolzogen, die Mitte Juni 1783 ihrem Sohne schreibt, „Schiller spiele wieder einmal Versteck". Etwas später, am 22. Juli, aber bittet dieser selbst seinen Freund und späteren Schwager Reinwald in Meiningen: „Unterdessen thun Sie mir doch den Gefallen und soutenieren die ausgestreute Erfindung, daß ich nach Stuttgart sei." Da es sich also augenscheinlich um eine Verschleierung der Tatsachen handelte, wurde der Brief vom 19. Juni keineswegs in Frankfurt geschrieben. Demnach kann er auch nicht als Beweis für einen hiesigen Aufenthalt des Dichters gelten und braucht deshalb nicht weiter in Betracht gezogen zu werden.

Am 24. Juli 1783 verließ Schiller Bauerbach, wo er sich sehr glücklich gefühlt hatte, um einem lockenden Anerbieten des Intendanten von Dalberg folgend, mit diesem und dem Buchhändler Schwan in Mannheim in mündliche Verhandlungen zu treten. An ein längeres Dortbleiben dachte er nicht, schon allein wegen seiner Leidenschaft zu Charlotte von Wolzogen wollte er bald wieder zurück sein.

Auf der Durchreise nach Mannheim traf Schiller am Abend des 26. Juli in Frankfurt ein. Es war seine Absicht sofort weiter zu fahren, er blieb aber bis zum andern Nachmittag, weil er mit einem Verwandten aus England zusammentreffen wollte. Die geplante Begegnung kann aber

nicht stattgefunden haben; denn der „Onkel", ein tüchtiger Übersetzer aus dem Englischen ins Deutsche, befand sich Ende Juli noch in seiner schwäbischen Heimat.

Warum blieb nun Schiller trotz seines „kranken Geldbeutels" noch eine Nacht und einen Vormittag „in dem teuren Frankfurt"? — Wenn nicht alle Zeichen trügen, einzig nur, um, jedenfalls durch eine Nachricht von Schwan angeregt, irgend ein Mitglied der Kur-Kölnischen Hoftheatergesellschaft zu sprechen. Diese war ja einige Tage vorher nach der Mainstadt gekommen und hatte kurz vor ihrer Abreise von Bonn dort am 20. Juli das kaum in Buchform erschienene republikanische Trauerspiel „Die Verschwörung des Fiesko zu Genua" dargestellt.

Über die Uraufführung dieses Werkes war Schiller zweifellos unterrichtet. Sie hat keinesfalls ohne seine Einwilligung stattgefunden. Gehörte doch Direktor Großmann nicht zu den gewissenlosen Ausbeutern der Bühnenschriftsteller! Er, der selbst mehre beliebte Stücke verfaßt hatte, zahlte für die Wiedergabe dramatischer Werke eine ein- für allemal bestimmte Summe an die Autoren. Auch für Fiesko wird er das Aufführungsrecht ebensogut erworben haben wie später für Kabale und Liebe und Don Karlos.

Im Begriff, wieder mit dem Intendanten von Dalberg anzuknüpfen, zunächst wegen einer Umformung des Fiesko für die Mannheimer Bühne, war das Urteil eines Sachverständigen für Schiller damals von der allergrößten Wichtigkeit. Es läßt sich deshalb wohl nicht annehmen, daß er die ihm möglicherweise angebotene Gelegenheit unbenutzt gelassen haben sollte, sich bühnenkundigen Rat einzuholen und eine Verbindung durch persönlichen Austausch zu festigen, die bei der Unsicherheit der Mannheimer Aussichten bald die größte Bedeutung für ihn gewinnen konnte.

Es ist fraglich, ob Schiller mit Direktor Großmann selbst zusammen kam; mehr Wahrscheinlichkeit besitzt die Vermutung, daß er sich von dem begabten Schauspieler Schmidt, dem ersten deutschen Fieskodarsteller und Günstling Schwans, Mitteilungen über die Bonner Première seines republikanischen Trauerspiels machen ließ. Vielleicht gab ihm aber auch der Dramaturg H. W. Seyfried den nötigen Aufschluß.

Seyfried, ein Frankfurter Advokatensohn und Jugendfreund Goethes, muß nämlich zu jener Zeit mit Schiller bekannt geworden sein. Leider ist der schriftliche Nachlaß Seyfrieds, der auch als Verfasser der ersten bekannten mundartlichen Frankfurter Theaterstücke besondere Beachtung verdient, nicht erhalten, sonst würde man manche Lücke in den Beziehungen Schillers zur alten Kaiserstadt besser ausfüllen können und außerdem noch um wertvollen Aufschluß über des Dichters Verkehr mit Großmann und Mitgliedern seiner Truppe reicher sein.

Ist man nun von der Begegnung Schillers mit einem bühnenkundigen Fachmann am 27. Juli 1783 in Frankfurt fest überzeugt, so wird er diesem sicher auch von seinem neuen Trauerspiel Kabale und Liebe erzählt, ja möglicher Weise ihm sogar Einblick in das Manuskript gestattet haben. Trug der Dichter dies doch damals auf der Reise bei sich! Als wichtigste Neuigkeit wird ihm selbst aber Direktor Großmanns Absicht mitgeteilt worden sein, während der bevorstehenden Herbstmesse Fiesko auch in Frankfurt aufführen zu wollen. Im Anschluß daran erfuhr Schiller aber wohl auch alle Bedenken, die sich gegen die technischen Schwierigkeiten des Stückes richteten. Sie mögen ähnlich gelautet haben, wie die Ausführungen Großmanns über den gleichen Gegenstand in einem Briefe an Schwan vom 26. August 1783.

Nachdem der Theaterdirektor darin seine Freude über das Erscheinen eines neuen Werkes von Schiller ausgedrückt hat, fährt er fort: „Wenn der liebe feurige Mann nur mehr Rücksicht auf Theater-Konvenienz nehmen, und besonders vom Maschinisten, bey dem gewöhnlichen Gang unserer Dekorationen nicht schier unmögliche Dinge verlangen wollte. — Ein Schloßhof mit Mauern und Gitterwerk und Nacht und illuminirter Saal mit einer Spanischen Wand in einem Nu, und dergleichen Verwandlungen mehr, gehen fast nie ohne Unordnung und gewaltiges Geräusch ab; wie sehr das dem Dialog und der Handlung schadet, hab ich bey der Vorstellung des Fiesko gesehen. Ich hab auf dem Hoftheater zu Bonn gethan, was Menschenhände nur thun können, und doch haperte es hier und stockte es da."

Dann spricht Großmann den Wunsch aus, Schiller möge

einige Abänderungen treffen und dem Berliner Schriftsteller Plümicke zuvor kommen, der den Fiesko ebenso wie die Räuber für die Bühne zugestutzt hatte und eben den Theatern anbot.

Ganz erfüllt von dem republikanischen Trauerspiel, hebt der Theaterdirektor den Eindruck der Szenen zwischen Verrina, seiner Tochter Bertha und Bourgognino, dem Maler und Fiesko, sowie die Erzählung der Fabel aus dem Tierreiche besonders hervor. Er nennt aber auch den Auftritt zwischen Leonore und Fiesko, obgleich er auf der Bühne die Wirkung nicht tat wie beim Lesen, einen ganz herrlichen Vorgang.

Vollständig anderer Ansicht als Herr von Dalberg, hielt Großmann Schillers zweites Drama in jeder Hinsicht für ein geniales Werk. Die von ihm verlangten Abänderungen fordern einzig dessen Anpassen an die damalige Technik der Bühne. Denn trotz der für jene Zeit auf der Höhe stehenden maschinellen und dekorativen Einrichtung des neuen Frankfurter Komödienhauses bot die Aufführung des Fiesko doch auch hier kaum zu überwindende Schwierigkeiten. Da die Tragödie nun „bey dem Zusammenlauf von Menschen“ während der Herbstmesse in Frankfurt gegeben und das Zugstück werden sollte, drang Großmann auf die sofortige Ausführung seiner Wünsche. Stand doch die Geleitswoche bereits vor der Türe!

Allein Schiller, bald nach seiner Ankunft in Mannheim von einem schleichenden Fieber befallen und auch durch sonstige Abhaltungen am Arbeiten verhindert, konnte dem Verlangen des Frankfurter Bühnenleiters nicht nachkommen. Erst am 8. Februar 1784 sandte er ihm das umgeformte Stück mit einem höchst schmeichelhaften Schreiben.

Wenngleich nun keiner der kaum zu bewältigenden Bühnenansprüche befriedigt war, führte Großmann dennoch das republikanische Trauerspiel während der Herbstmesse am 10. Oktober 1783 in denkbar glänzendster Ausstattung und zumeist vorzüglicher Besetzung als bedeutendste Meßnovität auf. — Wie bereits erwähnt, stellte Schmidt den Titelhelden dar. Die Rollen des Andreas Doria, Bourgognino, Verrina, Mohr und Gianettino wurden von den Schauspielern Stegmann, Steiger, Dengel, Bösenberg und Ehrhard gegeben. Die weiblichen Hauptpartien, Leonore, Fieskos Gemahlin,

Julia, Gräfin Imperiali, Bertha, Verrinos Tochter, fanden ihre Vertreterinnen in den Damen Dem. Josephi, Dem. Vollmar und Mad. Huber.[1]) In der Bonner Aufführung spielte Großmann selbst den Maler Romano, in Frankfurt gab er die Rolle an den Schauspieler Lekow ab, jedenfalls, um sich ganz der Regie widmen zu können.

Die Anzeigen zu der Première des Fiesko in den hiesigen Blättern, deren früher Beginn — um halb sechs Uhr — sowie der Vermerk auf dem Zettel, es müsse so früh angefangen werden, da man keinen Auftritt fortlassen könne, „ohne dem Publikum etwas Schönes zu entziehen": alles deutete darauf hin, daß die Frankfurter Bühnenleitung den Abend für ein wichtiges theatralisches Ereignis hielt. Der Eindruck des Stückes auf das hiesige Publikum war denn auch, wie Großmann vorausgesehen, ein mächtiger.

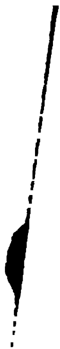
Wo hätte der Dichter denn auch mehr Verständnis für sein Geisteskind finden können als in einer von freiheitlicher Gesinnung erfüllten Stadt wie Frankfurt! Hier, wo das Bürgertum in stolzer Unabhängigkeit lebte, wo es sich seit alten Zeiten gegen die Übergriffe jeglicher Gewalt in oft heißen Kämpfen gewehrt und sich daneben weitgehenden Einfluß auf das Stadtregiment gesichert hatte: hier würdigte man den geistigen Gehalt und die republikanischen Gestalten des Dramas, vor allem den eisernen Verrina, der die Souveränität des Volkes für das Höchste hält.

Am 5. Mai 1784 schreibt Schiller an Reinwald in Meiningen: „Das Mannheimer Publikum verstand den „Fiesko" nicht. Republikanische Freiheit ist hier zu Lande ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name — in den Adern der Pfälzer fließt kein römisch Blut .... zu Frankfurt fand man Gefallen daran."

Das Urteil des Dichters bezieht sich sowohl auf die Première des Fiesko in der Urform als auch auf die späteren Frankfurter Darstellungen der theatralischen Bearbeitung des Trauerspiels.

In dem bereits früher erwähnten Begleitschreiben, das Schiller dem Manuskript beilegte, erkennt er warm an, was

[1]) Siehe den im Faksimile beigegebenen Zettel der Vorstellung.



gewiesen werden. In diesem festen Glauben ersuchte Streicher seine Mutter noch um 30 Gulden zur geplanten Studienreise nach Hamburg, bat er Schiller, ihm schleunigst noch einige Empfehlungsschreiben von Mannheimer Freunden zu verschaffen, welchen Wunsch dieser sofort und gern zu erfüllen versprach.

Kaum war das Schreiben des jungen Tonkünstlers nach Stuttgart abgegangen, als die Gefährten endlich eines Morgens ein Briefpacket aus Mannheim auf der Post vorfanden. Sie eilten damit nach Hause und lasen zuerst gemeinsam einige Stuttgarter Briefe, die das ungeheuere Aufsehen von Schillers Flucht in der Hauptstadt des Schwabenlandes schilderten. Dann erbrach dieser unter Herzklopfen die Zuschrift des Mannheimer Regisseurs Meyer, die mit einem Schlage alle seine Pläne und Hoffnungen vernichtete. Der Heimatlose entfärbte sich, blickte mit verdüsterten Augen mehrmals nach der Mainbrücke hinüber, sprach aber lange kein Wort.

Was Streicher aus dem veränderten Aussehen des Freundes und aus dessen Verhalten schloß, kam erst nach und nach und zögernd hervor. Herr von Dalberg leistete keinen Vorschuß, „weil der Fiesko in seiner jetzigen Gestalt nicht brauchbar sei und erst umgearbeitet werden müsse, ehe er sich weiter erklären könne."

Schiller ertrug die niederschmetternde Nachricht ohne Klage, ohne Äußerungen des Unmuts oder Tadels gegen den Mann, der ihn durch seine Versprechungen mit zu dem kühnen Schritte gereizt, also auch seine traurige Notlage mitverschuldet hatte.

In der Art, wie der junge Dichter die bittere Enttäuschung überwand, wie er sich sofort zu dem Entschluß aufraffte, in einem billigen Orte unweit Mannheims gleich den Fiesko abzuändern, offenbarte er die ganze Größe seines bereits gefestigten Charakters. Doch auch Streicher zeigte sich von einer bewundernswerten Seite. Er verzichtete auf die Weiterreise, erklärte sich bereit, dem Freunde zu folgen und die von seiner Mutter erwarteten 30 Gulden zum Reisegeld herzugeben. Waren doch die Barmittel der beiden erschöpft; „bei jedem Griff in den Beutel wurde der Boden erreicht".

Da nun die ersehnte Summe noch nicht eintraf, auf

alle Fälle aber Mittel beschafft werden mußten, entschloß sich Schiller, ein ziemlich langes Gedicht „Teufel Amor" einem Frankfurter Verlagsbuchhändler zum Kauf anzubieten. Der Mann aber wollte statt der begehrten 25 nur 18 Gulden für das Opus zahlen, ein Anerbieten, das Schiller, trotz aller Bedrängnis, in echtem Dichterstolz „aus Verachtung gegen jede Knickerei" entschieden ablehnte.

Wenn auf Grund eingehender örtlicher Forschungen eine Vermutung gestattet ist, so war der rechnende Geschäftsmann der Buchhändler Johann Georg Fleischer in der Buchgasse. Dieser verlegte von etwa 1770 an viel belletristische Literatur, er gab auch einen „Frauenzimmer-Kalender" heraus, in dem größere und kleinere Gedichte erschienen und veröffentlichte außerdem häufig Poesien, die nur auf wenige Blätter gedruckt waren. Zu diesen zählt eine viel bewunderte Ode „Luther" von dem dänischen Hofprediger Johann Andreas Cramer, die 1770 erschien und mehrmals neu aufgelegt wurde.

Glücklicherweise traf am Tage nach Schillers Besuch bei dem Buchhändler das Geld von Frau Streicher ein. Bald nach dessen Empfang fuhren die Freunde mit dem Marktschiff nach Mainz. Einem Briefe Schillers an den nachmaligen Württembergischen Generalarzt Dr. von Jacobi vom 6. November 1782 zufolge verweilte er 14 Tage in Frankfurt und gab für seinen Aufenthalt im ganzen 12 Gulden aus. Er muß also am 12. oder 14. Oktober mit Streicher Frankfurt wieder verlassen haben.

Daß die beiden Freunde bei ihren geringen Barmitteln das anfangs September 1782 eröffnete neue Komödienhaus besucht haben sollten, ist wohl nicht gut anzunehmen; Streicher würde so etwas auch keineswegs vergessen haben. Die durch die Not gebotene Unterlassung eines Theaterbesuchs berührt aber den Nachlebenden um so eigentümlicher, als einige Wochen nach Schillers Aufenthalt in Sachsenhausen die Räuber ungemein glanzvoll auf der neuen Bühne gegeben wurden. Nicht der erste Direktor des Frankfurter Schauspiels, Großmann, sondern der abwechselnd mit ihm im neuen Komödienhaus spielende Wanderprinzipal Johannes Böhm machte die Frankfurter zuerst mit dem Werke bekannt. Kurz vorher hatte er dies auch in Mainz zur Darstellung gebracht.

früher noch, im September, zur Zeit der Flucht Schillers von Stuttgart, war das Drama bereits in Leipzig und Hamburg unter großem Aufsehen in Szene gegangen.

Und der Verfasser der ergreifenden Tragödie, die alle Gemüter hinriß und ihnen eine freiere Welt erschloß, mußte in dem einfachen Sachsenhäuser Quartier auf die sauer verdienten 30 Gulden einer Wittwe warten, um sich eine andere billigere Unterkunft suchen zu können. Seltsame Ironie des Schicksals! Hätten ihn doch die Tantièmen dieser Vorstellungen sofort von aller Schuldennot und sonstiger Bedrängnis befreien müssen, wenn sie damals schon richtig bezahlt worden wären! Ja, sogar ein Vorschuß würde unter den heutigen geregelten Verhältnissen zwischen Bühne und Autor zum Retter Schillers aus trostloser Lage geworden sein. Allein die damalige Schutzlosigkeit des geistigen Eigentums, die zu jener Zeit übliche schamlose Beraubung der deutschen Dramatiker selbst durch bedeutende Bühnen verursachten auch die geistige Ausbeutung des jungen Schiller, die jetzt um so mehr empört, je klarer uns das Martyrium seines ersten Frankfurter Aufenthaltes vor die Seele tritt. Er selbst hat wohl kaum gewußt, wie man mit ihm umging; auch die bevorstehende Aufführung der Räuber in Frankfurt dürfte ihm nicht bekannt gewesen sein.

So schied er hoffnungsarm aus der Stadt, wo er schon so viele Verehrer besaß und bald durch den mächtigen Bühneneindruck seines Erstlings als Dichter ebenso gefeiert wurde wie der junge Goethe nach dem Erscheinen des Götz.

II.

Welch' tiefe Wirkung die Première von Schillers Räubern in Frankfurt erzielt haben muß, bezeugt eine Anordnung des Theaterdirektors Böhm. Er, der damals abwechselnd in Frankfurt und Mainz spielte, kündigte die zweite Aufführung des Stückes für den 2. Januar 1783 an, verlegte sie aber auf den 30., um durch eine solche wichtige Vorstellung das Interesse nicht von der am 28. Januar stattfindenden öffentlichen Preisverteilung in der hiesigen Töntgenschen Zeichenakademie abzulenken, und „denjenigen Gönnern, die dabei anwesend sein mußten, die Darstellung des beliebten Trauerspiels nicht zu entziehen."

Die Zettel zu den beiden ersten Frankfurter Räuberaufführungen enthalten im sogenannten „Avertissement" folgenden Hinweis: „Das heutige, im Geschmack des berühmten englischen Dichters Shakespeares geschriebene Trauerspiel verdient nach Aussage aller Kenner neben Hamlet, Macbeth, Lear unstreitig seinen Platz. Die erhabensten Ausdrücke, die grauenvollsten Situationen, die außerordentlich gezeichneten Charaktere zeigen aller Orten das feuerige Genie eines jungen Dichters, der einst der deutschen Bühne Meisterstücke liefern und ihr das sein wird, was Shakespeare der englischen war."

Diese Auslassungen, zumal die letzte Prophezeiung, entstammen jedoch keineswegs der Feder Böhms, sie sind vielmehr einer der ersten Kritiken über die Räuber entnommen, die von dem Schriftsteller Chr. Fr. Timme herrührt und am 24. Juli 1781 in der „Erfurtischen Gelehrten Zeitung" erschien. Timmes gehaltvolle, obwohl hie und da fehlgreifende Beurteilung bestimmte den jungen Schiller zu einer ernsten Prüfung seines Erstlingswerkes, sie half auch den Ruhm der Räuber mächtig verbreiten und wurde von vielen zeitgenössischen Theaterdirektoren für die Hervorhebung der Schönheiten des Dramas in den „Avertissements" der Zettel ausgebeutet.

Wenn auch die Böhmische Truppe nicht auf der künstlerischen Höhe der Kur-Kölnischen Hofschauspieler unter Großmanns Leitung stand und ihr Bestes in der Aufführung von Opern und Singspielen leistete, so besaß sie doch in den Schauspielern Bielau und Müller zwei begabte Darsteller für Karl und Franz Moor und außerdem noch eine Anzahl guter Kräfte, die ihren Aufgaben sicher gewachsen waren. Die Einführungsvorstellungen der Räuber durch die Böhmische Truppe in Frankfurt haben also zweifellos viel zu der bevorzugten Stellung beigetragen, die das Drama während der nächsten zwei Jahrzehnte im Frankfurter Spielplan einnahm.

Wann setzt nun neben den geistigen Berührungspunkten die persönliche Verbindung Schillers mit Frankfurt wieder ein? — Hält man die Datierung eines scheinbar von hier am 19. Juni 1783 an einen ungenannten Stuttgarter Freund geschriebenen Briefes für richtig, so wäre in diese Zeit sein zweiter Frankfurter Aufenthalt zu setzen. Allein ganz abgesehen davon, daß der Dichter vier Wochen später wirklich in

Frankfurt weilte und bei seinen damaligen bescheidenen Verhältnissen jedenfalls nicht zweimal innerhalb eines Monats die kostspielige Reise unternommen haben wird, fällt der Inhalt des Schreibens ganz aus Schillers derzeitiger Stimmung heraus, steht er auch sonst zu den Tatsachen im offenbaren Widerspruch.

Ein genaueres Eingehen auf den irreführenden Brief ist hier nicht am Platze. Falls jedoch das Schriftstück, in dem der Absender vor seiner unmittelbar bevorstehenden Abreise nach Amerika von dem Freunde Abschied nimmt, wie Fritz Jonas, der verdienstvolle Herausgeber der kritischen Gesamtausgabe von Schillers Briefen meint, wirklich keine Fälschung sein sollte, so muß Schiller, was er ja mehrmals getan hat, um irgend eines Zweckes willen absichtlich einen fingierten Abgangsort und vielleicht auch ein falsches Datum angegeben haben.

Diese Ansicht gewinnt an Halt durch eine Bemerkung der Frau von Wolzogen, die Mitte Juni 1783 ihrem Sohne schreibt, „Schiller spiele wieder einmal Versteck". Etwas später, am 22. Juli, aber bittet dieser selbst seinen Freund und späteren Schwager Reinwald in Meiningen: „Unterdessen thun Sie mir doch den Gefallen und soutenieren die ausgestreute Erfindung, daß ich nach Stuttgart sei." Da es sich also augenscheinlich um eine Verschleierung der Tatsachen handelte, wurde der Brief vom 19. Juni keineswegs in Frankfurt geschrieben. Demnach kann er auch nicht als Beweis für einen hiesigen Aufenthalt des Dichters gelten und braucht deshalb nicht weiter in Betracht gezogen zu werden.

Am 24. Juli 1783 verließ Schiller Bauerbach, wo er sich sehr glücklich gefühlt hatte, um einem lockenden Anerbieten des Intendanten von Dalberg folgend, mit diesem und dem Buchhändler Schwan in Mannheim in mündliche Verhandlungen zu treten. An ein längeres Dortbleiben dachte er nicht, schon allein wegen seiner Leidenschaft zu Charlotte von Wolzogen wollte er bald wieder zurück sein.

Auf der Durchreise nach Mannheim traf Schiller am Abend des 26. Juli in Frankfurt ein. Es war seine Absicht sofort weiter zu fahren, er blieb aber bis zum andern Nachmittag, weil er mit einem Verwandten aus England zusammentreffen wollte. Die geplante Begegnung kann aber

nicht stattgefunden haben; denn der „Onkel“, ein tüchtiger Übersetzer aus dem Englischen ins Deutsche, befand sich Ende Juli noch in seiner schwäbischen Heimat.

Warum blieb nun Schiller trotz seines „kranken Geldbeutels“ noch eine Nacht und einen Vormittag „in dem teuren Frankfurt“? — Wenn nicht alle Zeichen trügen, einzig nur, um, jedenfalls durch eine Nachricht von Schwan angeregt, irgend ein Mitglied der Kur-Kölnischen Hoftheatergesellschaft zu sprechen. Diese war ja einige Tage vorher nach der Mainstadt gekommen und hatte kurz vor ihrer Abreise von Bonn dort am 20. Juli das kaum in Buchform erschienene republikanische Trauerspiel „Die Verschwörung des Fiesko zu Genua“ dargestellt.

Über die Uraufführung dieses Werkes war Schiller zweifellos unterrichtet. Sie hat keinesfalls ohne seine Einwilligung stattgefunden. Gehörte doch Direktor Großmann nicht zu den gewissenlosen Ausbeutern der Bühnenschriftsteller! Er, der selbst mehre beliebte Stücke verfaßt hatte, zahlte für die Wiedergabe dramatischer Werke eine ein- für allemal bestimmte Summe an die Autoren. Auch für Fiesko wird er das Aufführungsrecht ebensogut erworben haben wie später für Kabale und Liebe und Don Karlos.

Im Begriff, wieder mit dem Intendanten von Dalberg anzuknüpfen, zunächst wegen einer Umformung des Fiesko für die Mannheimer Bühne, war das Urteil eines Sachverständigen für Schiller damals von der allergrößten Wichtigkeit. Es läßt sich deshalb wohl nicht annehmen, daß er die ihm möglicherweise angebotene Gelegenheit unbenutzt gelassen haben sollte, sich bühnenkundigen Rat einzuholen und eine Verbindung durch persönlichen Austausch zu festigen, die bei der Unsicherheit der Mannheimer Aussichten bald die größte Bedeutung für ihn gewinnen konnte.

Es ist fraglich, ob Schiller mit Direktor Großmann selbst zusammen kam; mehr Wahrscheinlichkeit besitzt die Vermutung, daß er sich von dem begabten Schauspieler Schmidt, dem ersten deutschen Fieskodarsteller und Günstling Schwans, Mitteilungen über die Bonner Première seines republikanischen Trauerspiels machen ließ. Vielleicht gab ihm aber auch der Dramaturg H. W. Seyfried den nötigen Aufschluß.

Seyfried, ein Frankfurter Advokatensohn und Jugendfreund Goethes, muß nämlich zu jener Zeit mit Schiller bekannt geworden sein. Leider ist der schriftliche Nachlaß Seyfrieds, der auch als Verfasser der ersten bekannten mundartlichen Frankfurter Theaterstücke besondere Beachtung verdient, nicht erhalten, sonst würde man manche Lücke in den Beziehungen Schillers zur alten Kaiserstadt besser ausfüllen können und außerdem noch um wertvollen Aufschluß über des Dichters Verkehr mit Großmann und Mitgliedern seiner Truppe reicher sein.

Ist man nun von der Begegnung Schillers mit einem bühnenkundigen Fachmann am 27. Juli 1783 in Frankfurt fest überzeugt, so wird er diesem sicher auch von seinem neuen Trauerspiel Kabale und Liebe erzählt, ja möglicher Weise ihm sogar Einblick in das Manuskript gestattet haben. Trug der Dichter dies doch damals auf der Reise bei sich! Als wichtigste Neuigkeit wird ihm selbst aber Direktor Großmanns Absicht mitgeteilt worden sein, während der bevorstehenden Herbstmesse Fiesko auch in Frankfurt aufführen zu wollen. Im Anschluß daran erfuhr Schiller aber wohl auch alle Bedenken, die sich gegen die technischen Schwierigkeiten des Stückes richteten. Sie mögen ähnlich gelautet haben, wie die Ausführungen Großmanns über den gleichen Gegenstand in einem Briefe an Schwan vom 26. August 1783.

Nachdem der Theaterdirektor darin seine Freude über das Erscheinen eines neuen Werkes von Schiller ausgedrückt hat, fährt er fort: „Wenn der liebe feurige Mann nur mehr Rücksicht auf Theater-Konvenienz nehmen, und besonders vom Maschinisten, bey dem gewöhnlichen Gang unserer Dekorationen nicht schier unmögliche Dinge verlangen wollte. — Ein Schloßhof mit Mauern und Gitterwerk und Nacht und illuminirter Saal mit einer Spanischen Wand in einem Nu, und dergleichen Verwandlungen mehr, gehen fast nie ohne Unordnung und gewaltiges Geräusch ab; wie sehr das dem Dialog und der Handlung schadet, hab ich bey der Vorstellung des Fiesko gesehen. Ich hab auf dem Hoftheater zu Bonn gethan, was Menschenhände nur thun können, und doch haperte es hier und stockte es da."

Dann spricht Großmann den Wunsch aus, Schiller möge

einige Abänderungen treffen und dem Berliner Schriftsteller Plümicke zuvor kommen, der den Fiesko ebenso wie die Räuber für die Bühne zugestutzt hatte und eben den Theatern anbot.

Ganz erfüllt von dem republikanischen Trauerspiel, hebt der Theaterdirektor den Eindruck der Szenen zwischen Verrina, seiner Tochter Bertha und Bourgognino, dem Maler und Fiesko, sowie die Erzählung der Fabel aus dem Tierreiche besonders hervor. Er nennt aber auch den Auftritt zwischen Leonore und Fiesko, obgleich er auf der Bühne die Wirkung nicht tat wie beim Lesen, einen ganz herrlichen Vorgang.

Vollständig anderer Ansicht als Herr von Dalberg, hielt Großmann Schillers zweites Drama in jeder Hinsicht für ein geniales Werk. Die von ihm verlangten Abänderungen fordern einzig dessen Anpassen an die damalige Technik der Bühne. Denn trotz der für jene Zeit auf der Höhe stehenden maschinellen und dekorativen Einrichtung des neuen Frankfurter Komödienhauses bot die Aufführung des Fiesko doch auch hier kaum zu überwindende Schwierigkeiten. Da die Tragödie nun „bey dem Zusammenlauf von Menschen“ während der Herbstmesse in Frankfurt gegeben und das Zugstück werden sollte, drang Großmann auf die sofortige Ausführung seiner Wünsche. Stand doch die Geleitswoche bereits vor der Türe!

Allein Schiller, bald nach seiner Ankunft in Mannheim von einem schleichenden Fieber befallen und auch durch sonstige Abhaltungen am Arbeiten verhindert, konnte dem Verlangen des Frankfurter Bühnenleiters nicht nachkommen. Erst am 8. Februar 1784 sandte er ihm das umgeformte Stück mit einem höchst schmeichelhaften Schreiben.

Wenngleich nun keiner der kaum zu bewältigenden Bühnenansprüche befriedigt war, führte Großmann dennoch das republikanische Trauerspiel während der Herbstmesse am 10. Oktober 1783 in denkbar glänzendster Ausstattung und zumeist vorzüglicher Besetzung als bedeutendste Meßnovität auf. — Wie bereits erwähnt, stellte Schmidt den Titelhelden dar. Die Rollen des Andreas Doria, Bourgognino, Verrina, Mohr und Gianettino wurden von den Schauspielern Stegmann, Steiger, Dengel, Bösenberg und Ehrhard gegeben. Die weiblichen Hauptpartien, Leonore, Fieskos Gemahlin,

Julia, Gräfin Imperiali, Bertha, Verrinos Tochter, fanden ihre Vertreterinnen in den Damen Dem. Josephi, Dem. Vollmar und Mad. Huber.[1]) In der Bonner Aufführung spielte Großmann selbst den Maler Romano, in Frankfurt gab er die Rolle an den Schauspieler Lekow ab, jedenfalls, um sich ganz der Regie widmen zu können.

Die Anzeigen zu der Première des Fiesko in den hiesigen Blättern, deren früher Beginn — um halb sechs Uhr — sowie der Vermerk auf dem Zettel, es müsse so früh angefangen werden, da man keinen Auftritt fortlassen könne, „ohne dem Publikum etwas Schönes zu entziehen": alles deutete darauf hin, daß die Frankfurter Bühnenleitung den Abend für ein wichtiges theatralisches Ereignis hielt. Der Eindruck des Stückes auf das hiesige Publikum war denn auch, wie Großmann vorausgesehen, ein mächtiger.

Wo hätte der Dichter denn auch mehr Verständnis für sein Geisteskind finden können als in einer von freiheitlicher Gesinnung erfüllten Stadt wie Frankfurt! Hier, wo das Bürgertum in stolzer Unabhängigkeit lebte, wo es sich seit alten Zeiten gegen die Übergriffe jeglicher Gewalt in oft heißen Kämpfen gewehrt und sich daneben weitgehenden Einfluß auf das Stadtregiment gesichert hatte: hier würdigte man den geistigen Gehalt und die republikanischen Gestalten des Dramas, vor allem den eisernen Verrina, der die Souveränität des Volkes für das Höchste hält.

Am 5. Mai 1784 schreibt Schiller an Reinwald in Meiningen: „Das Mannheimer Publikum verstand den „Fiesko" nicht. Republikanische Freiheit ist hier zu Lande ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name — in den Adern der Pfälzer fließt kein römisch Blut . . . . zu Frankfurt fand man Gefallen daran."

Das Urteil des Dichters bezieht sich sowohl auf die Première des Fiesko in der Urform als auch auf die späteren Frankfurter Darstellungen der theatralischen Bearbeitung des Trauerspiels.

In dem bereits früher erwähnten Begleitschreiben, das Schiller dem Manuskript beilegte, erkennt er warm an, was

[1]) Siehe den im Faksimile beigegebenen Zettel der Vorstellung.



Großmann zu seinem größten Erstaunen für den „erstgeborenen Fiesko“ getan habe. Dann erbittet sich der Verfasser die offene ungeheuchelte Meinung des Bühnenkenners über die neue Form und gesteht, welch ein Gewinn es für ihn sein würde, Großmann näher zu treten und bei künftigen Arbeiten von dessen reicher theatralischer Erfahrung Nutzen zu ziehen. Höflich begrüßt er auch in dem Direktor den Künstler und Kollegen und versichert darauf: „Mein Freund müssen Sie werden, das ist ausgemacht.“

Bevor nun auf den weiteren folgenwichtigen Verkehr Schillers mit Großmann näher eingegangen wird, müssen hier noch einige Tatsachen Erwähnung finden, die zu der Annahme drängen möchten, der Dichter habe der Première des „Fiesko“ in Frankfurt beigewohnt.

Obwohl der mehr und mehr Gefeierte, seit dem 1. September 1783 Theaterdichter in Mannheim, sich damals wegen schlechten körperlichen Befindens zu jeder Arbeit unfähig fühlte, machte er, noch halb krank, anfangs Oktober mit einem Freunde eine Reise nach Speyer zu der Schriftstellerin Sophie La Roche. Um dieselbe Zeit kam Fiesko in Frankfurt auf die Bühne. Sollte Schiller, der von Oggersheim aus die alte Reichsstadt mit der Straßburger Post leicht und schnell erreichen konnte, es wirklich versäumt haben, sich sein republikanisches Trauerspiel anzusehen? — Jedenfalls gibt es zu denken, daß er zwei Tage nach der Vorstellung am 12. Oktober 1783 eine in der Gothaschen Gelehrten-Zeitung erschienene Anzeige abfaßte, worin er die theatralische Umformung des Fiesko ankündigte und die Schauspielergesellschaften bat, keine andere als seine Bearbeitung anzunehmen, die in wenigen Monaten zu haben sein würde.

Anfangs März 1784 weilte Direktor Großmann in Mannheim. Damals vertieften sich dessen Beziehungen zu Schiller zu einer auf gegenseitiger Hochachtung begründeten Freundschaft. Bei diesem Aufenthalt erwarb der Leiter der Kur-Kölnischen Hofschauspieler auch das Recht zur ersten Aufführung von Kabale und Liebe, engagierte er die Mannheimer Künstler Iffland und Beil zu einem Gastspiel und lud den jungen Schiller ein, beide zu begleiten und sich im kommenden Frühling eine Vorstellung seines neuen Werkes

auf der Frankfurter Bühne anzusehen. Dieser Aufforderung versprachen die drei Freunde in kürzester Bälde Folge zu leisten.

Hielt nun Großmann den Fiesko für eine ungewöhnliche Leistung, so sah er in Kabale und Liebe noch eine höhere Offenbarung des dramatischen Genies. Die Dichtung begeisterte ihn derartig, daß er sie sogar noch seiner sterbenden Frau vorlas, deren letzter und mit vollem Verständnis aufgenommener Kunstgenuß Schillers neuestes Werk werden sollte.

Doch nicht nur der Direktor, nein, auch seine Künstler erkannten die Bedeutung des bürgerlichen Trauerspiels, das die Volkstragödie der Zeit durch die mit leidenschaftlichem Ungestüm verfolgte Idee von der Gleichheit aller Menschen auf die Höhe hob.

Es sind Briefe von den Schauspielern Schmidt und Diezel aus der Einstudierungswoche von Kabale und Liebe erhalten, die Aufschluß darüber geben, mit welchem Eifer besonders die Hauptdarsteller des Stückes ihre Aufgaben zu lösen suchten. Obwohl die Leseprobe vier Stunden in Anspruch nahm, so wollte die Vertreterin der Luise, Mad. Sophie Albrecht, doch kein Wort von ihrer Rolle hergeben. Schmidt, der einsah, es müsse unbedingt da und dort ein Strich gemacht werden und seine Partie auch danach einrichten wollte, schrieb dies am 30. März 1784 an den bei seiner sterbenden Frau in Bonn weilenden Großmann, und gibt darauf noch den Bedenken Ausdruck: „Werden wir denn auch, mein lieber Freund, das Stück, ohne Verdruß zu haben, in Frankfurt geben dürfen? Wird nicht wieder irgend ein naseweiser Resident seine Nase dazwischen stecken und einen hochweisen p. p. p. ins Bockshorn jagen?"

Diese Bemerkung Schmidts bezieht sich auf die am 28. März 1780 in Frankfurt stattgefundene Première des Trauerspiels „Julius von Tarent" von Leisewitz, dargestellt durch die Kur-Kölnischen Hofschauspieler, gegen die der kaiserliche Gesandte von Roethlein wegen des Auftretens eines Bischofs und anderer Geistlichen im vollen Kirchenornat eine Beschwerdeschrift an den Rat der Stadt Frankfurt sandte. Sie hatte allerlei peinliche Verhandlungen für den Magistrat zur Folge und verursachte das Verbot des Stückes aus Rücksicht für die Vertreter des Kaisers. Schmidt fühlte also klar heraus,

wie leicht sich mancher hier weilende fürstliche Bevollmächtigte bei der damaligen Maitressenwirtschaft und sonstigen Mißständen an deutschen Höfen für seinen Herrn beleidigt fühlen konnte.

Allein die Befürchtungen des Künstlers bewahrheiteten sich nicht. Das Drama ging anstandslos über die hiesigen Bretter. Freilich war man auch vorsichtig gewesen und hatte etwaigen Einwänden geschickt vorgebeugt. In der Rolle des Kammerdieners, die von bitteren Worten über den Seelenhandel deutscher Fürsten nach Nordamerika zu Englands Gunsten erfüllt ist, waren alle Äußerungen über „die amerikanischen Beziehungen" gestrichen worden, eine ernste Schädigung am Zeitgehalte des Trauerspiels.

III.

Mit welcher Spannung Schillers neues Werk in Frankfurt erwartet wurde, bekundet eine schriftliche Mitteilung von Goethes Mutter an Fritz von Stein. Am ersten Ostertage 1784 schreibt sie diesem: „Übermorgen geht unser Schauspiel wieder an, und zwar wird ein ganz neues Stück gegeben, „Kabale und Liebe" von Schiller, Verfasser der „Räuber". Alles verlangt darauf, und es wird sehr voll werden." — Frau Rat Goethe, die große Theaterfreundin, hatte also zweifellos auch die Räuber gesehen und bewundert; sie gehörte damals schon zu Schillers Verehrerinnen, was sie bekanntlich in gesteigertem Maße ihr Leben lang bleiben sollte. Leider besitzen wir von ihr kein briefliches Urteil über die denkwürdige Vorstellung am 13. April 1784, für die von seiten der Bühnenleitung alles geschehen war, um den verdienten Erfolg anzubahnen.

Nach dem eisigkalten, für das Theater fast vollständig verlorenen Winter von 1783 auf 1784 eröffnete Großmann mit Kabale und Liebe die neue Spielzeit. Der Abend, an dem die Première stattfand, der dritte Ostertag und erste Meßtag, ist nicht minder wichtig für deren Erscheinen auf der Bühne gewesen. Hatten doch von den Nachmittagsstunden an alle Ladendiener und Ladenmädchen sowie sonstige Angestellte nach alter Sitte in Frankfurt frei. Dazu kamen die Händler und Käufer, die sogenannten „Meßfremden", die,

nach einer Mitteilung Direktor Großmanns an den Rat, vom ersten bis zum letzten Meßtage „ein starkes Kontingent zu den Theaterbesuchern stellten". Rechnet man nun noch die Abonnenten dazu, so läßt sich annehmen, daß die Première von „Kabale und Liebe" vor einem von unten bis oben gefüllten Hause gespielt wurde.

Die spätere häufige Wiederholung des Stückes zeugt für dessen günstige Aufnahme.

Schiller besaß ja zu jener Zeit bereits einen großen Kreis von Verehrern in Frankfurt. Sein Name bedeutete schon soviel wie ein freiheitliches Programm, und der Vermerk auf dem Zettel, das Trauerspiel sei von „Friedrich Schiller, dem Verfasser der Räuber", übte eine starke Anziehungskraft aus. Er hatte bereits die Herzen des Volkes gewonnen, und das Volk, angeweht von den Ideen einer neuen Zeit, verstand auch an diesem Theaterabend wieder den Seher der Zukunft und half ihm einen seiner größten Siege erringen.

Soweit es sich um die Hauptfiguren von Kabale und Liebe handelte, war die Wiedergabe des Dramas auf der Frankfurter Bühne eine vorzügliche. Nur Mad. Stegmann als Lady Milford ließ viel zu wünschen übrig.[1]) Ausgezeichnet spielte das Liebespaar Luise und Ferdinand (Mad. Albrecht und Schmidt), Präsident von Walter, Hofmarschall von Kalb, Stadtmusikus Miller und Sekretär Wurm fanden in den Schauspielern Muth, Diezel, Stegmann und Bösenberg gleichfalls sehr gute Vertreter. Diese Angaben stützen sich auf eine Kritik in der „Berliner Literatur- und Theaterzeitung". Sie berichtet über die nicht lange nach der Frankfurter Première in Göttingen stattgefundene Erstaufführung des bürgerlichen Trauerspiels. Da sie in der gleichen Besetzung gegeben wurde wie in Frankfurt, so dürften die Urteile über die Leistungen der Künstler im großen Ganzen auch auf die hiesige Vorstellung zutreffen.

---

[1]) Der Schauspieler Schmidt schrieb am 30. März 1784 von Mainz nach der Leseprobe an Direktor Großmann: „Ein jeder las wie er spielen wird, nur Mad. Stegmann prostituirte sich merklich, sie konnte die schöne Rolle nicht einmal lesen, wie wird's mit dem spielen gehn. Sie ist bey weitem schwerer als Orsine, die sie dann höchstens doch nur ohne Fehler hergesagt hat."

In Mannheim ging Kabale und Liebe am 15. April, also zwei Tage nach der Uraufführung hier in Szene. Die Frankfurter Bühne hat deshalb das Recht, den Theaterabend vom 13. April 1784 zu ihren denkwürdigsten Ereignissen zu rechnen.

Das von Großmann mit den Schauspielern Iffland und Beil verabredete Gastspiel begann am Freitag den 30. April 1784. Ob Schiller in Gemeinschaft mit den beiden Künstlern nach der alten Reichsstadt reiste, ob er schon am 26. April hier weilte, um der Première des umgearbeiteten Fiesko beizuwohnen, kann wegen mangelnder Quellennachrichten nicht angegeben werden. Das nahe Zusammenlegen von Erstaufführungen zweier Werke eines Dichters, und wenn es auch der berühmte Verfasser der Räuber war, erscheint für jene Zeit allerdings auffallend und ungewöhnlich. — Die Mannheimer Gäste traten zuerst in Ifflands ernstem Familiengemälde „Verbrechen aus Ehrsucht" als Oberkommissar Ahlden (Beil) und Eduard Ruhberg (Iffland) auf. Dies rührselige Werk mit seinen langatmigen Reden über Tugend und Moral wurde „bei einer unerhörten Stille im Hause" gespielt und trug seinem Verfasser eine Fülle von Ehrungen ein. Freilich war es ihm auch gelungen, den jungen leichtsinnigen Ruhberg, der weit über seine Verhältnisse hinaus lebt und schließlich einen Kassendiebstahl begeht, mit packender Lebenswahrheit darzustellen.

Am zweiten Gastspielabend, dem 1. Mai, trat Beil in dem Schröderschen Lustspiel „Die väterliche Rache" als Siegmund (Kapitain), ein derber Geselle ohne jegliche Erziehung und Bildung, aber von treuem Gemüt und unerschrockenem Wesen, mehr in den Vordergrund. Auch er fand lebhaften Beifall. Tags darauf, den 2. Mai, wurde dann Kabale und Liebe mit Iffland als Kammerdiener und Beil als Musikus Miller zum erstenmal wiederholt. Den tiefsten Eindruck von den drei Gastvorstellungen erzielte Ifflands „schönes Gemälde"; es wurde entschieden dem feurigen Werke des Genies vorgezogen. Dennoch berichtet das „Frankfurter Staatsristretto", daß auch „des anwesenden Herrn Schillers vortreffliches Trauerspiel mit ebenso lautem Beifall aufgenommen worden sei, wie bei der Première".

Jedenfalls erschien aber der Dichter nicht auf der Bühne und bedankte sich durch Verneigungen für das Händeklatschen des Publikums, wie das heutzutage Mode ist. Im Theater blieb er ganz im Hintergrunde und überließ den Künstlern allein die Ehre.

In zwei Briefen vom 1. Mai 1784, der eine ist an den Intendanten von Dalberg, der andere an den Mannheimer Regisseur Rennschüb gerichtet, schildert Schiller den ersten Frankfurter Gastspielabend. Neidlos würdigt er den großen Erfolg Ifflands auch als Bühnenschriftsteller und nennt dessen und Beils Auftreten „einen Triumph der Mannheimer Schauspielkunst".

Desto ungünstiger lautet sein Urteil über die Großmannsche Truppe. Iffland und Beil nahmen sich nach seiner Ansicht zwischen diesem Personal „wie der Jupiter des Phidias unter Tüncherarbeiten aus". Dem jungen Dichter ist angst und bange bei den schrecklichen Aussichten auf die Lady Milford, er fürchtet bei deren Darstellung konvulsivische Bewegungen ausstehen zu müssen, wie ein Verurteilter, und versichert, gern auf die Ehre verzichten zu wollen, das Stück in Frankfurt aufgeführt zu sehen, wenn er Großmann nur mit guter Art davon abbringen könne. Trotzdem hofft er, „die großen Mannheimer Muster, verbunden mit seiner Gegenwart, würden die Großmännische Gesellschaft zu einem guten Spiel anfeuern".

Wenn auch bereits zugegeben wurde, daß Mad. Stegmann einer Rolle wie die der Lady nicht gewachsen war, so darf doch auf Grund der früher mitgeteilten kritischen Auslassungen Schillers Urteil über die Großmännische Gesellschaft zum mindesten hart und einseitig genannt werden. Äußerte doch gerade damals auch Frau Rat Goethe über einen Teil des hiesigen Künstlerpersonals, es sei schon auf den besten Theatern Deutschlands mit Ruhm geehrt worden, „und stehe auch hier seinem Ruhm". Doch nicht allein die anspruchsvollen Frankfurter waren mit ihren Schauspielern zufrieden, auch hier anwesende Fremde priesen das hiesige Theater.

Ohne Schiller einer absichtlichen Entstellung der Tatsache zu beschuldigen, darf man deshalb namentlich bei der Beurteilung seines ziemlich unterwürfigen Schreibens an Dalberg nicht vergessen, daß er als Mannheimer Theaterdichter dem

Vorgesetzten Bericht erstattete und dabei einen etwas parteiischen Vergleich zwischen dem dortigen und hiesigen Bühnenpersonal zog. Ein überragendes Genie wie Iffland besaß ja auch das Mannheimer Theater nur einmal. — Am wenigsten zutreffend scheint aber Schillers Bemerkung, er würde die ihm zu Ehren angesetzte Vorstellung von „Kabale und Liebe" gerne hintertreiben, „um seine Ohren nicht mißhandeln zu lassen".

Mochte auch die Mannheimer Aufführung mehr seinen künstlerischen Ansichten entsprechen, so fand er doch in Frankfurt sowohl bei dem Direktor als bei den Künstlern so viel warme Hingabe an seine Sache und eine derartige Begeisterung für die Gestalten des neuen Werkes, daß Schiller trotz aller gewiß begreiflichen Voreingenommenheit für die Mannheimer unmöglich das redliche Streben der Frankfurter unterschätzen und gegen deren Vorzüge blind bleiben konnte.

Tatsächlich wurde der junge Dichter denn auch sowohl von der glänzenden schauspielerischen Begabung als auch von der reizenden Persönlichkeit der Darstellerin der Luise mächtig angezogen.

Sophie Albrecht, die Tochter des angesehenen Erfurter Professors Dr. Paul Baumer und Gattin des Arztes und späteren Schriftstellers Dr. Albrecht, war damals siebenundzwanzig Jahre alt und durch ihr leidenschaftlich bewegtes Wesen, ihre schwärmerische Begeisterung für die Kunst und den Tugendenthusiasmus der Zeit, der ja auch Schiller erfüllte, ganz dazu geeignet, die hochfliegenden Empfindungen der Luise Millerin meisterhaft wiederzugeben und auf deren Schöpfer einen tiefen Eindruck zu machen. Was die Anziehungskraft der interessanten Frau mit dem üppigen Blondhaar und den viel bewunderten Augen auf Schiller noch erhöhte, war ihre umfassende literarische Bildung und ihr bedeutendes dichterisches Talent.

Der Verfasser der Räuber, damals im Innersten aufgewühlt und für erotische Gefühle äußerst empfänglich, glaubte in Sophie auch eine gleichgestimmte Seele und einen ebenbürtigen Geist zu finden.

Bald nach dem Bekanntwerden mit der Künstlerin fing Schiller bereits Feuer, loderte auch in ihrem Herzen eine heiße Leidenschaft für den Dichter auf. Hingerissen von dem

hohen Flug seiner Ideen, widmet sie ihm Verse voll Schwung und Pathos. „Ein leuchtender Genius, schön und stolz, kühn und hehr, wie mir noch keiner erschien“, so nennt sie ihn. An das schöne Gestirn, das hoch über ihr aufgegangen ist, richtet sie freie dithyrambische Rhythmen, begeistert „von dem unsterblichen Wesen seines Geistes und seinen ewigen Gesängen“. In überwallendem Ausdruck trägt sie dann noch ihrem Liede auf: „Flüstre ihm leiser, daß ich ihn liebe und mich sehne nach seinen Blicken!“ Und wie der vergötterte Schiller die Oden an Laura, so läßt auch sie ihr poetisches Geständnis mit einem Ausblick auf das Jenseits und die Unsterblichkeit ausklingen.

Für Sophie Albrecht, die sich gerade damals nach einem edleren Lebensgehalte sehnte, wurde die Begegnung mit dem Dichter ein tief in ihr Seelenleben eingreifendes Ereignis. Sie, das echte Kind der Wertherepoche, vermochte sich bei ihrem heißbegehrenden und dabei melancholischen Gemüte auch erst nach harten Kämpfen von ihrem Ideal wieder loszureißen.

Als sich Sophie Albrecht und Schiller nach dem Gastspiel der Mannheimer in Frankfurt trennten, waren ihre Seelen bereits „innig aneinander gekettet“, suchten beide durch die Verabredung eines baldigen Wiedersehens in Mannheim leichter über den frühen Abschied hinaus zu kommen. Wie besorgt aber Schiller um ihr Wohl war, bezeugt sein Wunsch, sie möge trotz ihres Talentes das Theater, dem sie erst seit einem halben Jahre angehörte, baldmöglichst wieder verlassen. Ihre Natur erschien ihm zu edel geartet, zu vornehm für die Sphäre der Bühne; er dachte damals augenscheinlich daran, sie fester an sich zu ketten und wollte sie schon allein deshalb vor weiteren Kämpfen bewahrt wissen.

Kaum nach Mannheim zurückgekehrt, schreibt Schiller an Reinwald, der auch mit Sophie und ihrem Gatten befreundet war, in den feurigsten Ausdrücken über die Künstlerin. Er ist stolz darauf, „sie vielleicht glücklich machen zu können“ und nennt sie „ein Herz, ganz zur Teilnahme geschaffen, über den Kleinigkeitsgeist der gewöhnlichen Zirkel erhaben, voll edlen reinen Gefühls für Wahrheit und Tugend und selbst da noch verehrenswert, wo man ihr Geschlecht sonst nicht



SOPHIE ALBRECHT
geb. zu Erfurt. 1759.

Joseph Darbes pinx. 1782 — Daniel Berger Sculp. 1784

findet." Er verspricht sich „göttliche Tage" in der Nähe der gefühlvollen Dichterin, rühmt ihr Talent für die Bühne, meint aber, sie würde „nur mit Gefahr ihres Herzens, ihres schönen und einzigen Herzens Großes erreichen". Nach der Ansicht Schillers ist aber „selbst der Ruhm einer Clairon und Yates mit einem solchen Gemüt zu teuer bezahlt". Darum soll auch Reinwald „mit allem Nachdruck, mit allem männlichen Ernst" der begabten Frau von einem längeren Verweilen beim Theater abraten. „Unsere vereinten Bitten retten der Menschheit vielleicht eine schöne Seele, wenn wir sie auch um eine große Aktrice bestehlen."

Wer merkt nicht, daß sich hinter den scheinbar einzig aus Tugendenthusiasmus hervorgegangenen Bitten auch etwas Eifersucht verbirgt? Ganz gewiß wollte der Dichter nicht allein eine schöne Seele aus zweifelhafter Umgebung befreien, ihm lag wohl auch daran, die Geliebte, um die seine Phantasie eine wahre Glorole aus seltenen Tugenden und Fähigkeiten wob, den Augen anderer zu entziehen und sich so viel Schönheit, Herz und Geist selbst zu bewahren.

Reinwald dachte nüchterner über Sophie Albrecht. Zwar hielt er sie auch für ein liebenswürdiges Geschöpf, aber die romanhafte Seite ihres Wesens stieß ihn ab und veranlaßte ihn zu dem harten Urteil, sie peinige sich und andere, was unbedingt ins Verderben führen müsse.

Ob Reinwalds bittere Worte, ob selbst empfangene Eindrücke den jungen Dichter überzeugten, daß ihn eine solch vulkanische Frauennatur wohl doch nicht dauernd zu beglücken vermöge, muß unentschieden bleiben. Nicht lange nach der Frankfurter Begegnung jedoch siegten schon ruhigere Erwägungen in ihm über die Phantasterei der Leidenschaft, die ihn bei einer noch gebundenen Frau gerade wie bei Charlotte von Kalb wieder in einen Kampf mit Pflicht und Tugend gestürzt haben würde.

So wandelte sich die feurige Liebe alsbald in aufrichtige Verehrung für die bedeutende Darstellerin und Dichterin. Sophiens Name bleibt aber immer mit Schiller verbunden. Wie sie in Frankfurt die Luise Millerin schuf, so wurde sie einige Jahre später in Dresden in der Première von Don Carlos die erste treffliche Darstellerin der Prinzessin Eboli.

Damals verkehrte Schiller viel in ihrem gastlichen Hause, auch später stand er noch mit ihr in Verbindung, als Sophie Albrecht bereits der Bühne entsagt hatte und Schriftstellerin geworden war.

Sonst gingen aber ihre Wege nach der kurzen Frankfurter Liebesepisode auseinander. Der Genius wurde auf die Höhe des Ruhmes geführt, die alternde Künstlerin aber versank nach einem glanzvollen und doch friedlosen Dasein in Not und Dürftigkeit. Reinwald sollte Recht behalten. In trostlosester Lage, von fremden Almosen abhängig und fast erblindet, starb Sophie Albrecht 1840 in einem Armenspital in Hamburg.

Als Schiller an jenem trüben Herbstmorgen im Oktober 1782 mit verbitterter Seele, ja fast ein Welt- und Menschenfeind geworden, Frankfurt nach seinem ersten Hiersein wieder verließ, glich er einem Schiffbrüchigen, den die Wolken zu verwirren, die Wogen zu verschlingen drohten. Bei seiner zweiten kurzen Anwesenheit in der Mainstadt jedoch hatten sich die vor seiner Zukunft schwebenden düsteren Schleier schon etwas gelichtet, zeigte ihm die Hoffnung einen freundlichen Ausblick. Ernster und beherzter geworden, gehoben von Liebe und Freundschaft, war er damals fest entschlossen, allen künftigen Launen des Schicksals, allen noch kommenden Stürmen mutig Trotz zu bieten.

Während aber der Dichter zum drittenmale in Frankfurt weilte, waren neue Sterne über seinem Leben aufgegangen, hatte sich ein innerer und äußerer Wandel zum Guten an ihm vollzogen. Durch den Mannheimer Erfolg seines bürgerlichen Trauerspiels beglückt, wieder wohler nach einer qualvollen Krankheit und erleichtert durch das Bewußtsein, endlich den Fiesko in eine Dalbergs Wünschen entsprechende Gestalt gebracht zu haben, kam er im Frühjahr 1784 in gehobener Stimmung nach Frankfurt. Er konnte sich auch hinsichtlich seines Aussehens mit den flotten und eleganten Mannheimer Mimen messen, deren Begleiter er hier überall hin wurde. War er doch auch in Tracht und Haltung ein anderer geworden, als der gedrückte, etwas nachlässig erscheinende Flüchtling von 1782 und als der 1783 nur kurz hier gebliebene Poet mit dem hoffnungsfrohen Herzen unter dem vertragenen

Bock. Auch Schillers diesmaliges Absteigequartier zeugt für seine gegen früher vollständig veränderte Lage. Er wohnte im schwarzen Bock auf dem Paradeplatz (heutigem Schillerplatz), einem unweit des Komödienhauses gelegenen Gasthofe, der 1809 nach einem Brande den Namen «A la ville de Paris» annahm und später einfach „Pariser Hof" genannt wurde.

Frankfurt erwies dem gefeierten Dichter die größten Aufmerksamkeiten. In Gemeinschaft mit den Mannheimer Freunden mußte er einer Einladung nach der anderen folgen, er wurde mit ihnen in kunstbegeisterte Kreise gezogen und betrat auch die luxuriösen Räume der Reichen und Vornehmen, die er zwei Jahre vorher nur mit trübem Blick gestreift hatte.

Wie man in der alten Reichsstadt allgemein anerkannte Persönlichkeiten, vornehmlich Künstler und Dichter in jenen Tagen auszeichnete, das beweist am besten des Mannheimer Schauspielers Iffland Brief vom 6. November 1784 (L. Geiger „A. W. Ifflands Briefe," Schriften der Theatergesellschaft, B. 5, S. 159). Der berühmte Mime berichtet damals seiner Schwester Louise über sein zweites Frankfurter Gastspiel, bei dem ihn der jugendliche Liebhaber der Mannheimer Bühne, Heinrich Beck, begleitete. Die Künstler wurden in die ersten Patrizierfamilien eingeladen, man gab ihnen zu Ehren „fürstliche Diners und Soupers" daheim und im ersten hiesigen Gasthofe, dem Römischen Kaiser. „Die Schwelgerei in Marmor, Silber und ausländischen Weinen, goldnen Kaffee-Service war ungeheuer."

Nach der glänzenden Aufnahme von Ifflands Schauspiel „Die Mündel" dinierten die beiden Mannheimer bei dem Physikus Dr. Johann Friedrich Wilhelm Dietz, einem kunstsinnigen und sehr reichen Manne. „Die Schwelgerei in Rheinwein war hier größer als anderswo. Mit englisch Bier und 81er fing man an, mit 48er Johannisberger und Tokayer wurde geschlossen. Ehe die zwei Schauspieler abfuhren, gab es Abends noch einen Austern-Schmaus im Nürnberger Hof."

Das von Iffland entworfene Bild des Frankfurter Gesellschaftstreibens jener Zeit dürfte auch auf den hiesigen Aufenthalt des Künstlers und seiner Begleiter Beil und Schiller im Frühling 1784 zutreffen. Schrieb dieser doch damals etwas burschikos an den Mannheimer Regisseur Renn-

schäb: „Wir werden von Fresserei zu Fresserei herumgerissen, kaum daß ich einen nüchternen Augenblick erwische, wo ich Ihnen schreiben kann.“

Göckingks hartes Urteil über die damaligen Frankfurter, sie verstünden sich „bloß auf's Fressen, Saufen und Kartenspielen,“ findet hier also scheinbar seine Bestätigung. Allerdings darf dabei nicht außer Betracht gelassen werden, daß man gerade zu jener Zeit in vielen Kreisen Frankfurts trotz einer ungemein flotten Lebensführung auch geistigen und künstlerischen Bestrebungen aller Art huldigte. Das keineswegs vereinzelt dastehende Haus der Frau Rat Goethe liefert den besten Beweis hierfür. Bei der Dichtermutter gab es ebenfalls Gutes zu essen und zu trinken, namentlich wenn sie Künstler oder sonst irgendwie hervorragende Persönlichkeiten bewirtete. Daneben aber blieb ihr Heim stets der Mittelpunkt und die Pflegstätte der verschiedensten geistigen Interessen.

Auch Iffland erhielt bei seinen Frankfurter Gastspielen regelmäßig Einladungen in das Vaterhaus Goethes. Gleich am Abend des 30. April 1784, jedenfalls nach der Vorstellung von „Verbrechen aus Ehrsucht“ aß Iffland bei Frau Rat; ob in Begleitung Beils und Schillers, bemerkt er in dem eilig geschriebenen, ganz von dem eignen Erfolg erfüllten Briefe nicht. (L. Geiger S. 153.) Daß aber Goethes Mutter Iffland allein eingeladen haben sollte, darf bei ihrer damals bereits großen Verehrung für Schiller, die doch gewiß den Wunsch in ihr weckte, den jungen Dichter persönlich kennen zu lernen, stark bezweifelt werden.

Die mit Frau Rat verkehrenden hiesigen Schauspieler, zumal aber der ihr eng befreundete Direktor Großmann, werden mit den Mannheimer Gästen sicher an jenem Abend zur Tafelrunde des berühmten runden Tisches im Gastzimmer der Mutter Goethes gehört haben. Leider fehlen die Briefe der Dichtermutter an ihren Sohn aus jenen Jahren, sowie andere zeitgenössische Belege, sonst würde diese Vermutung sich wahrscheinlich in eine Tatsache umwandeln.

Welch' einen Ausblick in die Zukunft aber eröffnet die Voraussetzung, den jungen Schiller als Gast bei der herzigen Frau zu wissen, mit deren Sohn er auf der Höhe des Lebens eng verbündet in eine Strebensgemeinschaft ohne Gleichen

treten und die deutsche Dichtung in ihren zwei mächtigsten Richtungen auf den Gipfel führen sollte!

Doch wäre die Annahme eines Besuchs des gefeierten Verfassers von „Kabale und Liebe" in Goethes Vaterhaus auch ein Irrtum, er nahm dennoch eine Fülle freundlicher Eindrücke mit fort, als er Frankfurt im Mai 1784 wieder verließ. Auf Schritt und Tritt bot ja sein damaliges Hiersein freundliche Gegensätze zu dem ersten Frankfurter Aufenthalt. Im Sachsenhäuser Versteck hatte er Zeit genug, um über sein Elend nachzudenken und ernste Briefe zu schreiben, jetzt blieb ihm kaum ein Augenblick, um sich des Wandels der letzten Jahre bewußt zu werden und über die errungenen Triumphe Bericht erstatten zu können.

Nur eins fehlte ihm diesmal, ein Freund von der goldnen Redlichkeit und aufopfernden Treue Streichers. Denn wenn auch Iffland und Beil zwei angenehme höchst anregende Begleiter waren, so dachten sie doch zunächst an sich, was hinreichend aus Ifflands Briefen hervorgeht.

Trübten bei Schillers Abfahrt von Frankfurt auch noch Wolken den Blick in die Weite, so brach doch schon die Sonne hindurch, sah er bereits „wie der rosige Morgen jenseits der waldigen Hügel aufging". So lag der Frankfurter Horizont „nicht mehr schwer und drückend auf ihm" wie früher; von neuen freundlichen Hoffnungen erfüllt, kehrte er nach Mannheim zurück. Von dort aus erreichte er bald die bedeutungsvolle Wegeswende, die ihn nach weiteren Wanderstationen in die neue zweite Heimat führen sollte.

Fast gerade vier Jahre nach Schillers letzter Anwesenheit in Frankfurt ging Don Carlos am 16. April 1788 hier zuerst über die Bretter. Das Stück wurde mehrmals hintereinander wiederholt und gewann die Gunst des Frankfurter Publikums im Fluge wie die drei Erstlingsdramen des Dichters. Keineswegs blieb also Don Carlos hier „so eindruckslos wie in anderen Städten".

In dem Jahrzehnt von 1782 bis 1792 beherrscht Friedrich Schiller auf dem Gebiete der Tragödie das Frankfurter Theater. Der freiheitliche Geist, der seine Jugendwerke durchwehte, fand hier einen begeisterten Widerhall. Sie gaben ja dem Ausdruck, was die Herzen ahnungsvoll be-

wegte, sie verlangten, was viele geweckte Geister für die Menschheit gleichfalls forderten und bald immer lauter, immer ungestümer zu fordern bereit waren.

Wie scharf man in Frankfurt den Luftzug der großen Bewegung witterte, die bald ganz Europa erschüttern sollte, das bezeugt grade die begeisterte hiesige Aufnahme der Schillerschen Jugenddichtungen in jenem vielbewegten Jahrzehnt. Besonders das werdende Geschlecht ergriffen sie um so tiefer, weil sie ohne künstlerische Mäßigung mit pochendem Herzen und leidenschaftlich erhitztem Blute den Samen der Zukunft in die aufgewühlte Ackerscholle warfen.

An der Schwelle des neuen Jahrhunderts wurde Schiller für die Frankfurter ein Verkündiger der höchsten Ideen; ein Führer im Kampfe für die Erhaltung edelster Güter.

Quellen.

„Klinger in der Sturm- u. Drangperiode" von M. Rieger (Darmstadt 1880).
„Otto", Trauerspiel von F. M. Klinger (Darmstadt 1880). Seufferts Literaturdenkmale, Heft 1 (Heilbronn 1881).
„Sturm und Drang", Schauspiel von F. M. Klinger. Neudruck in der Reclamschen Universalbibliothek Nr. 248.
„Über Klingers dramatische Dichtungen" von O. Erdmann (Königsberg 1877).
„Goethes Werke" bis zu seiner Übersiedlung nach Weimar.
„Friedrich Schiller", Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Quellen von R. Weltrich (Stuttgart 1899).
„Schiller, sein Leben und seine Werke," dargestellt von J. Minor (Berlin 1890).
„Schiller, sein Leben und seine Werke" von Karl Berger (München 1905)
„Schillers Leben" von J. Wychgram (Leipzig 1895).
„Schiller" von L. Bellermann (Leipzig 1901).
„Schillers Flucht von Stuttgart nach Mannheim" von A. Streicher. Stuttgart und Augsburg 1836.
„Schillers Briefe", herausgegeben von F. Jonas, 7 Bände (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien).
„Briefe an Schiller" von L. Urlichs (Stuttgart 1877).
„Schiller und die Frauen" von A. Kohut (Oldenburg und Leipzig 1905).
„Schillers Dramen" von L. Bellermann (Leipzig 1898).
„Schillers Jugenddramen zum erstenmale auf der Frankfurter Bühne" von E. Mentzel (Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, 3. und 4. Band 1892, 1893).
„Schillers Leben" von Karoline v. Wolzogen (Stuttgart u. Tübingen 1845).

„Briefe der Schauspieler Schmidt und Diezel," Mitglieder der Großmannschen Truppe, an Direktor Großmann aus dem Jahre 1784 (Leipziger Universitäts-Bibliothek).
„Madame Fiala" von E. Mentzel in „Deutsche Thalia", Jahrbuch für das deutsche Theater (Wien 1902).
„Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" von H. Hettner, 3. Band (Braunschweig 1894).
„Geschichte der deutschen Literatur" von W. Scherer (Berlin 1883).
„Goethe im Sturm und Drang" von R. Weißenfels (Halle 1994).
„Briefe der Frau Rath Goethe", herausgegeben von Albert Köster (Leipzig 1904).
„A. W. Ifflands Briefe an seine Schwester Louise und andere Verwandte", 1772—1814, herausgegeben von Ludwig Geiger, Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte, Band V (Berlin 1904).
„Karoline Großmann", eine biographische Skizze von C. G. Neefe (Göttingen 1784).
„Gustav Friedrich Wilhelm Großmann" von J. Wolter (Köln 1901).
„Schiller-Album" (Dresden 1861).
„Gedichte und Schauspiele" von Sophie Albrecht. Drei Bände. (Erfurt und Dresden 1791.)
„Geliebte Schatten" von Götz (Mannheim 1858).
„Die Protokolle des Mannheimer Nationaltheaters unter Dalberg" von M. Marterstеig (Mannheim 1890).
„Iffland und Dalberg" von W. Koffka (Leipzig 1865).
„Berliner Literatur und Theaterzeitung", 1784.
„Gothaer Theater-Kalender" von 1782—1784.
„Frankfurter Oberpostamts-Zeitung", „Frankfurter Journal" und „Frankfurter Staats-Ristretto" von 1782—1784.
„Rückblicke auf die Geschichte des Frankfurter Stadttheaters" von A. Bing (Frankfurt a. M. 1892 und 1896).
„Geschichte des Theaters und der Musik in Mainz" von J. Peth (Mainz 1879).
„Theater-Journal für Deutschland" (Gotha 1784).
„Meine theatralische Laufbahn" von A. W. Iffland (Leipzig 1798).
Zettelsammlungen der Frankfurter Stadtbibliothek.
Einschlägige Quellen des Frankfurter Stadtarchivs.



III.

Festvorträge.





Zur Feier von Schillers Geburtstag.

Schillers dichterische und sittliche Persönlichkeit.

Von Professor Dr. Alfred Biese, Gymnasialdirektor
in Neuwied.

Schillers dichterische Persönlichkeit wirkt nicht nur als rein ästhetische Größe, sondern vor allem als sittliche Willensenergie. Diese zieht uns in ihren Bann, auch wenn wir einmal vom Standpunkte des Schönen Bedenken hegen und Einwände erheben hinsichtlich der Naturwahrheit und -echtheit. Eine herzerhebende und willenstählende Kraft geht von seinen Dichtungen aus, und so erklärt es sich, daß der gedankenreichste Dichter auch zugleich der volkstümlichste geworden ist, und es ist kein Wunder daher, daß schon mancher starke Mann im Kampfe des Lebens oder auf dem Siechbette Kraft und Stärke oder Linderung der Leiden und holde Vergessenheit durch seine Gedichte gewann. Das Ethos und das Pathos geben seiner dichterischen Persönlichkeit den Stempel. Er ist der μεγαλοπρεπής, um im Sinne der Griechen zu reden, der prachtliebende, erhabene, wie Pindar unter den griechischen Lyrikern; Schwung und Kraft und Fülle zieren seine Rede. Aber sie führten in der Jugend auch zu Überschwang und zu rhetorischem Beiwerk, so daß er seine Gedanken und Gefühle ins Kolossale steigerte. Jedoch auch im Maßhalten bleibt sein Sinnen auf das Hohe und Großartige, auf das Heroische in der Menschenseele gerichtet. Er selbst spricht in seinen Briefen von dem „unglücklichen Hang" zu vergrößern, so daß oft geringe Veranlassungen seine Hoffnungen schwindelnd fortriffen, daß oft der kleinste Umstand ihm ein Samenkorn von etwas Unendlichem werde. Schiller empfindet sehr wohl, daß hierin die Wurzel alles Dichterischen liegt, in der Hingabe an das

Objekt, in der lebhaften Sympathie oder in dem Hasse, der sittlichen Empörung, also in dem erregten Gefühl, das sich seines Gegenstandes bemeistert; aber dies Gefühl reißt ihn in heißer Jugend von dem Boden der Wirklichkeit in das luftige Reich der Phantasie hinweg, so daß die Gedanken von Endlichem ins Unendliche schweifen, und er wird exzentrisch, wie die Entzückungen und Melancholien an Laura beweisen. Denn es sind vor allem Ideen, die seine dichterische Phantasie entzünden, und unter ihnen wieder keine im höheren Grade als die Idee der Freiheit; diese nahm aber eine andere Gestalt an, je mehr er sich fortentwickelte; „in seiner Jugend" — sagt Goethe — „war es physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte und die in seine Dichtungen überging; in seinem späteren Leben die ideelle." Aber was Goethe an seinem Freunde vor allem rühmt, das ist „der so seltene Ernst," den er in allen seinen Werken bekundete, das ist die Hoheit der Ideen überhaupt. —

Wenn, das Tote bildend zu beseelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen,
Tatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da spanne sich des Fleißes Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element.

Nicht die Anschauung und die Erfahrung, nicht die Natur und das eigene Leben wecken in ihm den dichterischen Funken, sondern die Reflexion; so kann man in ihm den Philosophen und den Poeten nimmer trennen.

Wer sich heutigen Tages in die älteren Gedichte Schillers versenkt, dem ist es wohl, als blicke er in eine heroische Landschaft der Malerei alten Stiles, wie sie im 17. Jahrhundert geliebt wurden; ich denke z. B. an die des Nicolas Poussin — da begegnet uns eine majestätische Linienführung von ernsthafter Feiertagsstimmung, eine Welt, die von allem Kleinen und Dürftigen befreit ist; das Hochbedeutende überwiegt; die großen, edlen Bergzüge, die gewaltigen Bäume und kristallenen Seen verbinden sich mit einfachen antiken Gebäuden oder Gruppen von antiken Menschen und Göttern zu Kompositionen von klassischem Schwung; oft durchbeben noch Sturmwind und Ge-

witter die Eichwälder, Gebirge und Ruinen. So schwungvoll und grotesk zugleich, so herb und feierlich, so kühn in der Linienführung der Sprache, der Satzbildung, der Bilder und Vergleiche muten uns Gedichte wie „Gruppe aus dem Tartarus“, „Die Größe der Welt“, „An die Freude“, oder gar „Die Künstler“ an. — Die Phantasie kann sich nicht genug tun in immer neuen und immer kühneren Metaphern, die dem Abstrakten die sinnliche Farbe der Anschauung verleihen.

Die Bibel und Milton und Klopstock scheinen oftmals dem Dichter die Flügel der Begeisterung geliehen zu haben, aber vieles wird bei dem Zuge ins Großartige auch verzerrt ins Unklare und Unverständliche und Unschöne. Wie grotesk wird in der „Resignation“ die Ewigkeit genannt:

Der Riesenschatten unserer eigenen Schrecken
Im hohlen Spiegel der Gewissensangst,

und wie drängen, ja überstürzen sich die Ideen, wenn sie weiter gemalt wird als:

Ein Lügenbild lebendiger Gestalten,
Die Mumie der Zeit,
Vom Balsamgeist der Hoffnung in den kalten
Behausungen des Grabes hingehalten —
Das nennt dein Fieberwahn Unsterblichkeit?

Das Gedicht „Die Götter Griechenlands“ zeigt die innere Zerrissenheit und Unbefriedigtheit des Dichters, der in der kalten rationalistischen Gottesanschauung das vermißt, was das Altertum hatte: den warmen Gottesglauben, der die ganze Natur in Schönheit und Seele tauchte, alles Herbe, ja selbst den Tod verklärte und mit dichterischer Hülle lieblich die Wahrheit umwand. Es ist ein Gedicht, das jenes uralte Recht der Phantasie und des Gemütes im Gegensatze zu der Nüchternheit des Verstandes verherrlicht und das zugleich selbst mit einem Adel der Form die Gedanken zum Ausdruck bringt, wie ihn vordem Schiller noch nicht erreicht hatte. Der Gedanke wird Stimmung, wird ganz Sehnsucht:

Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,
Holdes Blütenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.

Die Natur ist entgöttert, alle Farben, alle Töne nahmen die Götter hinweg. Eine heroisch tragische Auffassung von der Vergänglichkeit gerade des Schönsten und Edelsten auf der Erde, spricht sich in den Worten aus:

Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergeh'n —

ein Gedanke, der später in der „Nänie" wiederkehrt:

Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten ist herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

Die verlorene Harmonie, die mit dem Griechenglauben dahinschwand, kann nur der Künstler wiederherstellen; mit ihm beginnt die „seelenbildende Natur" und schließt „die vollendete Natur". Schönheit und Wahrheit sollen sich eng umschlingen, und nur durch das Morgentor der Schönheit treten wir in das Reich der Wahrheit ein. Das ist Schillers dichterischer Glaubenssatz. — Und seine reiche Gedankenlyrik zeigt uns als Tat, was er gedankenhaft in dem Gedichte „Die Künstler" in schweren Ideengängen mühsam zur Darstellung zu bringen suchte. Die elegische Sehnsucht einer heroisch gestimmten Mannesseele nach Überwindung jenes Widerstreites, der zwischen Ideal und Wirklichkeit herrscht, erfüllt alle die Gedichte wie „Sehnsucht", „Der Pilgrim", „Des Mädchens Klage", „Der Jüngling am Bache". Das sind Schöpfungen nicht des Kopfes allein, sondern auch innerste Herzensbekenntnisse; ja es zeigt sich gerade bei Schiller, daß die tiefsten Gedanken aus dem Herzen stammen: das gibt ihnen die Blutwärme; der Kopf aber leiht ihnen die Großzügigkeit und Schärfe, und die Phantasie senkt sie in lebendige Anschaulichkeit und Bildlichkeit.

„Das Ideal und das Leben" zieht wie eine gewaltige Symphonie an uns vorüber, mit dem Schwung der Begeisterung, mit der Tiefe der Gedanken.

Um Schönheit und Wahrheit ringt der geistig belebte und zum Schaffen rege Mensch, aber jener innere Zwiespalt zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden ist schwer zu lösen; ja die „bange Wahl" stillt, ob wir so oder so uns entscheiden, doch das Sehnen nicht. In den Idealgestalten der griechischen Mythenwelt war die Harmonie verkörpert; wir können nur

darnach ringen, wir können nur zeitweise, im Genusse und im Gestalten des Schönen — wenn der Genius das Tote bildend beseelt — diese göttliche Einheit gewinnen, oder indem der Gedanke sich die sittliche Freiheit erkämpft, im Handeln;

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron!
In den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Strom nicht mehr ... —

Erlebt ist am eigenen Weben und Wallen und Wogen des Innern „Die Macht des Gesanges“: wie er mit hinreißender schier elementarer Gewalt dem Innersten entströmt, über alle irdische Bedrängnis erhebt und zur Wahrheit der Natur zurückführt. Erlebt ist die Parabel „Pegasus im Joche“ von einem Dichter, den die Verhältnisse nicht emporhoben, sondern immer wieder an die Scholle nüchternen Bedürfnisses fesselten; erlebt ist vor allem das Gedicht: „Die Ideale“.

Es ist eine herzbrechende Elegie, die sich einem gebrochenen, weil unbefriedigten Herzen entringt. „Die Ideale sind zerronnen!“ Die holden Begleiterinnen der Jugend sind entschwunden: „Der süße Glaube an Wesen, die der Traum gebar“, die verklärende und beseelende Liebe zur Natur, die Zuversicht, Herrliches zu leisten und zu bilden, die Liebe, das Glück, der Ruhm, die Wahrheit. Von dem rauschenden Geleite blieben tröstend nur zwei Gestalten bei dem Resignierten zurück: die Freundschaft und die Arbeit, die Beschäftigung, die nie ermattet,

Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht. —

Unablässig hat Schiller auch in seiner Lyrik sich zu vervollkommnen gewußt, unablässig über Wert und Wesen der Dichtkunst nachgedacht und sie verherrlicht. Sie ist ihm der holde Genius, den die gütige Gottheit dem Menschen in die Sterblichkeit mitgegeben hat, daß er ihm die Idealwelt er-

schließe und offen halte und ihn zu immer höherer Vervollkommnung führe, hinweg von der Eitelkeit und Nichtigkeit des gewöhnlichen Lebens und empor zur Betätigung der Geisteswürde und der geistigen Freiheit.

„Ohne die Leier ist die Freude gemein auch beim Nektarmahl.“ —

Der Dichter „steht in des größeren Herren Pflicht, er gehorcht der gebietenden Stunde“. Der lebenzündende Augenblick ist der mächtige Herrscher, dem er dient; aber solch Glück fällt aus der Götter Schoß herab. —

Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt,
Er hat alles geseh'n, was auf Erden geschieht,
Und was uns die Zukunft versiegelt;
Er saß in der Götter urältestem Rat
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Sein Lied wirkt erfreuend; er ist ein Bringer der Lust; — „er breitet es lustig und glänzend aus, das zusammengefaltete Leben“. Er ist schöpferisch, wie Hephaistos das Weltall und das Erdenleben der Menschen nach den verschiedenen Richtungen hin auf seinem Schilde bildete „mit göttlicher Kunde“. „So drückt er ein Bild des unendlichen All — In des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall.“ Aber nicht bloß zu vorübergehendem, ästhetischem Genusse dient die Dichtung, sondern auch zu göttlich erhabener Lehre, zur Weckung tiefverborgener Gefühle, zur Begeisterung, sittlichen Erhebung, zur Andacht. Der Dichter erlöst von dem Schmerz des gemeinen Lebens und leitet zur Wonne und Erhabenheit des geistigen Lebens; er rettet aus dem disharmonischen Treiben der Welt in die Harmonie des sich selbst wiedergegebenen Gemütes. So war für Schiller selbst die Dichtung eine ewige Quelle der Verjüngung, eine Trösterin, Erbauerin, die immer wieder den Menschen zuruft:

Werft die Angst des Irdischen von euch!
Flieht aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich! . . . .
Flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken.

Ungemein charakteristisch ist das Gedicht „Der Tanz“; es zeigt uns im Kleinen die Ästhetik Schillers eng verbunden mit der Ethik. Seine ganze dichterische Persönlichkeit wurzelt in dem Gedanken von der Einheit dieser beiden Begriffe. Und worauf gründet er diese Einheit? Auf das Gesetz der Schönheit und des Maßes. Das relativ Vollkommene erreicht der Mensch nur durch Versöhnung von Gegensätzen. Auch im Tanz stehen die Notwendigkeit der Naturgesetze und die Freiheit des Menschen, der Regel stilles Gesetz und der Verwandlungen Spiel, des Rythmus goldener Zügel und die brausende Lust einander gegenüber, und so wird der Tanz und mit ihm die Kunst überhaupt zum Sinnbilde des Schönen, des Harmonischen; und wie in der Kunst des „Wohllauts mächtige Gottheit“ (die Harmonie) das Maß gibt, so auch im ganzen Weltenall, wo die leuchtenden Sonnen in kühn geschwungenen Bahnen sich durch den ewigen Raum in lustigem Tanze schwingen.

Das du im Spiele doch ehrst, fliehst
Du im Handeln, das Maß?

So leitet das Schöne hinüber zum Sittlichen; die Freiheit, die Selbstbestimmung, im Einklange mit der Notwendigkeit, dem Gesetz, das ist das Ideal, das ist die καλοκἀγαθία der Griechen, die Humanität unserer Klassiker. So hoch der Gedankenflug hier ist, so kühn ist auch im einzelnen der Ausdruck: „des Takts melodische Woge — säuselndes Saitengetön hebt den ätherischen Leib“ oder der Tanz wird gedeutet als ein „zierlicher Bau dieser beweglichen Welt“, als „drehende Schöpfung“, und die versöhnten Gegensätze bezeichnet kurz die Zeile: „Und die Ruhe besteht in der bewegten Gestalt“ anstatt: „Die Regel bleibt bestehen in all der schwankenden Bewegung“. Wie Schiller in diesem Gedichte die Einheit des Makrokosmos und des Mikrokosmos, der Welt und des Menschen, in dem „Maß“, der Nemesis oder der Sophrosyne der Griechen, aufweist, so können wir auch an diesem einen Gedicht erkennen, wie in einem jeglichen Schillers mächtiger Geist sich spiegelt, ein Geist voll hoher Gedanken und kraftvoller Willensrichtungen. Nicht anders in den Balladen.

Epischer Fluß und lyrischer Schwung und dramatische Lebendigkeit vereinen sich mit tiefem, sittlichem Gedankengehalt.

Denn auch wo der Mensch in seiner Schwachheit unterliegt, triumphiert der Adel der Menschennatur, das Pathos der Tat, das Heldentum des Willens. Ein Schicksal waltet, das keine blinde Naturgewalt ist, sondern selbst die Elemente oder die Tiere zu Trägern sittlicher Gedanken macht, das den Stolzen stürzt, den Frevler entlarvt, den Unschuldigen an Abgründen vorüberleitet und den Demütigen zu Ehren bringt. Die Liebe ist es, die sich noch stärker erweist als die Ruhmsucht, die nicht Gefahren scheut noch Tod; ja dieser ist Erlösung im Entsagen. Das Gefühl der Verantwortung, die Pflicht überwindet alle Hindernisse und gipfelt in der sich selbst bezwingenden Demut, vor der auch der Drache des Eigenwillens erliegt.

Am vollendetsten verschmelzen sich Anschauung und Betrachtung in dem „Liede von der Glocke". Es trägt einen großzügigen Charakter. Der Wechsel und die Wandelbarkeit des Endlichen findet immer wieder Versöhnung in der Idee des Ewigen und Bleibenden. Was an Glück und Schmerz das Menschenleben umschließt, das pocht an unser Herz in diesem Liede, aber in allem Wandel bleiben die Ideale: Arbeit, Liebe, Bürgerehre, Frömmigkeit und echt vaterländische Gesinnung. So ist das Gedicht zu einem Hohenliede kernigen Deutschtums geworden; es bezeichnet in seiner Art einen Höhepunkt in der deutschen Dichtung, ja in der Weltliteratur. Denn hier wird das Volkstümlich-Bürgerliche zum Allgemein-Menschlichen, und die Ideen- und Gefühlswelt, so echt deutsch sie ist, hebt sich empor in jenes Reich, wo die reinen Formen wohnen, jenseits von Volks- und Stammes- und Standesunterschieden.

Auch durch die kleinen poetischen Kunstwerke und Kunststücke, wie durch die Xenien, in denen die beiden Geistesheroen mit Bosheit und Unverstand ihrer Zeitgenossen abrechneten, und durch die in epigrammatischer Schärfe und in Geistesblitzen funkelnden Votivtafeln geht ein großer Zug hindurch. Goethe schrieb voll Bewunderung: „Ihre Distichen sind außerordentlich schön, und sie werden gewiß einen trefflichen Effekt machen. Wenn es möglich ist, daß die Deutschen begreifen, daß man ein guter, tüchtiger Kerl sein kann, ohne gerade ein Philister und ein Matz zu sein, so müssen Ihre

schönen Sprüche das gute Werk vollbringen, in denen die großen Verhältnisse der menschlichen Natur mit soviel Adel, Freiheit und Kühnheit dargestellt sind." Und wahrlich, in diesen feingeschliffenen Edelsteinen spiegelt sich so viel Lebensweisheit und so viel Lebensmut und Lebenskraft, daß der geistig Gerichtete immer wieder gern zu ihnen zurückkehrt und in ihren milden Glanz sich versenkt. Ich brauche nur zu erinnern weiter an „Die Worte des Glaubens", „Die Sprüche des Konfuzius", „Die zwei Tugendwege", „Die idealistische Freiheit", „Das Unwandelbare".

Und was nennt er „das Höchste"?

Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's!

Die Pflanze entfaltet sich unbewußt nach dem ihr innewohnenden Naturgesetz, der Mensch soll in freiem Entschluß, in Selbstbestimmung sich zur Vollendung emporheben.

Der Wille ist für Schiller die wichtigste Seelenkraft; der von Ideen bestimmte Wille ist das, was ihn an der Menschheit vor allem anzieht. Wie im einzelnen das wollende Menschenwesen sich darstellt, und zwar besonders das heroische, das auch bis zur Aufgabe des eigenen Lebens entschlossene Menschentum, das fesselt ihn, und darum ward er der große Dramatiker, der den scharfsinnigen, dem Realen zugewandten Psychologen und den auf das Ewig-Beständige, Allgemeine, im Wechsel Beharrende gerichteten Philosophen in sich vereint.

Ins Ungemessene verstieg sich zunächst die Leidenschaft, die in dem jugendlichen Dramatiker wogte; aber wie Spiel und Gegenspiel in „den Räubern" sich aufbauen, sich verschlingen und wieder lösen, wie schier ungehemmt die Handlung in wachsender Spannung fortschreitet, wie die beiden Brüder und die einzelnen Räuber in ihrer Charakterentwickelung vorgeführt werden, wie Franz durch den grandiosen Traum zur Reue, Karl durch die furchtbaren Schicksale zur Erkenntnis gebracht wird, daß es Wahnsinn sei, die Welt durch Greuel zu verbessern und die Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrecht erhalten zu können: das ist ebenso bewundernswert wie die fortreißende Sprache, die wie flüssige Lava sich ergießt. Trotz

aller Maßlosigkeiten und Geschmackswidrigkeiten mußte man Geist vom Geiste Shakespeares, mußte man den geborenen Dramatiker erkennen, der hier seine Löwenklaue ausstreckte.

Die Freiheit wird in Sturm und Drang noch als Zügellosigkeit gefaßt; sie zerschellt an dem ehernen Gesetz der Notwendigkeit. Der junge dramatische Philosoph stürmt freiheitdurstig fort in den Jugenddramen, in mannigfachen Formen, politisch und sozial den Freiheitsdrang darstellend, um dann in wuchtiger Folge seiner großen reifen Dramen immer neue Entdeckungen und Eroberungen auf dem Gebiete des Ideals zu erringen. Grandios ist der Wurf des „Wallenstein". Da ist tatsächlich unter der Hand des echten Dramatikers die Vergangenheit greifbare Gegenwart geworden; die Seele schafft sich den Körper: das ist das Geheimnis der wahren Kunst, in der die innere Form den Stoff besiegt und Anschauung, Gefühl und Idee zusammenwirkend den Gegenstand beleben und beseelen; durchgeistigter Stoff: das ist Schönheit. Die nahe Beziehung, in der Schiller damals zur Bühne stand, und unablässige Beratungen mit Goethe haben mit dazu beigetragen, daß kaum ein farbigeres und zugleich in scharfgeschnittenen Persönlichkeiten bestimmteres Bild sich auf der Bühne denken läßt als „Wallensteins Lager".

Welche Fülle von Einzelnem, und wie rundet sich alles zu einem großen, geschlossenen Gesamtbilde! Bauer und Bürger und Rekrut und Pfaff ziehen an uns vorüber; alle Waffengattungen stellen ihre eigenartigen Vertreter, und diese sind wieder vergröberte Abbilder der Herren Obersten und Generale und zugleich Typen einer gewalttätigen, rohen Zeit. Welch' forscher Patron ist der Holkische Jäger, der seines Vaters goldene Füchse in lustiger Nacht verpraßte, die Feder mit der Kugelbüchse vertauschte, bei den Schweden es zu kirchlich, beim Tilly es schon lustiger, bei den Sachsen es zu umständlich und schließlich beim Friedländer ein flottes und ungebundenes Leben auf Kosten der Bürger und Bauern fand! Ritterlich wie ihr Oberst Max sind die Pappenheimer, leichtsinnig, wie Graf Isolan, die Kroaten, nur dem Glücksstern folgend — wie Buttler — die Dragoner, philisterhaft wacker die Arkebusiere. Eine köstliche Gestalt ist der gravitätische Wachtmeister, der dem Feldherrn glücklich abgeguckt, wie

er sich räuspert und wie er spuckt. Eine prächtige Erscheinung ist der Kapuziner, der halb Harlequin, halb Fanatiker, der ganzen Soldatensippe mit witzigen Schlagworten und Sentenzen den Text liest. Aber nicht er beherrscht die Massen, sondern der Wille des Feldherrn und der Gedanke an ihn, der wie sie ein skrupelloser Abenteurer und Emporkömmling, aber zugleich eine Herrschernatur ist, vor der jeder sich beugen muß, ja zu der ein jeder in geheimer Ehrfurcht, wenn nicht in Grauen aufschaut. Wie menschlich heroisch klingt das Lied der Krieger:

Und setzt ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

Das zusammengewürfelte Heer erfüllt ein Geist. Und doch! Wird es in seiner Charakterlosigkeit ihm Treue halten? Das ist das erregende Moment, das in den „Piccolomini" sich auch noch auf die Generale ausdehnt. In großartiger Folge reiht sich hier Szene an Szene, von der prächtigen Einführung des Helden in der Questenberg-Szene, bis zum Bankett, wo Illo und Terzky die Unterschrift mit dem Gelöbnis unbedingter Ergebenheit für Wallenstein erschleichen.

Wallenstein gehört zu den Gestalten deutscher Dichtung, die eine Lösung des höchsten Kunstproblems bedeuten, nämlich bei aller Verwickeltheit ihres Wesens einheitlich zu sein: der harte, herbe Wirklichkeitsmensch, der rücksichtslose, brutale Egoist, der in Ehrgeiz brennt, und dabei ein Mystiker des Aberglaubens, ein phantastischer Träumer, bald kindlich weich, bald von würdevoller Hoheit. Auch seines Schicksals Sterne liegen im eigenen Busen, aber das Tragische ist die Verblendung, sie außer sich zu suchen, der Wahn, die Dinge zu beherrschen, wo sie ihn selbst mitreißen; wo er Trug und Verrat sinnt, wird er selbst betrogen und schnöde verraten. Das blinde Vertrauen auf die Sterne und auf den kalten, listigen Italiener Octavio stürzt ihn ins Verderben.

In weit ausgesponnener Exposition bereitet sich die Tragödie des Helden vor; in sie hinein verwebt der Dichter die Max-Tragödie mit dem nur durch den Tod zu lösenden Konflikt: gilt es Treue halten dem Kaiser oder dem bewunderten Feldherrn, dem Vater der Geliebten? Die Ahnung,

die am Schlusse des „Lagers“ nur leise in des Zuschauers Seele auftaucht, nimmt am Ende der „Piccolomini“ deutliche Form an: Wallensteins Unterhändler mit den Schweden ist gefangen!

Eine der großartigsten deutschen Dichtungen ist „Wallensteins Tod“, von welcher Seite auch wir das Drama betrachten. Die Sprache ist von zwingender Gewalt und von hohem Adel; die Psychologie fein und reich: wie für das Böse der Boden durch äußere Verhältnisse (Untreue des Kaisers in Regensburg) und innere Vorgänge (ehrsüchtiges Verlangen nach der Krone Böhmens) bereitet wird, wie das Verbrechen immer mehr die hohe Seele umgarnt und wie die Saat endlich reift: das konnte wohl nur ein Dichter von so echt deutscher Gewissenhaftigkeit und so tiefem sittlichen Bewußtsein schaffen, wie eben Schiller es war. Wer mag dann noch fragen, ob der Wallenstein der Geschichte diesem Bilde entspricht? Aber es ergab sich: je tiefer die Forschung bohrt, desto mehr Wahrheit gewinnt dieses. — Das tragische Problem von Freiheit und Notwendigkeit wird uns in voller Schärfe durch diese ergreifende Seelenmalerei enthüllt und die Wirkungen der Gegensätze, der Liebes- und der Ehrgeiz-Tragödie, zeugen, in Spiel und Gegenspiel verflochten, von sorgsamster Berechnung. Wer spürt da den langsamen Fortschritt der Handlung zur Höhe als etwas Schleppendes? Werden wir nicht immer in Atem erhalten? Wächst nicht Turm an Turm immer höher hinauf, und krönt das Ganze nicht die stolzeste Kuppel? Und mag man das Monstrum von 11 Akten — mit geringer Handlung — als Drama, wo Einheit, Knappheit, Geschlossenheit walten sollen, schelten, schön, unvergleichlich schön und tief und groß bleibt die Dichtung doch. Der Genius schafft sich nach eigenem Gesetz seine Form und bleibt auch im Irrtum groß. Geht nicht psychologische Vertiefung über szenische Technik? Man fange an, wegzudenken, zu streichen und zu schneiden, und man wird spüren, wie man ins Mark der Dichtung selbst schneidet.

Aus einem Gusse und von klarstem Aufbau ist „Maria Stuart“. Auf der einen Seite Maria, die schuldvoll-unschuldige, in Leiden sich zu sittlicher Höhe Läuternde, die edle und kraftvolle Frauenseele, und der schwärmerisch sie vergötternde, in

sinnlicher Glut brennende Mortimer sowie der aus Charakterschwäche doppelzüngige, ängstliche Leicester. Auf der anderen die kalte, grausame, herzlose Elisabeth mit ihrem Ratgeber, dem brutal harten Burleigh. Wohl wird die unglückliche, gefangene Königin von dem Bewußtsein, Gattenblut vergossen zu haben, schwer gedrückt, aber sie weiß auch, welch himmelschreiendes Verbrechen der Richterspruch ist, der sie, die Schutzsuchende, in schnöder Willkür gefangen und in Verfassungswidrigkeit, ohne gültige Beweise für das Streben nach dem englischen Thron, verurteilt hat.

Die Hoffnung, daß doch noch das Recht siegen und die Tyrannei überwinden werde, treibt die Handlung aufwärts; aber nicht handelt es sich bloß um zwei streitende Königinnen, sondern um den Widerstreit zeitbeherrschender, politischer und konfessioneller Mächte.

Ein Triumph dramatischer Kunst ist die Unterredung zwischen Maria und Burleigh; den Höhepunkt bietet die Begegnung der beiden Königinnen. In ungebrochenem Lebensmut, aber doch weich gestimmt, begrüßt Maria, aufatmend im Park, die freie Natur — „Umfängt mich nicht der weite Himmelsschoß? Die Blicke frei und fessellos, Ergehen sich in ungemess'nen Räumen" — und da naht Elisabeth — „O, Gott, aus diesen Zügen spricht kein Herz!" — Doch Maria bezwingt ihren eigenen hohen Sinn; sie demütigt sich, wirft sich vor der Unnahbaren nieder; aber nur beißender Hohn, nur grausamer Stolz, nur berechnete Kränkung, nur Kälte und Strenge antworten ihr. Elisabeth sieht nur die Natter, die am Boden sich windet, um emporzuschnellen und zu verwunden. Sie achtet nicht auf die von Hoheit und Demut zugleich zeugende Bitte Marias, doch zu vergessen den Haß, der, ein böser Geist, aus dem Abgrund aufsteigend, ihre Herzen getrennt habe.

„Was ist mir Blutsverwandtschaft, Völkerrecht?" ruft die in Bosheit Verblendete.

Bis zum Äußersten beherrscht sich Maria, trotz aller grausamen und schonungslosen Anklagen; als aber auch ihre Frauenehre in ihrem innersten Wesen getroffen wird, da ist das Maß des Erträglichen voll; wenn auch im Elend, ist sie doch allezeit von Kopf zur Sohle Königin geblieben, und

wahrhaft königliche Leidenschaft entzündet sich in ihr; die Schwingen des Geistes, die sie schon erlahmt wähnte, entfalten sich, und sie hebt sich empor zu wahrer, stolzer Größe: „Fahre hin, lammherzige Gelassenheit, zum Himmel fliehe, leidende Geduld!“ — Und nun wird jedes Wort ein Pfeil, der sich in den Busen der Verhaßten bohrt. Innerlich überwunden, wenn auch äußerlich als die Überwinderin, schreitet Elisabeth hinweg; ihr feiges, heuchlerisches Spiel, ihr brutaler Charakter ist entlarvt; doch nun ist der schottischen Königin Schicksal besiegelt. Alles, was ihre Freunde unternehmen, scheitert und Leicester übt feigen Verrat; nach langem Schwanken, über das die Eifersucht und die gekränkte Eitelkeit siegen, unterschreibt Elisabeth das Todesurteil. Aber je näher dem Grabe, desto mehr klärt und verklärt sich Maria; freilich möchten wir dies anders als in Form der Beichte sehen, die ihrem Heldenmut nicht entspricht; ohne Grimm und Groll geht sie in den Tod; zu furchtbarer Pein muß Leicester Zeuge ihres letzten Ganges sein, und ihre Worte müssen ihn zermalmen, wenn noch ein Fünkchen Ehre in ihm glüht; Elisabeth, zu spät belehrt über die Fälschung der Anklageakte, steht am Ende einsam und innerlich vernichtet da.

Welch’ Meisterstück ist diese Maria in ihrer ganzen Zwiespältigkeit: halb Königin, halb Weib, halb Würde, halb Duldung, voll Stolz, Leidenschaft und Ergebung, Berechnung, Klugheit, Weichheit und Zartheit. Das Widerspruchsvollste in einem Wesen vereinigt: das ist Wirklichkeit, und das ist echte Kunst.

Ein gewagtes Unternehmen in der Zeit der Aufklärung, wo Voltaire seinen frivolen Spott, wie ihn nur Atheismus und Immoralismus im Bunde erzeugen können, über die Pucelle d’Orléans ausgegossen hatte, war es, die Verfehmte zur Heldin einer „romantischen Tragödie“ zu machen, wie Schiller — rüstig und unaufhaltsam, als drängten die Geschicke, fortschreitend — im Jahre 1800 und Anfang 1801 — sie schuf. Auch hier wieder leitete ihn sein dichterisches Sehervermögen und gab ihm die Fähigkeit, in das Seelenleben dieses wunderumgebenen Mädchens einzudringen. Denn, wenn wir von dem absichtlich — ob zum Vorteil, bleibe dahingestellt — veränderten Schluß der Lebenstragödie der unschuldigen Helden-

jungfrau von Dom Remy absehen, hat Schiller doch die sittliche Größe dieser einzigartigen Erscheinung und die Reinheit ihres Strebens kraft seines ahnungsreichen Sinnes wunderbar erfaßt. Und es ist ihm gelungen, die Gestalt mit dem ganzen Zauber der Romantik und seiner bewundernswerten Darstellungsgabe, die allen Tönen des Herzens gerecht zu werden vermag, zu umkleiden.

Es sind scharfe Kontraste, durch die er besonders wirkt. Die geistige Atmosphäre, in der sich das Hirtenmädchen bewegt, das zur begeisterten Freiheitsheldin und Siegesgöttin sich erhebt, ist die des Wunders: Träume und Visionen an der Wundereiche und dem heiligen Bilde deuten auf überweltliche Mächte, seien sie nun himmlische oder dämonische; durch Donner und Blitze künden sich jene an, sei es nun warnend oder mahnend; der schwarze Ritter scheint ein Gebilde der Hölle; die Jungfrau selbst ist undenkbar ohne den innerlichsten Zusammenhang mit der hohen, reinen Gottesmutter dadroben, die sie zum Heile des Vaterlandes erkoren hat, die ihr immer gegenwärtig ist, sie stärkend, aufrichtend oder auch richtend. — Man mag darüber streiten, ob solche Wunderwelt an sich dramatisch sei, sie wird es in hohem Maße als innerstes Erlebnis der Menschen, als eine Macht, die im Volke Fanatismus, in der gottbegnadeten Jungfrau selbst glühende und zündende und siegende Begeisterung wird. Und nun dagegen: wie absichtlich hat der Dichter der schwärmerischen Masse des siegreichen Franzosenvolkes den kalten, nüchternen Wirklichkeits-Verstand eines Talbot entgegengestellt! Diesem ist Begeisterung ein Wahn, die Jungfrau eine Gauklerin, die die gelernte Rolle der Heldin spielt; er glaubt nicht an Himmel und Hölle; er ist der Verfechter brutaler materialistischer Weltanschauung. Aber mag man diesem verneinenden, jedoch starken und unbeugsamen Geiste und seiner markigen Ausdrucksweise sich fügen oder nicht, deutlich zeigt er die Schranke alles irdischen Denkens und alles irdischen Wesens an. Denn schließlich muß auch die edle, gottbegeisterte Jungfrau, die nicht nur von Sieg zu Sieg eilend alle Not ihres Landes und ihres Königs gehoben, sondern auch sich selbst bezwungen und allen irdischen Versuchungen widerstanden hat, jener Macht der Endlichkeit und Menschlichkeit erliegen. Nicht Männerliebe durfte

ihr Herz berühren mit sündigen Flammen eitler Erdenlust; schonungslos als Schlachtenwürgerin sollte sie ihre Feinde niedermähen; da naht ihr Lionel, der feindliche Feldherr; sie sieht ihm Auge ins Auge, und der Strahl der Liebe fällt sengend in ihr Herz; der Arm sinkt, sie vermag nicht, den tödlichen Streich zu führen. — Fortan ist sie in ihrem Gewissen die Gestrauchelte, die Ungetreue, die Unreine. Auf alle Anklagen schweigt sie; sie ist sich selbst die schwerste Anklägerin; vom Vater verstoßen, vom König und Volk verlassen und verbannt, irrt sie im Walde umher. Draußen stürmt es, noch mehr in ihrem eigenen Innern. — Sie wird gefangen, zu Lionel geführt; doch die Liebe vermag nichts mehr über sie; mit übermenschlicher Kraft bricht sie die Fesseln, siegt noch einmal über die Feinde, bezahlt aber den Sieg mit ihrem Leben.

In ihrem feierlich düsteren Ernst, in der tragischen Verkettung von Willensfreiheit und Verantwortlichkeit sucht „Die Braut von Messina" ihresgleichen, — aber dies Drama steht auch in der erhabenen, wohlklingenden Sprache voll Anschaulichkeit und Bildlichkeit einzig da, wenn es uns als Ganzes auch fremd anmutet wie ein Gebilde einer fernen Welt.

Anders ist es mit dem „Tell". Da ist Geist von unserm Geist, da ist trotz der fremden, mit genialer Ahnungskraft gezeichneten Szenerie der Schweizer Landschaft kernig deutsches Leben und Wesen verkörpert, da ist eine Heimatliebe und eine Freiheitsbegeisterung und ein Glaube an die ewigen Rechte, die unveräußerlich sind und unzerbrechlich wie die Sterne selbst, daß wir im Grunde unserer Seele gepackt werden; da ist nicht Höhenkultur aus einer fremden Welt und Zeit, sondern ein Volkstum, dem wir uns mit jeder Faser unseres Herzens verwandt fühlen. Nicht Tell allein ist der Held, sondern eben das ganze Schweizer Volk; da muß denn freilich — wenigstens auf den ersten oberflächlichen Blick — die sonst bei Schiller so oft zu rühmende Geschlossenheit des dramatischen Aufbaus in die Brüche gehen, ja, es ist bei der Vielheit der Personen kein Wunder, daß wir in unserem Interesse uns zersplittern — am wenigsten freilich für Rudenz und Bertha uns erwärmend; aber schließt sich nicht doch der Eindruck der kraftvollen Einzelszenen zu einem mächtigen Ge-

samteindrucke in diesem gewaltigen Volksschauspiel zusammen?

Im glücklichen Bewußtsein, mit dem „Tell“ eine dauernde Tat — ja ein mächtiges Ding, das die Bühnen Deutschlands erschüttern werde — vollbracht zu haben, schrieb Schiller an Körner: „Ich fühle, daß ich nach und nach des Theatralischen mächtig werde.“ Und wer möchte dies verkennen, der im ersten Akt den idyllischen Frieden des jungen Volkes im Gegensatze sieht zu der Sorge und der Empörung, die in den reifen Männern gährt wider der Vögte Wüten und Tyrannei, die in den Erzählungen Baumgartens und Melchthals, in dem Zwiegespräch Stauffachers und Gertruds und dann in den Maßnahmen der Unterdrücker selbst (im Bau der Zwingburg, in der Aufrichtung des Hutes) hervortritt? Wie sicher formt der Dichter so ein Gesamtbild aus den Einzelstimmungen der Volksgenossen und krönt diese Kunst durch die Rütliszene (II. 2) mit ihrer ratlosen Unsicherheit, die nach einer entscheidenden Tat geradezu schreit! Und im Gegensatze zu der Bedenklichkeit der zum Abwarten entschlossenen Eidgenossen steht im 3. Akte die kurz angebundene Entschiedenheit des in sich festen, willensstarken Tell, und zum Wirksamsten, was je die Bühne hat schauen lassen, wird immer die Apfelschußszene (III. 3) gehören.

Seine eigenen Wege geht Tell; er ist nicht der Vertreter der Rütligenossen, nicht ein politischer Mörder, wenn er den Geßler erschießt, sondern er handelt so, weil er keinen anderen Ausweg sieht, um die Seinen und sich selbst vor der Rache des Machthabers zu schützen, weil schließlich doch nur brutale Gewalt brutaler Gewalt die Spitze bieten kann; freilich fällt schließlich seine Sache mit der allgemeinen Sache des Landes zusammen. Und wer mag nicht begreifen, daß ein so frevles Ansinnen, wie es Geßler mit der Forderung des Schusses stellte, in der Seele des Vaters, der das Leben seines teuren Kindes aufs Spiel setzen mußte, das Gelöbnis hervorrief, den Ruchlosen, der die Gottheit versuchte und höhnte, zu strafen als ein Werkzeug höheren Willens? — Und so lodern denn die Feuersignale auf den Bergen und läuten die Glocken zum Triumphe des Volkes, das die Fesseln sprengte, die Vögte verjagte und ihre Burgen zerstörte. Um aber die

Sittlichkeit der Tat Tells noch einmal ins Licht zu setzen, stellt der Dichter zu ihr den ruchlosen Königsmord des leidenschaftlichen, von persönlichem Hasse und Neide geleiteten Johann Parricida in Gegensatz —

Darfst du der Ehrsucht blut'ge Schuld vermengen
Mit der gerechten Notwehr eines Vaters?
Hast du der Kinder liebes Haupt verteidigt?
Des Herdes Heiligtum beschützt? Das Schrecklichste,
Das Letzte von den Deinen abgewehrt?
— Zum Himmel heb' ich meine reinen Hände,
Verfluche dich und deine Tat — Gerächt
Hab' ich die heilige Natur, die du
Geschändet — nichts teil' ich mit dir.

So darf der Mann, der ganz Ehrlichkeit, Treuherzigkeit, aber auch ganz Entschlossenheit und fester Wille ist, reden, er, der Erretter seines Landes.

Wie die Sonne, ehe sie hinabsinkt ins Meer, noch einmal den ganzen Himmel in Glut taucht, so strahlt Schillers dramatische Größe noch einmal auf in seinem Demetrius-Fragment, bei dem der Tod dem unermüdlich und unaufhaltsam zu den höchsten Zielen Emporstrebenden die Feder aus der Hand nahm.

Der Entwurf gibt uns ein klares Bild des hochangelegten Planes, und die Szenen, die uns das Geschick noch gönnte, reihen sich den besten der übrigen Dramen an. So die prachtvolle Anfangsszene, der Reichstag zu Krakau; stolz angelegt, gehoben vom Gefühl seiner königlichen Abstammung steht der Jüngling da, gleißnerisch der König; scharf geschnitten sind die Vertreter des hohen und niedrigen Adels. Und dann sehen wir in die Seele der Woiwodentochter, der Marina hinein, die eine Krone auf ihrem Haupte tragen möchte, und in die der Marfa, der Mutter des echten Demetrius, die wie aus einem Grabe heraufsteigt zu kühnster, seligster Hoffnung. Aber es war dem Dichter nicht mehr vergönnt, darzustellen, wie die Erkenntnis, daß doch alles ein Trugspiel sei, auf den Jüngling wirkte, wie er erst zum bewußten Verbrecher werden sollte und wie Marfa, die zuerst so gerne glauben wollte, es hernach nicht kann.

Wahrlich ein großangelegter Entwurf von höchstem menschlichen Interesse. Aber wer ihn in Schillerschem Geiste weiterzuführen unternahm, ist daran gescheitert.

Wir sehen somit: Schiller ist in seinen Dramen ein ebenso wirkungsvoller Zeichner der Situationen wie der Charaktere.

Der hohe Ernst, die Großzügigkeit und der Ideenreichtum sind dem Lyriker und dem Dramatiker Schiller in gleicher Weise eigen. Damit aber haben wir auch den Kern der sittlichen Persönlichkeit des Menschen Schiller bezeichnet.

Wer je in dem winzig kleinen Stübchen im Schillerhause zu Weimar gestanden hat, wo dieser große, stolze Geist nach des Tages Mühen zu ruhen pflegte, wer die einfachen, ja nach unseren Begriffen ärmlichen Verhältnisse überdenkt, in denen dieser reiche Spender unvergänglicher Güter fast sein ganzes Leben hingebracht hat, den überschleicht Rührung. Und doch wieder Stolz darüber, daß von solcher Stätte der Dürftigkeit so viel Glanz ausgehen konnte, weil der Genius das innerlich Befreiende im Menschen ist trotz aller äußeren Fessel und weil dem gegenüber ein Nichts alles bedeutet, was die heutige Zeit als Komfort, Prunk, Luxus in Haus- und Zimmereinrichtung geschaffen hat. In dem Sterbezimmer Schillers gedenkt man der sittlichen Mächte und Kräfte, die unsterblich in seinen Werken fortwirken, gedenkt man vielleicht auch jenes großen Dichters, der zu den dünn gesäeten Geisteserben Schillers gehört, und der auf dem Siechbette an keinem andern Dichter sich mehr auferbaute als an diesem, des spröden und herben, aber stolzen und großen Hebbel, den Schillersche Weisen im Tode einwiegten.

Schillers sittlicher Adel war gegründet in Willenskraft und Freiheitsdrang und wußte sich in allen Lagen des Lebens trotz Not und Sorge und Krankheit zu behaupten. Es war ihm heiliger Ernst, ja sein Leitstern, was er in der Jenenser Antrittsrede aussprach: „Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch von unseren Mitteln einen Beitrag zu legen und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen."

Ein großes Wort, das Schiller mit der Tat wahr gemacht hat wie wenige neben ihm. Ihn wegzudenken aus dem geistigen Leben der Nation bedeutet, eine Säule des Volkstums niederreißen, ohne Bild gesprochen: unsere ganze deutsche Bildung ist durchsättigt und durchdrungen von Schillerschen Gedanken von Jugend auf. Und so fährt er noch heute fort, ein unvergängliches Glied jener unvergänglichen Kette zu bilden; und die Betrachtung seiner Werke wie seines an äußeren Mühen und inneren Siegen so reichen Lebens ist unablässig fähig, Licht auch in ein dunkles Herz zu werfen und den Willen zu stählen zum Kampf für das Gute und Hohe. Für Schiller ist der Wille geradezu der Geschlechtscharakter des Menschen; der Wille macht diesen groß und klein; sich selbst zu bestimmen und das Gute um des Guten willen zu tun, ist für ihn das edelste Vorrecht des Menschen; er ist frei, und wäre er in Ketten geboren.

Und wie viele Fesseln hat Schiller selbst sein Leben hindurch tragen müssen! Nur eine Kraft voll ewig jugendlicher Begeisterung und selbstgewissem Mut konnte alle die Enttäuschungen und Entbehrungen überwinden. Schlug eine Hoffnung fehl, er klagte nicht; begegnete er Härte und Stolz, so sagte er sich tröstend: „Man kann uns niedrig behandeln, aber nicht erniedrigen.“ Schulden erschwerten ihm jahrzehntelang das Dasein, aber sie vermochten nicht, seine Spannkraft und den Glauben an sich selbst zu lähmen, und als sein äußeres Leben sorgenfreier zu werden begann, setzte die Krankheit ein und verwandelte die letzten Jahre in einen beständigen Kampf mit dem Sterben. Aber selbst dann überwand die Richtung auf die Ideen die Schmerzen; seine Gattin rühmte von ihm: „Welche Macht sein Geist über den Körper gewann, zeigt seine Kränklichkeit, sein langes Leiden. Oft, wenn er gelitten, was kein anderer ertragen hätte, fand man ihn heiter, ruhig, und durch seine Reflexionen über fremde Gegenstände gelang es ihm, sich zu vergessen!“

Nur sein markiger Wille erhielt ihn so lange aufrecht; aber andererseits ließ ihn auch die Richtung auf die Ideen, die unablässige geistige Arbeit und die Hingabe an sie mit voller Seele die notwendigen Forderungen der physischen Natur außer acht lassen, so daß wir das Wort Goethes begreifen,

die Idee der ideellen Freiheit habe Schiller getötet. Goethe erschien er jedesmal, wenn er ihn sah, größer und bedeutender, er vergleicht ihn mit Christus und sagt: „Er berührte nichts Gemeines, ohne es zu veredeln."

Wer da stand vor diesem an sich nicht schönen Antlitz mit der machtvollen Stirn, mit dem tiefen, kühnen Adlerblick, der gebogenen Nase, dem energischen Zuge um den Mund, der hatte den Eindruck der geborenen Größe: „Du stehst vor einem Unsterblichen." Seine Rede war voll Klarheit, zu immer Neuem und Höherem aufsteigend. Der Leidenszug, der in den letzten Jahren sein Gesicht noch mehr durchgeistigte und verklärte, ward dann von anmutigem Lächeln verhüllt. Schon Streicher erkannte in den Funken, die aus den umdüsterten und vielfach rötlich inflammierten Augen sprühte, den tiefen Geist.

In wortreicher Schwärmerei hat uns Novalis sein Bild entworfen als das eines Genius, in dem die Vollkommenheit erreicht wurde, das Unvereinbare vereinigt war: „so viel Natürlichkeit mit so viel Natur, so viel Individualität mit so viel Allgemeinheit, so viel Herzensgüte mit so viel Herzensstärke, so viel Einfachheit mit so viel Reichtum, so viel System mit so viel Art, so viel Charakter mit so viel Sinn, so viel Schema mit so viel Anwendung, so viele transzendentale Einbildungskraft und so viel Methode in der transzendenten, so viel Größe mit so viel Würde, so viel Liebenswürdigkeit mit so viel Liebe, so viel Grazie mit so viel Ernst vereinigt, in dessen Natur so viel Kunst und in dessen Kunst so viel Natur ist, der so viel Gesichtspunkte und doch nur einen hat, und endlich, der einer der seltenen Menschen ist, denen die Götter das hohe Geheimnis von Angesicht zu Angesicht offenbarten, daß die Schönheit und Wahrheit eine und dieselbe Göttin sei und daß die Vernunft der einzige Name und das einzige Heil sei, das den Menschen gegeben worden, der einzig wahre, echte Logos, der von Gott ausgegangen ist und zu ihm zurückkehrt."

Der junge Voß, der in den Jahren 1804—06 in Weimar Gymnasiallehrer war und im Hause Goethes und Schillers aus- und einging, weiß in rührendem Enthusiasmus nicht genug zu rühmen: „Ein wie herrlicher und teilnehmender Mann ist doch der liebe Schiller, dieser einzige! Wer hat einen

so warmen Sinn für häusliche Freuden und Geselligkeit? Wer besitzt eine solche gerade, anspruchslose Offenheit?" „Denke dir" — schreibt er ein andermal — „einen Mann von wirklich majestätischem Wuchs, einem schönen, freien, aber etwas eingefallenen und bleichen Antlitz, der, so lange man ihn ruhig sieht, finster und ernst scheint, dessen Gesicht aber, durch eine freundliche Rede in Tätigkeit gesetzt, durchaus herzlich und liebevoll ist. O, der Mann ist freundlich und gut wie wenige. Er ist als Schriftsteller groß und schön, aber größer und schöner ist, ihn im Kreise seiner Familie zu sehen. Goethe ist mir ein Vater, Schiller wie ein älterer Verwandter, gegen den man sich schon etwas herauswagen darf. Wer in ihm aus wahrer Neigung des Herzens den Menschen sucht, der ist ihm lieb und kann auf jede Auszeichnung rechnen." Und immer wieder kommt Voß auf den durchschlagenden Eindruck des Mannes zurück: „Als Dichter liebe ich ihn, aber als Mensch ist er mir noch unendlich lieber; er ist ganz Wohlwollen, seine ruhige, heitere Seele ist für alles empfänglich, was einem Herzen nur wohl tun kann. Liebe und Hingebung für jedes mitfühlende Wesen ist die fortdauernde Stimmung seines Gefühls."

Nichts konnte Schiller mehr Freude gewähren, als wenn er anderen eine unvermutete Freude bereitete. Wenn Schiller im Tell sagt: „Ein edler Mensch denkt an sich selbst zuletzt," so hat er diesen Grundsatz auch in sein Leben übertragen, das ein unablässiges Schaffen und Sorgen für andere war; „Ich sagte ihm," erzählt Voß, „ich hätte nur eines an ihm auszusetzen, daß er zu wenig Egoist wäre; er denkt auch wahrlich nur an die Personen um ihn her und an das, wofür er lebt, an sich aber gar nicht." Wieder jung ward er unter den Jungen, und die Studenten waren glückselig, wenn sie ihn in ihrer Mitte hatten. „Wir haben zusammen gesessen," berichtet der getreue Famulus, „bis 3 Uhr um unsern Trinkkönig herum, den herrlichen Schiller; er war ausgelassen, fröhlich, so unbefangen in seiner Freude, so offen, teilnehmend, bei guter Laune sehr unverblümt."

Wenn er nach Leidenstagen wieder wohler und freier sich fühlte, war er kindlich fröhlich und dankbar, und sofort rissen ihn der hohe Ideenflug und die ernste Arbeit wieder

empor aus aller Mühsal und Trübsal des kränklichen Leibes. Nach der Sektion lautet der Bericht: Nur bei seinem unendlichen Geiste wird es erklärbar, wie er so lange leben konnte. Also der Geist ist es, der den Körper organisiert, der Wille ist es, der immer wieder die physische Spannkraft hebt und steigert. So ging denn auch von dieser sittlichen Persönlichkeit ein unwiderstehlicher Zauber aus, und was Voß aus dem persönlichen Verkehr heraus in Dankbarkeit rühmt: „Schiller hat mich zu einem besseren, freieren Menschen gemacht," das haben zahllose bekannt, denen die Werke Schillers ein inneres κτῆμα ἐς ἀεί, eine unversiegliche Quelle des Genusses, der Erbauung, der Herzensandacht geworden sind. „Die menschliche Seite war in diesem Göttlichen die göttlichste." Und warum? Das Ideal war für ihn ein Erlebnis, war der Sieg in einem großen inneren Kampfe gewesen; er hatte sich „in die heilige Freiheit der Geister flüchten" müssen, als „das Schicksal alle Außenwerke erstieg."

Er empfand in der Gottgleichheit die Bestimmung des Menschen. — Nehmt die Gottheit auf in euren Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron. — Er erlebte, wie Herakles und jeder tiefer veranlagte und höher strebende Jüngling, den großen Moment jener Entscheidung, wo nur zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden die bange Wahl bleibt; aber ihm ist die Pflicht nicht ein ehernes Gesetz der Notwendigkeit, das den Menschen knechtet, sondern sein Banner ist die Idee der sittlichen Freiheit; das Gute hat nur Wert, wenn es aus freier Liebe zum Guten geboren wird, ohne Hoffnung auf jenseitigen Lohn. Er ward nicht Geistlicher, aber ein gottbegeisterter Priester des Guten und Wahren. Dogmentum war ihm fremd.

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. Und warum keine? Aus Religion!

Ihm blieben der Gottesglaube und die Willensfreiheit notwendige Forderungen der Vernunft.

Ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt

Lebendig der höchste Gedanke.
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Aber einem so liebevollen Geiste mußte die Religion der Liebe über allen anderen stehen, und so bekannte er:

„Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir nur deswegen so niedrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigentlichen Charakter des Christentums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts anderem als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christentum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit, oder der Menschwerdung des Heiligen, und in diesem Sinn die einzig ästhetische Religion." — So lautet denn auch ein Bekenntnis Karoline von Wolzogens: „Wahrheit und Liebe waren die Religion seines Herzens; Streben nach dem Reinsten auf Erden und nach dem Unendlichen und Ewigen ihr Erzeugnis, das eigentliche Leben seines Geistes, der, obgleich nicht lange auf der Erde weilend, doch in allen für das Höhere empfänglichen Gemütern die Überzeugung zurückließ, wenige seien edler gewesen, wenige hätten reicher und nachhaltiger gewirkt als er."

Das Geheimnis der Persönlichkeit Schillers ist der sittliche Heroismus, der die Schranken der Sinne überwindet und die Angst des Irdischen von sich wirft, um aus dem engen, dumpfen Leben zu flüchten in des Ideales Reich.

Zur Jahrhundertfeier von Schillers Todestage.

Von Professor Dr. Albert Köster in Leipzig.

Wie stammverwandte Altvordern einst um Baldr den kühnen Gott, den in der Fülle der Jugend Dahingerafften, die Totenklage anstimmten, so sind auch wir inmitten blühender Frühlingstage zu ernster Betrachtung versammelt, um das Andenken eines Großen unter den Menschen zu feiern, den Welt und Mitwelt zu früh verloren hat. Aber schon der helle zuversichtliche Klang des Eingangsgesanges zu unsrer Feier hat es vorausverkündet: wir wollen den 9. Mai nicht zu einem Tag der Trauer machen. Unser innerstes Empfinden fordert uns vielmehr auf, diese Gedenkfeier zu einem Fest des Dankes zu gestalten. Eines Menschen Leben währt ja weit über seine Erdentage hinaus, so weit wie seine Wirksamkeit reicht. Um drum ist er, in dessen Namen wir heute versammelt sind, auch am Gedächtnistage seines Todes uns ein Lebender, und vor allem auch heute noch ein Gebender, während wir, nicht gedemütigt, sondern froh bereichert, uns als seine Schuldner fühlen.

Wenn nun aber auch gebieterisch mahnend an jeden von uns heute die Pflicht herantritt, uns mit ihm, als einer gewaltigen Kulturmacht, auseinanderzusetzen, so ist diese Pflicht doch auf gar mancherlei Art zu erfüllen. Und Eine Frage besonders harrt der Antwort: Was gilt uns größer, der bewunderungswürdige Mensch, der vor hundert Jahren die Augen schloß, oder die Dichtungen, die er uns hinterließ? das Resultat seines Lebens oder dieses Leben selbst? das Werk oder das Wirken?

In solcher Unentschiedenheit gibt er mit eignem Munde uns die Antwort:

Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie tun, edle mit dem, was sie sind.

In der Tat, er selbst war mehr als Alles, was er geschaffen hat; sein größtes Werk ist doch sein Leben gewesen, weil es sein größter Sieg war. Und so sei denn unsre heutige Pflicht, ihm im Geiste noch einmal ein Monument aufzurichten, ihm ganz allein. Wenn es sonst des Historikers Pflicht ist, zu zeigen, was jede große geschichtliche Persönlichkeit von ihrer Zeit empfing und reichen Maßes wieder zurückgab, so gilt es heute in den Sockel des Standbildes nur den einen Namen einzugraben: Schiller, und dem inneren Auge den Menschen zu zeigen, ohne umschwebende Allegorien und ohne Troß, der ihn bedrängt und ihn verschwinden macht.

Aber wiederum: nicht ein starres Bild wollen wir vor uns hinstellen. Schiller war der Beweglichsten einer, in immerwährendem Wandel und Fortschritt begriffen. Und so wollen denn auch wir uns beweglich erweisen und den Pfad mit ihm schreiten, den er selbst gegangen ist zu seiner Läuterung und zur Bändigung seiner Kraft. Es ist ein steiler und steiniger Weg. Aber uns Deutschen ist es ja eigen, was die Ausländer so schwer begreifen, daß wir unsre Augen nicht mit Vorliebe auf denen ruhen lassen, die des Daseins Welle mühelos emporgehoben hat, sondern auf jenen Kämpfernaturen, jenen Tapferen, die dem Leben die Stirn geboten haben. Leid und Wunden eines großen Menschen sind uns ehrwürdig, mag er nun unterlegen sein, mag er triumphiert haben.

So lassen Sie uns denn heute noch einmal, ohne auf die einzelnen, wahrhaft dramatischen Episoden einzugehen, die einfachen Linien von Schillers Leben betrachten, die uns in so manchen Darstellungen leider durch das Übermaß des Beiwerks oder durch philiströse Umdeutung verhüllt werden; lassen Sie uns noch einmal schnellen Blickes überschauen, über welche Stufen Schiller zu der Höhe seiner Künstlerschaft ringend emporgeklommen ist; unser Auge wird dann geschärft sein zu sehen, wie dieses reiche Leben bis heute fortgewirkt und ob das deutsche Volk immer die richtige Stellung zu seinem großen Dichter eingenommen hat.

Wo immer ein Gewaltiger des Geistes geboren wird, da wiederholt sich jene Situation, die uns das Märchen vom Dornröschen tiefsinnig und kindlich zugleich erzählt: auch an

der Wiege solch eines Königskindes im Reich des Gedankens und der Kunst stehen zwei geheimnisvolle Frauengestalten. Lächelnd beugt sich die eine, die hohe Lichtgestalt zu dem Kinde uud spricht: Ich schenke dir Kraft zum Gestalten und wundersame Macht der Rede; du sollst ein Gebieter werden über die Herzen; hoch über andern Sterblichen sollst du wandeln. — Aber in der gleichen Stunde bohrt auch die andere, die finstere Nachtgestalt, die kalten grauen Augen hernieder und raunt dem Kinde zu: Und Sorge sollst du kennen lernen; leiden sollst du mehr als andre Sterbliche. Das ist mein Geschenk.

Auch an der Wiege des Knaben, der in ärmlicher Umgebung am 10. November 1759 in Marbach geboren wurde, standen unsichtbar diese beiden Gestalten. Und ihr Doppelspruch hat überreich sich an Schiller erfüllt. Der populärste Dichter hat die schwersten Lebensprüfungen bestehen müssen. Ihm ist in der Tat das typische Los des großen Genies gefallen: sich verzehren zu müssen an der Flamme seines Genius. Nicht als ob es seinem Leben an Sonnenschein gefehlt und als ob er selbst nicht auch einmal sich undankbar geäußert hätte. Das Schicksal hat es oft gut mit ihm gemeint; ihm ist weit hinaus, schon bei frühen Lebzeiten, der Ruhm eines großen Dichters und in der Stille viel Freundschaft und häusliches Glück zuteil geworden. Aber dennoch verdankt er in den meisten Fällen den Ansporn zu weiterer Selbsterziehung nicht dem, was wir in menschlicher Kurzsichtigkeit unmittelbar als ein Glück bezeichnen möchten; er verdankt ihn vielmehr den schwersten Schickungen, die das Leben auferlegt und die erst er selbst durch seine Energie dazu zwang, ihm dienstbar und dadurch glückbringend zu werden.

Anfangs war er trotz der Dürftigkeit der Familie weich gebettet. Das Kinderidyll in Lorch blieb ihm auch in Lebensstürmen eine teure Erinnerung. Er wußte, warum er später die Jungfrau von Orleans und den Demetrius in solchem Jugendparadies zeigte; er wußte, was es heißt, wenn die Blicke des gereiften Menschen sich zu so einem Asyl des Friedens zurückwenden können.

Hohen Ehrgeiz hat er als Knabe noch nicht gehabt.

Er träumte sich in eine schwäbische Pfarrstelle hinein; und auch des Vaters Phantasie beharrte, wenn er sich die Zukunft des Sohnes ausmalte, bei solchen Vorstellungen eines holden Philisteriums. Aber unter der Hülle keimt es doch schon in dem Knaben. Wir alle kennen jene Erzählung, wie er als kleiner Bube, angetan mit der schwarzen Schürze der Schwester, den Stuhl zur Kanzel macht und nun energisch Gehör fordert für seine Predigt. Es ist das eine nur mangelhaft verbürgte Anekdote; aber sie enthält mehr innere Wahrheit als mancher umständliche Bericht. Sie läßt die Begabung des Mannes schon bei dem Knaben als Anlage hervortreten. Ihr Sinn ist: in diesem Kinde steckt ein künftiger Redner.

Und das hat sich als wahr erwiesen. Schillers ganze Poesie — das ist ihre Stärke und ihre Schwäche — hat rhetorischen Charakter. Alles, was er je geschrieben hat, ist gesprochene Rede; selbst seine Abhandlungen wirken am reinsten, wenn man sie in dem Tempo eines lebhaft geführten, eindringlichen Gespräches, aber ohne jeden lebhaften Ton, laut vorliest. Denn nicht lehren, sondern erheben will er, die Phantasie und die Empfindung beschäftigen. Er fühlte sich zeitlebens nur dann in seinem Elemente, wenn er sich manifestieren, die Bewegung seines stark arbeitenden Gemüts auf ein möglichst großes Publikum übertragen konnte. Daraus erklärt sich ja bei seinen Lebzeiten und nach seinem Tode die unwiderstehliche Gewalt, die er über große Massen ausübt, selbst solche, die ihm auf die Höhen seiner Spekulation nicht folgen können.

Und diesen Knaben, als er schon nah an der Schwelle des Jünglingsalters steht, sperrt landesherrlicher Machtspruch oder, wie die Interpretation war, landesväterliche Fürsorge auf acht Jahre in die Militärakademie. Eine furchtbare Prüfung für einen Menschen, der schon Lebenspläne gemacht hatte.

Die Akten über den Herzog Karl Eugen sind geschlossen. Kein Zweifel, er hat wie mancher absolute Herrscher, wenn nur erst seine eignen fürstlichen Launen ausreichend befriedigt waren, für seine Landeskinder die besten Absichten an den Tag gelegt. Auch die Militärakademie war, abgesehen von einzelnen unerhörten Erziehungsgrundsätzen und trotz des etwas leblosen Unterrichts, ein vortrefflich geleitetes Institut;

Hunderte von Jünglingen haben denn auch ungefährdet und sogar zu ihrem Heil den Drill dieser Anstalt über sich ergehen lassen. Nur für eine Natur wie Schiller war solche Erziehung eine Qual. Wir können aus weiter Ferne heute leicht beweisen, daß wir Werke wie die „Räuber“ und „Luise Millerin“ nie würden erhalten haben, wenn ihr Dichter nicht die Knechtung am eignen Leibe gespürt hätte. Was aber ihm selber diese Jahre bedeuteten, ist unausdenkbar und nur aus jenen revolutionären Jugendwerken selbst zu erschließen. Er, der geschaffen war, wie ein Baum des Hochwalds aufzuwachsen, er mußte hier im Treibhaus sich ducken und einbequemen; er, dem die Wahrhaftigkeit auf der offnen, hohen Stirn geschrieben stand, er mußte, ohne daß er sich dessen anfangs selbst bewußt wurde, heucheln und schmeicheln lernen. Er, der schon aus manchen Gerüchten und aus den heimlich gelesenen Dichtungen der Stürmer und Dränger wußte, wie überall das deutsche Bürgertum den Druck der Bevorrechteten empfand, er mußte mit zehnfach stärkerem Temperament diesen Druck jahrelang selbst ertragen. Und vor allem: Er, der, wie er einmal veranlagt war, sein Weh hätte in die Welt hinausschreien mögen, er mußte schweigen. Das war das Härteste.

Und wer will nun sich wundern, daß, als endlich ihm die Zunge gelöst wurde, zuerst Werke von einer rücksichtslosen Überkraft, voll schäumender Entrüstung, voll Roheit und Maßlosigkeit ans Licht traten! Trotz allem, was kühler Verstand an ihnen benörgeln mag, sind sie schön, diese brausenden Dichtungen, schön wie der Zorn, der sie geschaffen hat.

Aber nur ein paar Jahre durfte die Leidenschaft sich so gehn lassen; dann rief der junge Dichter selbst sich zur Besinnung.

Es ist bekannt, aus welchen Ursachen Schiller von Stuttgart nach Mannheim floh. Tief begründete Mißverständnisse und einzelne offne Konflikte mit dem Herzog gesellten sich zu Enttäuschungen im Dienst und schweren Demütigungen von Schillers Kraftgefühl; der gewaltige Theatersieg in Mannheim ließ ihn empfinden, daß eine freie künstlerische Entwicklung für ihn eine unabweisbare Forderung sei. Und so riß er denn die Ketten, die ihn an Schwaben fesselten, entzwei. Aber die Bedeutung dieses Schrittes ist nicht nur die einer

Sicherstellung seiner eignen Person; sondern die Flucht ermöglichte ihm das, was ihm in seiner engeren Heimat nie gelungen wäre: aus einem schwäbischen Dichter ein deutscher Dichter zu werden. Denn an dem großen geistigen und künstlerischen Aufschwung des 18. Jahrhunderts ist Oberdeutschland auffallend wenig beteiligt. Fast alle namhaften Dichter, Hagedorn und Gellert, Klopstock und Lessing, Herder, Lenz, Goethe, Klinger, Bürger, Hölty, Voß, und wie sie heißen mögen, sie sind Mittel- oder Niederdeutsche gewesen. Und die wenigen angesehenen Oberdeutschen, wie Wieland und Schiller, haben den vaterländischen Boden verlassen und sich zu jenen andern gesellt.

So legte auch Schiller schon in Mannheim und an seinen späteren Wohnsitzen manche Einseitigkeit seiner Stammesart ab; vielleicht wird ein Schwabe ihm sogar vorwerfen, er habe zu viele Zugeständnisse gemacht. Und gar so unrichtig würde das nicht sein; denn die Veredlung von Schillers Kunst ist mindestens nach der sprachlichen Seite hin zugleich eine Verarmung gewesen. Hatte der junge Dichter in seinen ersten Dramen und in der Anthologie von 1782 noch manchmal die Alltagsrede seiner Heimat nachgeahmt, schwäbische Reime durchschlüpfen lassen und sogar Versuche mit volkstümlichen Stoffen gemacht, so schwindet das in wenigen Jahren völlig, seitdem er in Mannheim Umgang mit der großen Welt gefunden, sich ein würdevolleres Auftreten anerzogen und eine engere Berührung mit der französischen Dichtkunst gesucht hat. Seitdem hat Schiller für alle Zeit, mit einziger Ausnahme vielleicht von „Wallensteins Lager“, in seinen Versen und seiner Prosa nur die gewählte Schrift- und Umgangssprache der höheren Gesellschaft seiner Zeit geredet, sich stets in der gleichen vornehmen, und doch nicht unnahbaren Höhe und in absichtlich eingeschränktem Kreise der Wortwahl gehalten. Zwischen der Sprache des „Don Carlos“ und der der höfischen Personen in „Luise Millerin“ besteht ein so großer Unterschied, daß wir dem Dichter zugestehen müssen: er hat die Mannheimer Lehrjahre nach dieser einen Richtung hin wahrlich ausgenutzt.

Aber Schiller ist auf diesem Wege künstlerischer Durchbildung nicht stetig fortgeschritten; auf die Mannheimer Zeit

folgen Jahre, in denen wir an ihm irre werden könnten. Fern sei es von uns, an die selbstlosen Freundschaftsdienste, die ihm Körner leistete, nur mit einem leisen Worte der Kritik zu rühren. Das Verhalten dieses edlen Mannes steht so hoch da, daß wir auch ihn in die Dankgefühle des heutigen Tages mit einschließen müssen. Aber anders sehen die Dinge von Schillers Seite aus. Wenn er plötzlich in der Pfalz alle Brücken abbrach und nach Sachsen übersiedelte, so hatte er dafür keinen andern Grund, als daß er eben dem Ruf der Freundschaft folgte. Mit seinen künstlerischen Aufgaben hatte das gar nichts zu tun. Und wenn er Jahre lang in Sachsen blieb, hier nur den „Don Carlos“ vollendete, sonst aber Pläne auf Pläne faßte und alle unausgeführt liegen ließ, so kommen wir doch zu dem Urteil: so schön diese hingebende Pflege von seiten der Freunde sich bewährte, für Schillers Charakter, der sich im Kampf erst stählen sollte, war sie zu weich; die Jahre des sächsischen Aufenthalts haben seine Entwicklung nur verzögert.

Schiller mußte, um die alte Schaffenskraft zurückzugewinnen, seine Selbsterziehung dort wieder aufnehmen, wo er sie sich in Mannheim hatte aus den Händen gleiten lassen. Oder mehr noch: er mußte sich entschließen, ganz neue entsagungsvolle Pfade zu betreten.

In seiner Stuttgarter Periode hatte er, je mehr er vom Menschenverkehr abgesperrt war, geglaubt sympathisieren zu können mit der ganzen Welt. Es war ihm Bedürfnis gewesen, mitzuschwärmen mit den Genossen seiner Jugend und mit den Gestalten seiner Dichtungen. Er konnte ein Gefühl des Alleinseins nicht ertragen. „Stünd' im All der Schöpfung ich alleine, Seelen träumt' ich in die Felsensteine“, so ruft er in seiner Freundschaftsode; und noch in Dresden klingt es aus dem gleichen Gefühl heraus: „Seid umschlungen, Millionen!“

Aber er hat umlernen müssen. Je klarer er seine Lebensaufgabe vor sich sah, desto festeren Boden gewann in ihm die Überzeugung, daß er das Wertvollste, was seine Begabung heischte, in dem Gewirr des menschlichen Getriebes und in der Mitberatung der Freunde nicht finden werde, sondern daß er sich eine Zeit, vielleicht eine lange Zeit des Selbst-

besinnens auferlegen und sich vor der Welt ohne Haß verschließen müsse. Als er von Dresden nach Weimar zog, hoffte er wohl noch, dort an dem kunstsinnigen Hofe eine Rolle spielen zu können; gerade in Weimar aber wurde ihm die höhere Pflicht offenbar.

Wer immer in der Kunst, der Wissenschaft oder sonst einem Gebiete menschlicher Mission nur dem Beruf im eigentlichsten Sinne dieses Wortes folgt, wer nur auf die Stimme des innewohnenden Genius horcht, nur ihm die Verantwortung für das Leben und das Wirken überläßt, um den wird es einsam mit der Zeit, so einsam, daß er wohl zu Zeiten schaudern mag. Wohl kann er von der Höhe herab, je weiter der Weg bergan führt, zu immer breiteren Massen sprechen; auch dringt aus der Tiefe der Wiederhall und Beifall der Menge herauf: er selbst aber wandelt auf dem Höhenweg allein.

Diese freiwillige Einsamkeit hat Schiller gewählt; er hat aber auch den Segen der Isolierung erfahren. Seine Kraft und sein Kraftgefühl wuchs, als er auf sich allein gestellt war, und aus tiefster eigner Überzeugung konnte er später seinem Tell das Bekenntnis in den Mund legen: „Der Starke ist am mächtigsten allein".

Schillers Briefe aus der Weimarer Einsiedelei sind meist nur Ausdruck von Augenblicksstimmungen. Wollen wir wissen, was zutiefst in seiner Seele vorging, so müssen wir das große Bekenntnis befragen, das er in dem Gedicht „Die Künstler" 1788/89 niederlegte.

Künstler! — Das Wort ist heute traurig entwertet. Jeder kleine Fachgebildete nennt sich so; und vielleicht nur die wenigen, in denen echte Künstlerschaft lebt, tragen eine heilige Scheu, den Namen für sich in Anspruch zu nehmen.

Im 18. Jahrhundert hatte man den Begriff erst wiederentdeckt. Früher hatte als Dichter der gegolten, der nach guten Mustern saubere Verse machte, und zwar möglichst viele. Und sein Lohn war der unmittelbar gespendete Beifall gewesen, der meist schon dem Buche selbst gedruckt beigegeben wurde. Erst das 18. Jahrhundert hatte in dem Dichter den Künstler, und in dem Künstler die große Persönlichkeit wieder-

gefunden. Klopstock in dem Gefühl seiner eignen Begnadung ist einer der ersten gewesen, der das schon in früher Jugend ausgesprochen hat. Als er die Dichter seiner Zeit im Geist an sich vorüberziehen läßt und bei Hagedorn betrachtend stille hält, da widmet er ihm die Worte:

Dein Leben ist
Viel süßgestimmter, als ein unsterblich Lied.
Du bist in unsokrat'schen Zeiten
Wenigen Freunden ein teures Muster.

Damit hat er den Zeitgenossen eine herrliche Erleuchtung gebracht. Unter den Dichtern der Vergangenheit und Gegenwart rücken seitdem wieder die an die erste Stelle, die als vorbildliche Menschen am höchsten stehn und deren Werke reinster Abdruck ihrer eignen geläuterten Persönlichkeit sind. Und das Kennzeichen für dieses Schaffen, für diese rastlose Erfüllung einer auferlegten Mission, ist nicht mehr die satte Selbstzufriedenheit früherer Tage, sondern die ewig vorwärts spornende Unbefriedigung, die aus einer herben Selbstkritik entspringt. Erst fern am Ziel (wenn je das Ziel erreichbar ist) winkt der Lohn, der nun nicht mehr im lauten Beifall der Menge besteht, sondern in der leisen Zustimmung des eignen schöpferischen Innern: Siehe, es ist gut.

So lernte auch Schiller empfinden in den Tagen seiner Einsamkeit. Wenn es in seiner Seele Gewißheit wurde, daß auch er ein Künstler sei, so schöpfte er daraus nicht eine bequeme Genugtuung, sondern das Gefühl einer hoben Verantwortlichkeit, die er in jenem ernsten Bekenntnis auch allen übrigen Künstlern auferlegte. Aus ihr aber wiederum ging der Wunsch und die Notwendigkeit hervor, sich der hohen Würde wert zu machen.

Schiller fühlte sich noch nicht gerüstet; und nicht im Schaffen, sondern zum Schaffen wollte er reifen. Seine Jugendproduktion war noch roh empirisch gewesen, seine bisherige Weiterentwicklung nur Stückwerk. Jetzt beschließt er, der geborene aber noch nicht ausgebildete Künstler, für eine lange Frist der Kunst zu entsagen, eine ganze Kette von Jahren an seine Studien zu wenden und auf einem weiten Umweg einen strengen Erziehungsgang zu durchschreiten, der

ihn erst spät zum poetischen Schaffen zurückführte. Nie ist Schiller größer gewesen, als damals, da er diese Entsagung übte. Und wohl auch nur in dem pädagogischen 18. Jahrhundert war solch ein Entschluß möglich.

Damals hat Schiller, gleichsam um sich in seinem Vorhaben noch zu bestärken, die Professur in Jena angenommen. Er hat dem dortigen Lehrkörper angehört in der Ruhmeszeit dieser Universität; man hat seinen Namen mit Stolz in den Vorlesungsverzeichnissen geführt, auch als er nie mehr das Katheder betrat. Er, dem die Unzulänglichkeit seiner schulmäßigen Bildung zeitlebens anhing, hat durch ungeheure Energie diesen Mangel ausgeglichen. Mit unvergeßlich hohen Worten hat er von Wert und Würde der Wissenschaft schon gleich in seiner Antrittsrede gesprochen, in der er den wahren selbstlosen Vertreter der Wissenschaft durch eine unüberschreitbare Kluft trennte von dem armseligen eigensüchtigen Brotgelehrten. Aber wie kostbare Anregungen er auch gespendet hat, mehr noch durch seine Persönlichkeit als durch einzelne Taten, sein öffentliches Wirken war doch nur von kurzer Dauer und geringem äußeren Erfolg. Auch hier gelang es ihm nur, der Redner zu sein; die Begabung des Lehrers fehlte ihm. Er hat sein Bestes immer nur in privater Unterweisung geben können.

Jena aber ist der geweihte Ort seiner wahrhaft heroischen Kämpfe und Siege geworden. Hier setzte Schiller zunächst seine in Weimar begonnenen historischen Arbeiten fort, die ein wichtiger Hebel für seine innere Befreiung wurden. Er sah die Aufgabe des Geschichtsschreibers — denn nur das, nicht Geschichtsforscher wollte er sein — darin, daß er hinter den Fragmenten der Überlieferung und hinter aller absichtlichen und unabsichtlichen Entstellung die höhere psychologische Wahrheit nicht nur zu suchen und zu finden, sondern sie nötigenfalls auch ergänzend zu erfinden habe. Und nach dieser Richtung hin hat Schiller, auch später noch in seinen Dramen, eine gewaltige Kraft der Gestaltung bewiesen: um Wallensteins Beweggründe und Taten mag die Wissenschaft noch Jahrhunderte streiten, in der Phantasie des Volkes bleibt der gewaltige Generalissimus fortan so stehn, wie ihn Schiller gezeichnet hat.

Solche Aufgaben psychologischer Analyse, vor die der Dichter hier gestellt wurde, mußten ihm oft genug Ersatz bieten für den Mangel an Umgang mit lebenden Menschen. Und auch sonst verbanden ihn diese Beschäftigungen aufs Engste mit seiner Zeit. Denn Schiller hat die Geschichte stets, ja fast ausschließlich als Vorbedingung für das Verständnis der Gegenwart aufgefaßt. Und so führen denn von hier nur kurze Brücken zu jenen Aussprüchen, in denen er auf seine Art Stellung zur politischen Lage seiner Zeit nimmt. Immer aber muß man von Jahr zu Jahr erkennen und bewundern, wie Schiller in Bewegung, in Entwicklung bleibt, wie er immer aufs neue sich aus beengenden Schalen befreit. Es ist darum, wenn man nach seinen historisch-politischen Überzeugungen forscht, ganz falsch, ihn bei irgendwelchen Bekenntnissen, etwa bei jenen Sprüchen, die er zehn Jahre vor seinem Tode dichtete, festzunageln. Bei jedem Wort, das man von ihm zitiert, muß man hinzufügen: „das hat er in dem und dem Jahre gesagt“, und dann schauen, ob er sich nicht später anders geäußert hat. Denn dieser bedingungslos Ehrliche hat nie gezögert, überwundene Urteile wenn nicht zu widerrufen, so doch durch bessere zu ersetzen.

Den ganzen Ernst seiner Selbsterziehung sieht man dann weiter in seinen philosophischen Schriften, die eigentlich der Schlüssel zu seinem ganzen Wesen sind, viel zu wenig gekannt und viel zu wenig geliebt. Das sind nicht Belustigungen des Verstandes und Witzes; das sind auch nicht Emanationen eines rein spekulativen Geistes, dem der Ausbau seines philosophischen Systems Selbstzweck ist; sondern das sind Gespräche, die ein ringender Künstler mit sich selbst anstellt und die er darum auch nur bis zu dem Punkte führt, an dem ihm die erwünschte Klarheit zuteil wurde. Diese stolz-bescheidenen Fragmente, die von Phantasie und Begeisterung erfüllt sind, abstrakt zu ergänzen, sie in ein System hinein zu zwingen, das ist schon ein Verkennen ihrer Eigenart. Ja, selbst ein Vergleich dieser Schriften mit den Kritiken Kants, denen sie ja viel, wenn auch nicht ihr Schönstes verdanken, ist nur dann am Platz, wenn man sich stets der verschiedenen Zwecke beider Denker bewußt bleibt. Die Merkmale, die der strenge Kantianer zu bemängeln geneigt ist, Schillers Ringen um die objektiven

Merkmale des Schönen, seine Vermischung von Ästhetik und Ethik, seine Auflösung von Kants starrem Pflichtbegriff, der seinem künstlerischen Sinne weh tat, weil er alle Grazien zurückschrecke, — gerade diese Züge führen am tiefsten in Schillers Wesen ein.

Die historischen und philosophischen Schriften, dazu die Briefe des Dichters und die Berichte von Zeitgenossen, das sind die lauten Zeugnisse dafür, wie Schiller in den Jenaer Jahren an sich arbeitete. Was er darüber hinaus mit sich ganz allein auszumachen hatte, entzieht sich unserm Wissen. Aber wir brauchen nur einen Blick auf die leidgeprüften Züge seines edlen Antlitzes zu tun. Auch die sprechen von jahrelangen Kämpfen und einem letzten großen Sieg. Er, der ein kräftiger Knabe und Jüngling gewesen war, trug seit Mannheim ein schweres Siechtum in sich, das in der langen Stubenarbeit von Weimar und Jena so zunahm, daß es sich als unheilbar erwies. Seit dem Jahre 1791 sind alle Werke Schillers unter dem Vorgefühl eines frühen Todes entstanden; und wer zu hören versteht, kann manchen Laut der Selbstbeherrschung oder der gefaßten Trauer vernehmen, wie ihn das Leiden dem Dichter abgepreßt hat, nie aber einen Ton schwächlicher Klage. Er hat seinem Wallenstein das triumphierende Wort in den Mund gelegt: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut". Dies Wort durfte er auch im eignen Namen sprechen; es kann ein Motto für die letzten Jahre seines Lebens, eine Unterschrift unter sein Standbild sein.

Sieben Jahre ist Schiller die einsamen Pfade seiner Läuterung gegangen, auf denen wir ihn begleitet haben. Jetzt erst durfte er zu seiner Kunst zurückkehren, die in all der Zeit die Sehnsucht seiner Tage und Nächte geblieben war. Und jetzt auch erst durfte er sich dem größten Künstler seiner Zeit an die Seite stellen. Bisher hatten Goethe und Schiller, jeder mit sich selbst beschäftigt, einander meiden müssen. Für das letzte Jahrzehnt von Schillers Leben aber gehörten sie, nachdem sie alle dichterischen Zeitgenossen an innerer Entwicklung hinter sich gelassen, auf das engste zusammen.

Die Früchte ihrer wechselseitigen Anregung sind Allgemeinbesitz; wir brauchen auf sie nicht hinzuweisen. Auf Schillers Seite war nach den kleineren Ernten der Xenien und

Balladen der „Wallenstein" der herrlichste Triumph, auch er, ganz nach dieses Dichters Art, Resultat eines stolzen Kampfes. Wohl hat Schiller die dramatische Kunst der Alten hingebend verehrt, wohl hat er Shakespeare seit Jugendtagen gehuldigt; selbst gegen die französischen Klassiker ist er allmählich gerecht geworden. Jetzt aber strebte er über sie alle hinaus zu etwas, was ihm und uns höher stehn mußte als alle Bewunderung des Auslands: zu einer nationalen Kunst. Etwas scheinbar Unmögliches hatte er sich zum Ziel gesetzt: die beiden höchsten Gipfel bisheriger dramatischer Leistungen wollte seine Gigantenfaust gegen einander beugen, den Ossa auf den Pelion türmen, Sophokleische Kunst mit Shakespearischer zu einer höheren, den deutschen Bühnenverhältnissen entsprechenden Einheit verschmelzen. Und soweit unsre Phantasie sich das vorstellen kann, ist ihm allerdings der kühne Versuch geglückt. Nicht nur die technischen Vorzüge zweier Stilgattungen, sondern auch, ins innerste Gefüge der Handlung greifend, hat er die Vorstellungen vom Walten des Schicksals aus dem griechischen und dem englischen Drama zu neuer Harmonie verbunden.

In den Jahren seiner Verbindung mit Goethe bilden sich bei Schiller die Züge völlig aus, durch die er sich für alle Zeiten ebenso begeisterte Freunde, wie entschiedene Gegner geschaffen hat. Da er an sich selbst bewiesen hatte, welche Siege ein starker Geist über einen kranken Körper davontragen und welche Mäßigung ein eiserner Wille selbst einer anfangs maßlosen Natur abgewinnen könne, so stellte er ebenso hohe Anforderungen auch an andre, an die Künstler zunächst, dann aber auch an sein Publikum. Sein Bedürfnis, den Hörer oder Leser unwiderstehlich mit emporzuziehen in die Höhen, wo er selbst heimisch war, traf mit leidenschaftlichen Wünschen großer Teile des deutschen Volkes zusammen. Wer sich nicht mit eigner Kraft aus den Niederungen des Lebens hinaufarbeiten konnte, der fand hier hilfsbereite Arme, die ihn in eine verklärtere Welt entrückten. Er mußte nur den Glauben an diese ideale Welt mitbringen.

So ist es gekommen, daß Schiller nicht, wie man feindselig gesagt hat, der Dichter der Unreifen und Unmündigen

geworden ist, sondern der Dichter der blühenden Jugend, der Jugend, die nicht deshalb an Ideale glaubt, weil sie sich tatenlos an ihrem Anblick weiden möchte, sondern weil sie in der Brust noch die Siegesgewißheit fühlt, diese Ideale verwirklichen zu können. Oft ist ja dann freilich die Erfahrung gemacht und ausgesprochen worden, daß der reife Mann sich minder willig der Einwirkung Schillerscher Dichtung hingebe, offenbar weil er zu ihrer Geschlossenheit so gar nichts aus der eigenen Erfahrung und Phantasie hinzutun kann. Ebenso oft aber hat man bemerkt, daß Menschen nach einer Zeit der Entfremdung freien Schrittes zu Schiller zurückgekehrt sind. Denn in der Tat, den Weg zu ihm kann jeder einmal wieder finden, der entweder zu Zeiten sich noch voll Pietät in die Träume seiner eignen Jugend zurückversetzen kann, oder der die Ideale dieses Dichters als geschichtlich bedingte Ideale aufzufassen vermag, oder der hinter all dieser leuchtenden Poesie immer ihren ernsten Verkündiger erblickt, den Menschen mit der unanfechtbaren Lauterkeit und Festigkeit des Charakters, den Mann, der lieber ein Pamphlet schrieb, als daß er eine unwahre Huldigung ausgesprochen hätte. Wo dieser Mann gehuldigt oder Verehrung bekannt oder vor Idealen gekniet hat, da ist es in des Herzens reinster Wahrhaftigkeit geschehen.

Größeres nun, als den Wallenstein, hat Schiller nicht geschaffen. Dies Drama ist das Ergebnis unverdrossenen Kunstfleißes; und es ist Schiller deshalb so herrlich gelungen, weil er hier, wie seine Natur es verlangte, sich eine lange Arbeitszeit gegönnt hatte. Er konnte nicht schnell produzieren, hatte zum Journalisten wie zum Gelegenheitsdichter im landläufigen Sinne nicht die geringste Begabung. Drum sind ihm, als er nun hinfort die errungenen Kunstmittel rasch und bequem handhabte, nicht mehr Werke vom gleichen Schwergewicht gelungen. Unermüdlich aber blieb er bis an das Ende; die letzten Fieberphantasien verrieten noch den qualvoll weiterschaffenden Künstler. —

Unmittelbar nun nach seinem Tode beginnt sein intensives Weiterwirken. Und dreimal schon in der kurzen Spanne eines Jahrhunderts hat er die Kraft und Fülle seiner Anregungen bewiesen. Das steht ohne Beispiel in dem Nachleben

eines Künstlers da. Die Popularität, die er schon bei Lebzeiten errungen, steigerte sich noch im deutschen Befreiungskriege. Die aufwärts reißenden, oft gewaltsamen Weckrufe seiner Begeisterung, der bei aller Vornehmheit doch gemeinverständliche Ausdruck seiner erhabenen Vorstellungen und Gesinnungen, die gleichmäßig breiten Schwingungen seiner Verse geben, vereint mit den Weiherhythmen Mozartscher Musik, für jene Zeit den rechten Klang. Das jählings wie in Betäubung zusammengesunkene und dann wieder wunderbar schnell erstarkte Volk hat sich berauscht an diesen brausenden Orgelklängen unserer Sprache. Und wer als vaterländischer Sänger damals die Stimme erhob, er wurde, wenn auch nur vorübergehend, in den Bannkreis des Telldichters hineingezogen. So gab Schiller noch im Tode seinem Volke zu den Waffen von Eisen die Waffen des Worts.

Und dazu kam, daß die Situationen der letzten Dramen, die er gedichtet hatte, seltsame Analogien boten zu der Gegenwart von 1813. Wenn man sich die französische Monarchie unter Karl VII. vorstellte, wie sie dem Untergang nahe war und dann wundersam gerettet wurde, oder das kleine Hirtenvolk der Schweiz, das sich gegen den unerträglichsten Tyrannendruck verbündete und waffnete, wenn man klopfenden Herzens die Bekenntnisse der Vaterlandsliebe vernahm, die der Dichter seiner Jungfrau von Orleans, seinem Stauffacher, seinem Attinghausen in den Mund gelegt hatte, wenn man Worte hörte wie:

Es ist *ein* Feind, vor dem wir alle zittern,
Und *eine* Freiheit macht uns alle frei,

dann mußte Schiller der erregten Phantasie wahrlich als ein Prophet gelten, der er in Wirklichkeit nicht gewesen ist, und zwar als ein Prophet, dessen Orakel eingetroffen seien und dessen Worte drum auch weiterhin jedes Zutrauen verdienten.

In weiten Kreisen setzte sich, von Jahr zu Jahr zunehmend, die Vorstellung fest, als seien alle spruchartig sich abrundenden Verse Schillers, gleichviel welcher Person seiner Dramen er sie zuteilt, auch in des Dichters eigenem Namen gesprochen, als seien sie schlechthin allgemeingültig und ihr Autor für jedermann in allen Lebenslagen und Verlegen-

heiten der unanfechtbare Berater. Diese ins Breite gehende Popularität des Dichters, so schön sie im Anfang war, hat ihm später sehr geschadet. Je mehr seine Worte gebraucht und mißbraucht wurden, desto mehr verschob sich in der Volksphantasie sein Bild. Was in der aufgeregten Zeit von 1813 und 1815 seine Berechtigung gehabt, das erfuhr in den Jahren der Stagnation und nach der Enttäuschung von 1848 eine anfangs unmerkliche, dann folgenschwere Umwandlung. Vernunft ward Unsinn, Wohltat Plage. Denn es gibt zweierlei Popularität: die eine beruht auf tiefem Verständnis des Gefeierten und trägt ihren Segen in sich selbst; die andre geht hervor aus einem gutmütig verständnislosen Vorurteil und muß eines Tags der strengeren Wahrheit weichen. Schiller ist eine Zeitlang dieser zweiten Art von Volkstümlichkeit verfallen. Er, der sich zu einem Aristokraten der Bildung emporgearbeitet hatte, wurde schon vor der Mitte des 19. Jahrhunderts vielfach herabgezogen zum Wortführer des deutschen Philisteriums. Der Durchschnittsbürger legte sich eine winzige Auswahl des Gemeinverständlichsten aus Schillers Dichtungen zurecht und ignorierte alles übrige. Nach dieser Auslese, an deren Spitze natürlich das Lied von der Glocke stand, schuf er sich ein freundliches Bild seines Lieblingsdichters. Und so wimmelt es nun jahrzehntelang in allen Stammbüchern und Hochzeitstoasten von Zitaten aus Schillers Werken. Ja, was bezeichnend ist für eine fragwürdige Art von Popularität: kein Dichter ist so oft witzlos, nur für die Lachlust von Banausen parodiert und travestiert worden, wie eben er.

Das Jahr 1859 brachte ihm dann freilich eine große Genugtuung, und damit konnte er zum zweitenmale eine ebenso umfassende Wirkung ausüben wie 1813. Das ganze deutsche Volk ohne Unterschied des Standes, des Alters und der Partei tat sich zu einer Feier ohne gleichen zusammen. Und nicht etwa waren es diesmal nur die großen Scharen der Hurrarufer und Phrasenhelden, die den Ton angaben, sondern auch die Urteilsfähigsten, die Erlesensten des Volkes führten das Wort: Jakob Grimm, Gottfried Keller und viele andre benutzten damals die Gelegenheit, nicht nur den geliebten Dichter zu verherrlichen, sondern auch unvergeßlich Schönes über unser ganzes Volk, unsre Sprache, unsre Poesie zu sagen.

Im Jahre 1859 war die Wertschätzung Schillers so groß, daß viele ihn unmittelbar neben, ja sogar über Goethe stellten. Diese Auffassung war zwei Jahre früher auch durch das Weimarer Doppelstandbild zum Ausdruck gekommen — Goethe und Schiller die Hand nach einem und demselben Dichterkranze ausstreckend — jenes würdevolle Monument, dessen innere wie äußere Harmonie uns bei jeder neuen Betrachtung wieder wohltut, auch wenn wir die darin verkörperte Überzeugung nicht mehr teilen. Aber mochte der Erörterung über den Vorrang Goethes oder Schillers eine Überschätzung, oder, was wohl richtiger ist, eine falsche Fragestellung zugrunde liegen, es war doch etwas Wundervolles und Erhebendes, daß ein ganzes Volk, das sich über seine sprachliche und kulturelle Einigung hinaus auch nach einer nationalen und politischen sehnte, seinen Dank konzentrieren durfte auf eine einzige leuchtende Heroengestalt. Und dem Dichter, dem Denker, dem Begeisterer in Schiller gebührte dieser Dank mit Recht; ein Irrtum war es nur, hervorgerufen durch die Zeitlage, daß man in dem hohen Freiheitsapostel damals auch einen großen politischen Geist entdecken und feiern wollte. Das ist er nicht gewesen; das konnte er zu seiner Zeit gar nicht sein. Nicht nur seine Werke, auch seine Briefe schweigen, wenn man sie auf Aussprüche eines politischen Sinnes hin durchforscht.

Das deutsche Bürgertum, als es im 18. Jahrhundert die eng begrenzten Sorgen um die eigne Existenz überwunden hatte und nun weiter hinauszublicken wagte, hat erst langsam in der Folge dreier Generationen mit mannigfachen Rückfällen lernen müssen, zuerst weltbürgerlich zu schwärmen, dann vaterländisch zu empfinden und zu handeln, und endlich politisch zu denken und zu urteilen. In dem Beginn dieses großen Prozesses, der beinahe ein Jahrhundert umfaßt, ist Schiller der Nation ein wichtiger Helfer und Wortführer gewesen; herrlicher als er hat keiner das sehnsuchtsvolle weltbürgerliche Bekenntnis unsrer Urväter im Worte gefaßt. Aber in die Einzelheiten der augenblicklichen Zeitfragen hatte er keinen ruhigen Einblick; daran hinderte ihn seine schnell auflodernde Leidenschaft und seine Neigung, die politischen Probleme ihres momentanen Anlasses zu entkleiden und von ihnen stets zu allgemeinen Menschheitsfragen aufzusteigen.

Niemals ist Schiller populärer gewesen als im Jahre 1859; eine überschwängliche Dankesfülle hat man ihm entgegengebracht, so groß, daß aus dem Übermaß unweigerlich auch Schaden hervorgehen mußte. Der blieb in der Tat nicht erspart. Aus der Anerkennung Schillers hörten ungezählte Poeten die Aufforderung heraus, mit ihren kleinen Schritten seinen Riesenfußstapfen nachzutrotten. Schon die politische Lyrik der Vierzigerjahre hatte noch einmal ganz den Tonfall Schillerscher Verse und Schillerscher Phrasen angenommen. Und vor allem eine Legion von Dramatikern glaubte ihn durch ihre Gefolgschaft zu ehren, jene vielen rosigen Nachahmer mit dem sehnsüchtigen Augenaufschlag. Wäre Schiller in den Vierziger-, Fünfziger-, Sechziger-, Siebzigerjahren auf die Erde zurückgekommen, niemanden würde er mit schärferen Geißelhieben zum Tempel der Kunst hinausgetrieben und mit vernichtenderen Xenien verfolgt haben, als die, die sich mit lächelnder Vertraulichkeit an seine Sohlen geheftet hatten und die durch ihre breitspurige Majorität den besten unter unsern Dramatikern solange den Platz versperrt hatten, einem Kleist, Grillparzer, Hebbel. Es konnte nicht ausbleiben, daß man das, was dieser Bettelchorus der Epigonen verschuldet hatte, Schiller selbst zur Last legte, ihm, nach dessen Sinne es niemals gewesen wäre, die Gegenwart um der Vergangenheit willen zu vergessen oder gering zu schätzen. Dieser ganze Heereszug von Nachahmern mußte erst wieder verjagt werden, wenn bessere Zeiten kommen sollten; Schiller selbst mußte, um nach seinem ganzen Wert geschätzt zu werden, erst wieder als der Einsame dastehen, zu dem er sich im Leben heraufgearbeitet hatte.

Daß das wenigstens angebahnt, wenn auch noch lange nicht erreicht ist, das ist auf der einen Seite dem durch Goethe geweckten und immer wachsenden künstlerischen Sinn im Volke zu danken; anderseits hat, was man in den Kreisen des „Freien Deutschen Hochstifts" verständnisvoll bestätigen wird, auch die deutsche Wissenschaft ihr bescheiden Teil daran, die Nachahmer zu kennzeichnen und Schillers Gestalt, die durch guten Willens Ungeschick so arg entstellt war, vor Verschönerung wie vor Verunglimpfung zu retten. Wie bei einer Ausgrabung in Olympia ist es zugegangen; manchen Spatenstich hat es

gekostet, und manche Karre Schutt mußte weggefahren werden, bis das Heroenbild wieder frei und gereinigt dastand. Die Gedenkfeier vom 9. Mai 1905 wird gewiß, wie vorauszusehen, manchen frommen Unrat wieder auf die alte Stelle schaffen. Dann schaufeln und karren wir weiter. Das Versprechen legen wir dem toten Dichter auf den Sarkophag.

Inzwischen hat es den Anschein, als ob Schiller gerade jetzt in ein drittes Stadium seines Nachwirkens treten sollte oder schon getreten ist. Mit jener Erweckung und Verbreitung künstlerischen Sinnes, die ein Kennzeichen unsrer Tage ist, hängt es zusammen, daß man die Kunst nun auch dem ganzen Volke zugänglich machen möchte. Das Problem der ästhetischen Briefe Schillers lebt wieder auf: die Erziehung der Menschheit durch die Kunst. Leider aber macht sich dabei mancher Übereifer geltend; ein unterschiedloses Popularisieren erblickt man vielerorts, wo größte Vorsicht am Platze wäre. Da kann Schiller vielleicht wieder einmal der gute Genius seines Volkes werden, diesmal nicht anfeuernd, sondern vor Übereilung warnend.

Wir werden uns ja gewiß nicht die übermäßige Strenge seines Urteils in allen Punkten zu eigen machen und ihn sicher nicht stets zum alleinigen Richter einsetzen. Er würde, wenn das Schicksal ihm beschieden hätte, die Literatur des 19. Jahrhunderts zu sichten, mindestens nach seiten der Lyrik hin, wo seine rezeptive Begabung ihre Grenzen hatte, grausam gehaust haben; Heinrich Heine würde er ebenso schroff abgelehnt haben, wie er einst Gottfried August Bürger mit erbarmungsloser Hand den Todesstoß versetzt hatte. Bis zu dieser Rigorosität folgt unser empfänglicheres Geschlecht ihm gewiß nicht mehr.

Aber gerade in den allgemeinen Fragen der Erziehung des Volkes durch die Kunst sollten unsere freigebigen Beglücker, wenn sie Verantwortlichkeit fühlten, Schillers Worte noch einmal nachdenklich hören und besonders jene ästhetischen Briefe lesen, in denen er von energischer und schmelzender Schönheit spricht und zu erwägen gibt, daß nicht jede Art der Kunst auf jede Generation und jedes Gemüt erziehlich wirken und daß ein abgespanntes Zeitalter durch ein Übermaß von schmelzender Schönheit unrettbar zur Weichlichkeit und Ent-

nervung geführt werde. Dem tiefen Denker in Schiller ist vielleicht noch eine ganz eigne Rolle zugedacht.

So sehen wir ihn hundert Jahre nach seinem Tode in immer wieder erneuter Wirksamkeit. Und eben das gibt uns die Gewähr dafür, was wir auch in Zukunft an ihm haben werden. Es wird gewiß einzelnes, was er geschaffen hat und was zu tief im 18. Jahrhundert wurzelt, veralten. Wenn alles, was Ausdruck seines erhabenen Willens ist, uns ewig erquicken wird, so ist auf der andern Seite seine Sentimentalität uns schon recht entfremdet. Er hat nicht alle Rätsel der Menschenbrust lösen können. Für das Heimlichste und Innigste, was den einzelnen Menschen jubeln oder trauern macht, versagen ihm die Worte oft. Aber für all jene Empfindungen, die das ganze Volk oder die gesamte Menschheit beherrschen, für die fand er den überzeugenden Ausdruck. Drum, wo etwa im Ausland deutsches Wesen und deutsche Kultur in Gefahr ist, da sollte man sich um seine Persönlichkeit scharen. Von dem Trotz dieses Soldatensohnes, von seiner Tapferkeit läßt sich etwas lernen; und seine Stimme hat eine mächtig mahnende und warnende Kraft.

Schiller kann nach der Eigenart seines Geistes und seiner Kunst sich nicht mit einer stillen Gemeinde begnügen; er braucht, um Wirkung zu tun, ein laut zu ihm sich bekennendes Volk. Er kann nur herrschen, wenn in der ganzen Nation ein einziger großer Gedanke, ein gemeinsam hinreißender Wunsch lebt. Die Tage friedlichen Besitzes, die Tage kleiner Sonderinteressen, das sind nicht die Tage, in denen er seine Macht beweisen kann. In solchen Perioden, da werden vielleicht große Teile des Volkes seiner vergessen. Aber wenn die Zeiten des Entbehrens kommen, die Zeiten nationaler Enttäuschungen und Hoffnungen, dann wird jedesmal seine Glanzgestalt sich aus der Fürstengruft von Weimar erheben und lichtspendend durch die Reihen seines Volkes gehn. Wenn wir ihn dann nicht schon hätten, ihn nicht unverlierbar besäßen, wir müßten beten, daß er uns geboren würde.

Zur Feier von Goethes Geburtstag.

Die Mittel der dichterischen Darstellung im zweiten Teil von Goethes Faust.

Von Professor Dr. Josef Collin in Gießen.

Auf einem antiken Vasenbild finden wir folgende Darstellung: Ein Jüngling sitzt auf einem Felsen; vor sich hin hält er einen Spiegel und schaut aus der Ferne in ihn hinein. Von dem Felsen aber führt ein Weg in eine Grotte. — Nach der Deutung eines phantasievollen Mythologen [1]) haben wir hier die menschliche Seele vor uns, die in den Spiegel des Dionysos als des Schöpfers der irdischen Welt blickt. Was sie hier sieht, ist das bunte Farbenspiel der formenreichen materiellen Schöpfung. Ihr Anblick verlockt sie dazu, aus der Sphäre reiner Geistigkeit in die Sinnenwelt herabzusteigen und irdische Gestalt anzunehmen. Ehe sie aber ihre himmlische Heimat verläßt, trinkt sie, wie die antike Mystik dichtet, aus dem Becher des Dionysos Vergessenheit. Mit diesem Zaubertrank verblaßt in ihr die Erinnerung an ihre höhere Abkunft.

Verbleiben wir in diesem Vorstellungskreis, so dürfen wir wohl sagen: Niemals hat die Seele des Großen, dessen Geburtstag wir heute festlich begehen, die Liebe zu der Schönheit dieser Welt, die ihn einst mit magischer Gewalt zum Irdischen zog, verloren; nie aber auch die Kraft und die Sehnsucht, sich wieder emporzuheben zu den Höhen ihres göttlichen Ursprungs. Nirgends jedoch brennt dies Verlangen stärker als in dem Werke, das vor allen andern die tiefsten Geheimnisse seines Lebens verbirgt und verrät, in seinem Faust.

Trotz der Körperlichkeit, die ihn beschränkt und fesselt, begehrt der Geist Fausts, mit der Welt der Geister zu verkehren, aus der irdischen Verdüsterung sich zu den Gefilden

---

[1]) Friedrich Creuzer, Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen. Leipzig und Darmstadt 1812. 3. Band, S. 532 f.

hoher Ahnen zu erheben; ja in seinen kühnsten Träumen vermißt er sich der Gottgleichheit, vermißt er sich, mehr als Cherub, die Wonne der schaffenden Götter zu genießen. — Denn ihm eignet die Künstlerseele seines Dichters; und nie hat sich ihre schöpferische Kraft ursprünglicher und frischer hervorgetan als in der Zeit, da er an seinem Faust zu dichten begonnen hatte, in der so herrlichen wie fruchtbaren Epoche der Frankfurter Jahre von 1771 bis 1775. „Die Ausübung dieser Dichtergabe" — bekennt Goethe in „Dichtung und Wahrheit" — „konnte zwar durch Veranlassung erregt und bestimmt werden; aber am freudigsten und reichlichsten trat sie unwillkürlich, ja wider Willen hervor." So manches in seiner Jugenddichtung, das uns noch heute durch den Reiz unmittelbarer Natürlichkeit entzückt, ist aus einem Zustande nachtwandlerischer Unbewußtheit geboren. War es da wunderbar, daß er, im Vollbesitz dieser Naturgabe gleich Prometheus sich ihrer als eines unentreißbaren Gutes stolz überhob, daß er in den Pausen, wo die schöpferische Kraft ruhte, Werther gleich am Leben verzweifelte? Sie war ihm das Unterpfand seiner hohen Abkunft; und wenn er die in die materielle Welt verstrickte Seele seines Faust auf den Weg nach oben führen wollte, so mußte er auf diese schöpferische Kraft, wenn auch nicht auf sie allein, ihre Befreiuung und Rettung gründen.

Das wird und muß ihm von Anfang an klar gewesen sein. Denn da der Faust in ihm sich zuerst gestaltete, da gab es für den schaffenden Künstler keinen ersten und keinen zweiten Teil; als ein Ganzes stand sein Werk vor seiner Seele, als ein Ganzes, wenn auch nicht als das später ausgeführte Ganze; und dieses Ganze empfing er, er machte es nicht; es ward ihm zu teil, wie denn Goethe dieses Anfangsstadium des künstlerischen Schaffens gern als Konzeption bezeichnet. Wir dürfen wohl annehmen, daß er die Art von Shakespeares Schaffen in der folgenden Äußerung nach dem eignen beurteilt: „So kam Shakespearen der erste Gedanke zu seinem Hamlet, wo sich ihm der Geist des Ganzen als unerwarteter Eindruck vor die Seele stellte und er die einzelnen Situationen, Charaktere und Ausgang des Ganzen in erhöhter Stimmung übersah, als ein reines Geschenk von oben, worauf er keinen unmittelbaren Einfluß gehabt hatte,

obgleich die Möglichkeit, ein solches Aperçu zu haben, immer einen Geist wie den seinigen voraussetzt." — Daher konnte Goethe, als er am Ende seines Lebens an die Vollendung seines Werkes heranging, mit vollem Rechte von dem hohen Alter auch der Konzeption des zweiten Teiles reden. „Da die Konzeption so alt ist", sagte er am 6. Dezember 1829 zu Eckermann, „und ich seit fünfzig Jahren darüber nachdenke, so hat sich das innere Material so sehr gehäuft, daß jetzt das Ausscheiden und Ablehnen die schwere Operation ist. Die Erfindung des ganzen zweiten Teiles ist wirklich so alt, wie ich sage." Auch der zweite Teil des Faust senkt also seine Wurzeln in die Frankfurter Zeit hinab.

Die ausführliche Schilderung der anarchischen Zustände im Reich erinnert uns denn auch an Götz von Berlichingen; das mit breitem Pinsel gemalte Bild der Schaffung der Erzämter mag auf früheste Eindrücke zurückgehen, auf die Zeit, da er um Ohlenschlager war, als dieser seine Erläuterung der Goldnen Bulle schrieb. Schon damals konnte der Knabe nicht unterlassen, das, was jener ihm geschichtlich erzählte, gleichsam als gegenwärtig, mit Ausmalung der Charaktere und Umstände und manchmal sogar mimisch darzustellen.

War er so schon früh mit dem Mittelalter vertraut, so ging ihm im Anfang der siebziger Jahre heller wie je zuvor das Licht des Altertums auf. Was ihn daran zunächst am stärksten ergriff, war nicht die Schönheit der Form, sondern die kraftvolle, zielsichere Entschiedenheit seiner Kunst wie seiner Lebensauffassung. Was Tätiges in ihm war, lebte, wie er in einem schönen Briefe an Herder (Juli 1772) bezeugt, dadurch in ihm auf. So regt denn auch Fausts Bund mit Helena, der Verkörperung herrlichster Lebensblüte der griechischen Heldenzeit, diesen zu höchster Tatkraft auf.

Zwei in der Überlieferung der alten Volkssage besonders hervorstechende Ereignisse wie Fausts Aufenthalt am Kaiserhofe und seine Verbindung mit Helena fanden darum gewiß bei der Konzeption des Werkes einen wohlvorbereiteten Boden. Und doch sollte über ein halbes Jahrhundert dahin gehen, bis der Dichter ernstlich daran ging, den machtvollen Bau des zweiten Teiles der Tragödie aufzurichten. Als fünfundsiebzigjähriger Greis hat er diese Riesenlast auf seine

Schultern genommen und mit bewunderungswürdiger Kraft bis zur glücklichen Vollendung seines Lebenswerkes getragen. Der letzte Geburtstag, den er erlebte, sah dann des Unermüdlichen rastlose Mühe gekrönt. Die Arbeitsleistung des greisen Dichters ist um so staunenerregender, als er neben dem Faust in diesem Jahre auch die Wanderjahre, seine Italienische Reise, das vierte Buch von Dichtung und Wahrheit beendete, ganz abgesehen davon, daß zugleich seine Teilnahme auf alle bedeutsamen Erscheinungen im Gebiete der Kunst, der Natur, der Geschichte gerichtet blieb und ihn dabei noch die Herausgabe seiner Werke in 40 Bänden beschäftigte.

Dazu kam noch, daß sich naturgemäß die schaffende Kraft weder so naturhaft ursprünglich noch so überreichlich strömend ergoß wie in jenen Jugendtagen,

Da sich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebar.

So war er gezwungen, wie er wenige Tage vor seinem Tode schreibt, durch Vorsatz und Charakter zu erreichen, was eigentlich der freiwillig tätigen Natur allein zukommen sollte. An Stelle jenes unbewußten Schaffens hatte er nun, wie er selbst bekennt, mit vollem Bewußtsein hervorgebracht. Wie langsam jedoch bei dieser Arbeitsart sein Gedicht vorwärts rückte, verrät sein Geständnis, daß er im allerglücklichsten Falle täglich eine geschriebene Seite, in der Regel aber nur soviel als man auf den Raum einer Handbreit schreiben könnte, und oft bei unproduktiver Stimmung noch weniger ausgeführt habe.

Und nun bedenke man, welch gewaltige Aufgabe sich Goethe gerade im zweiten Teile gestellt hat. Wer sie verkennt, wird nie zu einer gerechten Beurteilung des Werkes durchdringen. Hier kam es dem Dichter nicht wie in dem subjektiven ersten Teil darauf an, uns in das Innere seines Helden hineinzuführen und ein Bild seines schmerzenvollen Ringens, seiner erschütternden Seelennot zu geben. Nein, hier handelte es sich ihm darum, ein möglichst buntes und mannigfaltiges, ein möglichst breites und vollständiges Bild der Welt, des Lebens zu zeichnen. Wie selten tritt hier Faust

hervor; und oft genug auch wenig bedeutsam. Das Leben sollte dargestellt werden wie ein mächtiger Strom und darin als Schwimmer, der in ihm seine Kräfte übt, Faust. Der reichen Fülle dieses Lebens gegenüber erschien Goethe das Dasein seines Helden im ersten Teil, wo ihn der Teufel aus dem Kerker der Studierstube in Auerbachs Keller und von da in die Enge der mittelalterlichen Kleinstadt geführt hatte, als kummervoll, beschränkt und dürftig. Um nun aber das höchste Maß von Totalität des Lebens zu erreichen, zersprengte er kraft des Herrenrechts dichterischer Phantasie mit unerhörter Kühnheit die Fesseln der Zeit. Er begnügt sich nicht damit, ihn das Leben seines eignen Zeitalters durchleben zu lassen, er führt ihn in die Zeiten der Vergangenheit zurück, indem er diese aus ihrem Grabe zu neuem Dasein erweckt; er wagt es aber auch, den mittelalterlichen Helden die Gegenwart, des Dichters eigne Zeit, schauen zu lassen, ja er gönnt ihm zuletzt einen Blick in die selbst uns noch ferne Zukunft, in der einst faustische Tatkraft der Menschheit das verlorene Paradies wiedergewonnen haben wird. So nimmt Faust nicht an dem Leben eines Jahrhunderts, nein, an dem von Jahrtausenden der Menschheitsgeschichte teil.

Was der Dichter aber seinen Helden vor allen andern schauen und erleben läßt, das ist außer dem germanischen Mittelalter, das sich in der Schwäche kaiserlicher Gewalt, in der Macht der Vasallen und der Kirche, in Gesetzlosigkeit und inneren Fehden, doch auch in den nach außen gerichteten Eroberungszügen darstellt, die griechische Welt, die über alles geliebte Heimat der höchsten und kräftigsten Kultur. Von dem mythischen Zeitalter, das in den Gebilden der klassischen Walpurgisnacht zur Erscheinung kommt, geleitet er ihn in das heroische hinein, als dessen Vertreterin Helena, das Sinnbild der vollkommensten Schönheit, die Genossin der sagenberühmtesten Helden, erscheint. Mit Helena glücklich vereint, genießt Faust dann auf dem Boden Arkadiens, wo noch der paradiesische Zustand der ersten Welt herrscht, das idyllische Glück des Naturzeitalters, in dem der Mensch den Göttern noch am meisten glich, in dem er ihnen noch am nächsten stand. Hätte Goethe, wie er ursprünglich geplant hat, auch Fausts Besuch in der Unterwelt ausgeführt, so hätte dieser

noch mehr Gelegenheit gefunden, gleich Odysseus in Homers Gedicht, sich mit den Herrlichsten der griechischen Helden zu berühren. Goethe stellt sich also in seinem dramatischen Epos neben Homer, neben Vergil, neben Dante. Wie sie wagt er es, uraltem, epischem Brauch folgend, seinen Helden aus dem Rahmen der eignen Zeit heraustreten zu lassen; er wagt aber noch mehr als sie: er läßt ihn das Vergangene nicht nur schauen, er läßt es ihn miterleben, in ihm leben. Im Gegensatz zu Dante, der die Gestalten der mythischen und heroischen Welt in seine Hölle gesperrt, hat Goethe sie auf den Boden der Erde unter das Zelt des Himmels versetzt.

Wie bewältigte der Dichter nun diesen ungeheuren Stoff? Mit welchen künstlerischen Mitteln brachte er die breite, umfassende Welt, die er zu gestalten hatte, zur Darstellung? Einmal dadurch, daß er sie in einer bunten Fülle wechselnder Bilder, wo es nur anging, anschaulich machte. Er richtete sein Streben auf Bildlichkeit und Anschaulichkeit des Dargestellten. Das, was von einem bildenden Künstler in ihm war, leistete ihm dabei vortreffliche Hilfe. Von ihm hatte er die Gabe des Schauens, den Lynkeusblick für die Schönheit des Seienden, das glückliche Auge als das Organ, womit er, wie wir von ihm wissen, vor allen andern die Welt faßte. Damit verband sich die Fähigkeit, aus sich heraus die glänzendsten Bilder nicht nur zu erzeugen, sondern sie auch, wie uns Johannes von Müller berichtet, wirklich zu sehen.[1]) Von einer andern Gabe haben wir von ihm selbst Kenntnis, die Natur nämlich mit den Augen dieses oder jenes Künstlers zu sehen, dessen Werken er soeben eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hatte. War es darum wunderbar, wenn er so lange im Irrtum verharrte, sich zum Maler berufen zu glauben? Denn je vollkommener das Empfindungsvermögen für eine Kunstgattung ist, um so mehr ist es in Gefahr, sich zu täuschen, sich selbst für Bildungskraft zu nehmen.[2]) Und als er dann endgültig darüber klar war, daß ihm das Organ fehlte, das geisterzeugte, so scharf geschaute Bild zu

---

[1]) Über die phantastischen Gesichtserscheinungen. Koblenz 1826.

[2]) Gothes Werke (Weimarische Ausgabe), Bd. 47, S. 87: Über die bildende Nachahmung des Schönen von Karl Philipp Moritz.

verkörperlichen, da empfand er es auf das schmerzlichste, auf die Farbe verzichten, sich auf „das ungenügende, dürftige Wort“ beschränken zu müssen. Noch am Ende seines Lebens klagt er Stieler gegenüber: „Die Maler sind die Götter der Erde: nichts ist der Dichter: ein Buch muß er schreiben, um vor das Publikum treten zu können; auf einer Tafel mit einem Blick vermag der Künstler sich auszusprechen, die höchste und allgemeinste Wirkung zu erreichen“; oder er behauptet in einer Unterhaltung mit Wilhelm Grimm, nachdem er ein Bild Johanns van Eyck gesehen hatte, es sei mehr wert als alles, was er gemacht habe (1814).

Wenn sich aber auch die bildende Kunst seinem langjährigen Werben versagte, er blieb ihr doch treu. Nach einem hübschen Wort aus dem Kreise der Johanna Schopenhauer war er mit der Poesie vermählt, indes die bildende Kunst immerfort seine Geliebte blieb. Unstillbar bewahrte sich seine Begierde, ihre Werke zu betrachten und wieder zu betrachten, und immer von neuem übte er sich mit lebhafter Freude, sie zu beschreiben oder gar aus der Wirklichkeit verschwundene Bilder wie Polygnots Gemälde oder die vorgegebenen Bilder des Philostrat, „in der Einbildungskraft hervorzuwecken“; ja er versuchte auch wohl, was er schon als Jüngling in Oesers Schule getan hatte, zu Zeichnungen Gedichte zu machen, und fügte auf des Freundes Verlangen Wilhelm Tischbeins Idyllen erklärende und verklärende Reime hinzu (1822). Diese ausgebildete Kunstfertigkeit anschaulicher Beschreibung, jene Naturgabe, die auch dem hohen Alter erhalten geblieben war, wo das unbewußte Schaffen der Jugend versagte, mit einer gewissen Willkür Bilder hervorzurufen und gesetzmäßig und symmetrisch umzugestalten,[4]) kamen nun auch seinem Faust zugut. Oft genug aber unterstützten ihn bei der Hervor-

[4]) Goethes Gespräche. Herausgeber W. Freiherr v. Biedermann. Bd. 10, S. 171. — Man vergleiche auch das bemerkenswerte Geständnis in einem Briefe Goethes an W. v. Humboldt vom 1. Dezember 1831: Und durch eine geheime psychologische Wendung, welche vielleicht studiert zu werden verdient, glaube ich mich zu einer Art von Produktion erhoben zu haben, welche bei völligem Bewußtsein dasjenige hervorbrachte, was ich jetzt noch billige, ohne vielleicht jemals in diesem Flusse wieder schwimmen zu können, ja was Aristoteles und andere Prosaisten einer Art von Wahnsinn zuschreiben würden. (Pniower, Goethes Faust Nr. 912.)

bringung dieser dichterischen Bilder einst erschaute Darstellungen bildender Kunst. Denn wie er sich „von allen Geistern, die er jemals angelockt, rings umsessen, ja umlagert" fühlte, so mögen ihn im unendlichen Reichtum die Bilder umschwebt und umgaukelt haben, die er je bei seiner lebenslänglichen Beschäftigung mit der Kunst geschaut und sich eingeprägt hatte, so er selbst den Müttern im Faust vergleichbar, die im Schattenreich der ewigen Formen wellen: „Umschwebt von Bildern aller Kreatur".

Die Beschreibung nimmt so im zweiten Teil des Faust einen großen Raum ein. Die mitwirkenden Personen des Dramas verwandeln sich oft genug in Zuschauer der Vorgänge und stellen sie uns durch ihren Bericht in einer Reihe glanzvoller Bilder vor Augen. Sie bilden abwechselnd eine Art Chor, der jedoch nicht wie in der griechischen Tragödie die Handlung mit Betrachtungen begleitet, nein, der das Geschehende beschreibt. Wie oft malt der Dichter da, wo ein andrer sich mit einer szenarischen Bemerkung begnügt hätte, statt ihrer oder auch neben ihr den Vorgang in Versen aus. Dies Verfahren des Dichters läßt uns nun aber auch erkennen, wie wenig dramatisch der zweite Teil angelegt ist, und wie sehr er darum einer Bühnenaufführung widerstrebt.

Gleich die Eingangsszene beleuchtet diese Art der Wortmalerei, dieses Hinarbeiten auf bildliche Eindrücke. Schon hier genügt ihm ferner nicht überall das allzu matte gesprochene Wort, er läßt es mit dem volleren Klang des gesungenen wechseln, um auch auf das Ohr so stark wie möglich zu wirken. Auf das schönste offenbart sich endlich, bedeutungsvoll für das ganze Werk, gleich zu Anfang das Streben nach Totalität. Anmut und Großartigkeit der Natur, Berg und Tal, Feld und See und Wassersturz, Wiese und Wald, Blume und Baum, Sternen- und Mondenlicht und leuchtender Sonnenglanz, alles stellt sich zusammen, nach oder nebeneinander dar. Dazu der schwebende Geisterkreis zierlicher Gestalten, wie sie ähnlich Tischbein in seinen Idyllen gemalt, den märchenhaften Charakter des Werkes von vornherein andeutend; und endlich, aus seinem Frühlingsnachttraum erwacht, Faust, die Herrlichkeit der neugeborenen Natur schauend und schildernd.

Aus des Weltenschöpfers erhabenem Bau versetzt uns

der Dichter dann in den prunkenden Palast des Herrn der Erde, in die Pfalz des Kaisers. Auch hier waltet die größte Mannigfaltigkeit. Wir gehen von dem Thronsaal in den Festsaal, vom Lustgarten in eine finstere Galerie des Schlosses; aus hellerleuchteten Sälen in die Dämmerung des Rittersaales. Das ist aber nur der wechselnde Rahmen für den üppigen Reichtum bunter Bilder, den er umschließt. Am vollsten entfaltet sich die Freude und die ja auch dem greisen Künstler noch eigne Kraft, einen Quell gedrängter Bilder ununterbrochen neu hervorzubringen, in der Mummenschanz. Eine lange Reihe wohlgruppierter, teils anmutiger oder derber, teils grotesker oder bedeutender Gestalten zieht an uns vorüber. Sie sprechen sich entweder selbst aus, oder der Herold versucht sie amtsgemäß zu beschreiben, obgleich sich der Dichter wohl bewußt ist, daß sich das Wort umsonst bemüht, „Gestalten schöpferisch aufzubauen". Die Anordnung entspricht der auf antiken Wandgemälden und Reliefs üblichen, wie sie sich auch auf dem Werke eines Künstlers findet, der im Geiste des Altertums geschaffen hat, auf Mantegnas belebter Darstellung des Triumphzugs Cäsars, den Goethe in Kunst und Altertum (1823) ausführlich behandelt hat. Manches hat er denn auch daraus, für seinen Zweck mehr oder weniger verändert, zu seinem Triumphzug des Kaisers verwerten können: so Mantegnas Blumenkörbe und Fruchthörner, Mutter und Tochter, Elephanten und Viktorien, die zur Schau getragenen Goldschätze, Narren und mißgestaltete Possenreißer, zum Schluß den Herrscher selbst.[5]) Zuletzt erstrahlt dann noch bei dem Dichter der ganze Zug in dem magischen Licht des Flammengaukelspiels, das Fausts Künste hervorgezaubert haben. Den Gipfelpunkt des Aktes bildet das köstlichste Schauspiel, das Erscheinen Helenas, der höchsten menschlichen Schönheit, die je ein irdisches Auge geschaut hat.

[5]) Im Faust erscheint er in der Maske Pans. Goethe besaß ein Blatt Claude Gillots: Feste du Dieu Pan célébrée par des Sylvains et des Nymphes. Über Goethes überaus reichen Besitz an Kunstschätzen sind wir unterrichtet durch „Goethes Kunstsammlungen" (erster und zweiter Teil), beschrieben von Chr. Schuchardt u. a. (Jena, Fr. Frommann 1848.) Darin ist vieles enthalten, was zusammengenommen mit dem, was er zwar nicht selbst besessen, aber doch gekannt hat, einen bildlichen Kommentar zum zweiten Teile des Faust ergibt.

Im zweiten Akte gab ihm dann die klassische Walpurgisnacht die erwünschte Gelegenheit, eine außerordentliche Mannigfaltigkeit beziehungsreicher Gruppen mythischer Gestalten, wie sie ihm aus den Bildwerken der Alten wohlvertraut waren, aufzubieten und sie auf dem ebenso mannigfaltigen wie malerischen Schauplatz einer heroischen Landschaft zu versammeln; wie er selbst hervorhebt, wählte er dabei nur solche, die bildlich den gehörigen Eindruck machen.[6]) Von den niedrigsten, den tierischen und halbtierischen Formen beginnend, steigt er hier auf bis zur Darstellung der vollendetsten Gestalt, der halbgöttlichen Galatea, der Stellvertreterin und Nachfolgerin Aphroditens. Auch hier entwickelt sich am Ende ein Triumphzug: es ist der Triumph der höchsten Schönheit, die höher steht als die Herrschergewalt, wie ihn ähnlich Polygnot in seiner Verherrlichung der Helena gemalt, wie ihn Philostrat in der Meerfahrt der Galatea mit Worten, Rafael auf seinem Gemälde in der Farnesina mit Farben geschildert hat. Und auch dieses wunderbare Schlußbild entbehrt nicht der farbenprächtigen Beleuchtung. Von dem befreiten Homunculus geht sie aus und läßt das Meer wie die Körper Galateens und ihres Gefolges auf ihrer nächtlichen Bahn im purpurnen Lichte erglänzen.

Die Feier der Schönheit setzt sich dann im Akt der Helena fort. Indes schildert er ihre Wohlgestalt, Homers Beispiel folgend, das Lessing, der Gegner der beschreibenden Dichtung, in seinem Laokoon rühmt, durch die Wirkung, die sie auf andre hervorbringt. Dem grandios-gespenstigen Landschaftsbilde der Pharsalischen Felder stellt sich im letzten Teile des dritten Aktes die klare Heiterkeit eines glücklichen Naturlebens auf arkadischem Boden entgegen, wie es auch Wilhelm Tischbein in seinen von Goethe in Poesie und Prosa beschriebenen Idyllen dargestellt hat.

Der vierte Akt ist im wesentlichen ein großes Schlachten-

---

[6]) Wie auch hier das bildliche Material, das Goethe selbst in Händen hatte, die Auswahl mitbestimmte, zeigt z. B. die Einführung der goldhütenden Greifen in die klassische Walpurgisnacht. Goethe besaß einen geschnittenen Stein, auf dem ein Greif einen Goldklumpen gegen einen Giganten verteidigt. (Nach Voß, Mythologische Briefe, 1. Bd. S. 293. Aufl. 1827.) Dazu Faust Vers 7188.

gemälde. Der fünfte entwirft uns durch den Mund des greisen Paares Philemon und Baucis ein Bild von Fausts Schöpfung, von dem Verkehr der Schiffe auf dem Kanale und von dem Brand der Hütte der beiden Alten durch des Lynkeus Bericht. In den nun folgenden Szenen bis zu des Teufels Verschwinden, die dramatischer gehalten sind, hat der Dichter von seiner beschreibenden Technik einen mäßigeren Gebrauch gemacht. Zunächst das mitternächtige Gespräch des hundertjährigen Faust mit dem Dämon Sorge, dem Widersacher der entschiedenen, entschlossenen Tatkraft im Menschen, der als der letzte Versucher Fausts erscheint; — dann ein wunderbares dreiteiliges Bild, einem Triptychon vergleichbar: Die Lemuren, Goethe von dem Grab der Tänzerin bei Cumä [7]) bekannt, graben bei Fackelschein unter des Teufels Aufsicht Fausts Grab, und auf derselben Tafel Fausts Tod; dann das Erscheinen der Teufel mit dem Höllenrachen, der durchaus der bildlichen Auffassung der mittelalterlichen Kunst entspricht, wie wir ihn ähnlich z. B. auf einem Nürnberger Holzschnitt des fünfzehnten Jahrhunderts und auch noch auf einem Holzschnitt des jüngeren Kranach sehen, als Rachen eines phantastischen Ungeheuers, das, besonders auf dem letzteren, mit großer Naivität an ein auf Erden sich abspielendes Ereignis herangerückt ist; [8]) — endlich drittens der Kampf der Engel mit den Teufeln, wozu ein Wandgemälde des Campo Santo in Pisa manchen Zug geliefert haben mag. Den Schluß des ganzen Werkes macht dann ein Bild, wie es ein von Dantes Commedia angeregter Künstler aus Giottos Schule hätte schaffen können: die absichtlich düstergehaltene Landschaft des hochaufsteigenden Läuterungsberges mit dem irdischen Paradies und den Zellen der Einsiedler, kontrastiert mit dem lichten Glanze der hoch im blauen Äther schwebenden Himmelskönigin, deren Fuß Wolken von Büßerinnen umsäumen, von denen gerade die am meisten von der christlichen

---

[7]) Werke Bd. 48 S. 145 ff. (1812) und Bd. 49,1 S. 195 (1831).

[8]) Monographien zur deutschen Kulturgeschichte; Bd. 12 (Paul Drews, der evangelische Geistliche) S. 11, 17, 29. — Ein alter deutscher Holzschnitt, den Goethe selbst besaß, stellt ebenfalls neben anderem den Höllenrachen dar, der hier als Finis amoris [carnalis] bezeichnet ist. (Bei Schuchardt 1. Bd. S. 104.)

Kunst bevorzugten besonders hervortreten. Ihnen folgt in verklärter Gestalt von einem Chor seliger Knaben umkreist der gen Himmel fahrende Faust.

Dem ungeheueren bildlichen Reichtum gegenüber, aus dem hier nur einzelnes herausgegriffen ist, könnte man wohl mit dem Faust der Klassischen Walpurgisnacht ausrufen:

Wie wunderbar! Das Anschaun tut mir Genüge.

Allein der Dichter hat sich nicht darauf beschränkt, das Auge zu erfreuen; er ruft auch den inneren Sinn auf. Es wohnt dem Dargestellten vielfach eine tiefere Bedeutung, eine umfassendere Geltung inne. „Alle Kunst ist zugleich Oberfläche und Symbol. Wer unter die Oberfläche dringt, tut es auf eigne Gefahr; wer das Symbol liest, tut es auf eigne Gefahr." Diese Warnung Wildes ist wohl berechtigt. — Zunächst versteht Goethe selbst unter symbolischer Behandlung verschiedenes.[9]) Er begreift darunter einen gewissen Lakonismus der Darstellung: irgend ein Vorgang im Leben oder in der Natur wird, zu künstlerischem Zweck ins Enge gezogen, vorgeführt; statt der unkünstlerischen Breite der Wirklichkeit gibt der Künstler ein zusammengezogenes Bild, das aber mit dem dargestellten Gegenstand identisch ist; eine Art Abbreviatur also. Ein Beispiel für diese Symbolik ist es, wenn in der Eingangsszene des zweiten Teils des Faust die vier Pausen der Nacht von Dämmerung zu Dämmerung in kürzester Frist aufeinander folgen. Am meisten ist die Plastik auf dies abkürzende Verfahren angewiesen, während der Maler schon weiter greifen kann. Symbolik ist ferner eine Art kurz andeutender konventioneller Zeichensprache. So deutet Goethe in der letzten Szene seines Faust den paradiesischen Zustand auf dem Läuterungsberg durch die um die Einsiedler stumm-freundlich herumschleichenden Löwen an, wie er denn auch aus einer liegenden Löwengestalt eines Philostratischen Gemäldes den Schluß zieht, daß der Ort zum friedlichen Paradies geworden ist (1818). — Symbolik ist weiterhin die körperlich-lebendige Darstellung von geistigen und leiblichen Eigenschaften, die Verkörperung von Ideen, die Versinnlichung einer inneren, geistigen und

[9]) Goethe hat sich an verschiedenen Stellen in seinen „Schriften zur Kunst" darüber geäußert: Werke Bd. 47, S. 94 (1797). Bd. 48, S. 28 (1801), S. 110 (1804) u. s. w. Bd. 49, S. 141 f. (1820) u. s. w.

seelischen Welt. Hier erkennen wir auch den Unterschied zwischen ihr und der Allegorie. Die Schönheit durch irgend eine schöne Frauengestalt verkörpert ist Allegorie, durch Helena oder Galatea ist Symbol. Im letzteren Falle gilt das Dargestellte schon durch sich selbst etwas, und nicht erst durch das, was es bedeutet. Trotzdem wird der Künstler auch zur Allegorie greifen, wenn er kein andres Ausdrucksmittel hat. Goethe selbst hat sie in der bildenden Kunst wie in der Dichtkunst für nicht entbehrlich erklärt und hat sich darum auch nicht gescheut, von ihr Gebrauch zu machen. Den Knaben Lenker und Euphorion, die nach Goethes eigener Erklärung eine und dieselbe Person sind, hat er selbst als Allegorie bezeichnet: „Der Euphorion ist kein menschliches, sondern nur ein allegorisches Wesen. Es ist in ihm die Poesie personifiziert, die an keine Zeit, an keinen Ort und an keine Person gebunden ist." Allegorie ist ihm also danach eine Personifikation, die zwar menschliche Gestalt, aber nicht auch das Menschentum verleiht. Leben, wenn auch nicht wirkliches Leben, hat der Dichter Euphorion aber dadurch gegeben, daß er ihn der Welt der Geister und Dämonen zugesellt hat. Dasselbe ist auch der Fall bei den übrigen allegorischen Gestalten im Faust, soweit sie in die Handlung mitwirkend eingreifen, bei den drei „allegorischen Lumpen" Raufebold, Habebald, Haltefest wie den vier grauen Weibern Mangel, Schuld, Sorge, Not.

Das Symbolische stellt Goethe endlich dem Historischen entgegen; sie verhalten sich ihm wie künstlerisch zu natürlich. Die Kunst kann in einem geschichtlichen Ereignis entweder mehr den äußeren Vorgang oder die darin sich verbergende allgemeine Lebensbeziehung hervorheben. Goethe hat es darum auch durchaus vermieden, Faust in das eigentlich-geschichtliche Leben einzuführen. So ist denn auch der Kaiser nicht geschichtlich näher bestimmt. Er ist eben gedacht als der Repräsentant einer im Dasein der Fürsten immer wiederkehrenden Richtung, als der Vertreter der irrtümlichen Meinung, Regieren und Genießen lasse sich vereinigen. Faust ist kein geschichtliches, sondern ein symbolisches Drama. Die Wirklichkeit hat nur insofern Wert, als sich in ihr allgemeine Lebenstatsachen und Lebenserscheinungen bedeutsam abspiegeln, aber nicht gilt sie,

insofern sie bloß wahr ist. Des Dichters Aufgabe ist es aber gerade, im Besonderen das Allgemeine, in äußeren, oft gewöhnlichen Umständen ein Inneres, Höheres zu entdecken und darzustellen. Er wird in den Mühen einer Sturmwanderung, im Gelingen einer winterlichen Brockenbesteigung die tiefere Art, den geheimeren Sinn seines ganzen Lebens erkennen.

Die symbolische Darstellung ist darum ein wichtiges Hilfsmittel zur künstlerischen Bewältigung einer gewissen Totalität. Sie gibt einen Teil statt des Ganzen; ebendeshalb muß sie sich ein Einzelnes wählen, in dem sich das Allgemeine, das Ganze besonders scharf und klar abspiegelt; einen Brennpunkt, in dem sich eine Menge von Strahlen sammelt. „Symbolisch sind", wie Goethe es einmal zusammenfaßt, „eminente Fälle, die in einer charakteristischen Mannigfaltigkeit als Repräsentanten von vielen andren dastehen, eine gewisse Totalität in sich schließen, eine gewisse Reihe fordern, Ähnliches und Fremdes in meinem Geiste aufregen und so von außen wie von innen auf eine gewisse Einheit und Allheit Anspruch machen". Faust hätte noch durch eine lange Reihe von Lebenssphären hindurchgeführt werden können; Goethe läßt ihn vornehmlich die griechische Welt erleben, als eine für die Menschheit besonders bedeutungsvolle Welt, diese jedoch mit einer kühn gewagten Vollständigkeit, so daß der Akt der Helena drei Jahrtausende in sich faßt, von Trojas Fall bis zum Fall Missolunghis. Und wenn Faust zum Schlusse das gewaltige Werk der Kolonisation des Meeresstrandes durchzuführen unternimmt, so ist damit nicht gesagt, daß dies die einzig mögliche Form seines Tuns und Schaffens wäre. Auf die darin verborgene Tatkraft kommt es an; sie ist das Wesentliche und Notwendige. „Ich habe all mein Wirken und Leisten immer als symbolisch angesehen," gesteht Goethe in diesem Sinne Eckermann gegenüber (am 2. Mai 1824), „und es ist mir im Grunde ziemlich gleichgültig gewesen, ob ich Töpfe machte oder Schüsseln".

Goethes Auffassung des Symbolischen, die er nicht zuletzt aus der antiken Kunst gewonnen hatte, half ihm bei dem Ausscheiden wie bei der prägnanten Gestaltung des Stoffes seines Faust. Damit hatte er den poetischen Reif für eine so hoch aufquellende Masse gefunden, den der teil-

nehmende Schiller einst (1797) zu finden sich nicht getraut hatte. Der reiche Bilderschmuck seines Werkes verbirgt so vielfach einen tiefen Sinn. In dem Maskenzug des ersten Aktes wird zum voraus in gedrängter Form durch ein Schauspiel allegorisch-symbolisch das zusammengefaßt, was das ganze Werk vorstellt, das Leben. Mit seinen kleinen Genüssen, seinen Freuden und Leiden, mit den großen Gütern der erfolgreichen Tätigkeit, des Reichtums, der Poesie, der Herrschergewalt schreitet es an uns vorüber. Im anderen Sinne enthüllt es sich in der Klassischen Walpurgisnacht: wir erhalten hier, wo Faust die vollkommenste Gestalt, Homunculus überhaupt eine Gestalt sucht, eine Art Entstehungsgeschichte der Gestalt, eine Morphogonia. Da es des Dichters Aufgabe ist, das Leben in seiner Allheit darzustellen, hat er auch nicht versäumt, das geheimnisvolle Problem seines Werdens zu beleuchten. — Aus Fausts Bund mit Helena wird diesem ein neues, kraftvoll-tüchtiges Leben geboren, das sich dann in seiner kolonisatorischen Tätigkeit, als einen Symbol lebendig-fruchtbaren, anderen Segen bringenden Schaffens, zum Ausdruck bringt. Der ganze ungeheuere Kreis schließt sich darauf damit, daß uns der Dichter am Ende zu Zeugen des höchsten und reinsten Daseins des aller irdischen Bedürftigkeit entkleideten Faust macht. Die Stufenreihe seelischer Vollkommenheit, die sich vom Pater profundus zur Mater gloriosa erhebt, entspricht etwa jener irdischen vom Halbtier bis hinauf zu Galatea. So knüpft sich an Fausts irdisches Leben das ewige, von dem jenes nur ein unvollkommner Abglanz, aber doch ein Abglanz ist. Der Dichter hat aber dadurch eine Totalität erreicht, die nicht wohl überboten werden kann. Seine Dichtung spiegelt das Leben von seinen niedrigsten Anfängen bis zu seiner höchsten Vollendung ab, die Geschichte der Menschheit von jener Frühzeit paradiesischen Naturglücks bis zu der fernen Zukunft hin, wo Fausts „paradiesisch Land" Wirklichkeit geworden ist.

Ein weiteres Darstellungsmittel verdankt Goethe seiner Naturkenntnis. Die entoptischen Erscheinungen, die von Spiegel zu Spiegel nicht etwa verblassen, sondern sich erst recht entzünden, veranlaßten ihn, durch einander gegenüber

gestellte und sich gleichsam abspiegelnde Gebilde den geheimeren Sinn den Aufmerkenden zu offenbaren. Eine solche Spiegelung ist z. B. Homunculus. In ihm, dem rein geistigen, durch Körperlichkeit nicht getrübten Wesen, leuchtet uns Fausts Streben reiner und deutlicher entgegen als aus diesem selbst. Es ist das, was Goethe die Tendenz zum Schönen und förderlich Tätigen nennt. Da Homunculus Geist von Fausts Geist ist und zugleich klarer sieht wie dieser, kann er sofort das richtige Heilmittel für den Sehnsuchtskranken angeben und ihn dann selbst zu seinem Elemente bringen. Wenn aber Faust der höchsten Schönheit ein neues Dasein verdankt, so schuldet ihr Homunculus den Eintritt in das körperliche Leben. Beidemal offenbart sich das geheime Naturgesetz der schöpferisch wirkenden Kraft der Schönheit. — Auch den Euphorion dürfen wir von diesem Standpunkt aus betrachten. Stärker und schärfer prägt sich in ihm das auch Faust eigene unbefriedigte Naturell, die stürmische Maßlosigkeit des aus den körperlichen Fesseln herausstrebenden Geistes aus. Beide, Homunculus und Euphorion, bilden Gegensätze; während der eine in die Körperlichkeit hinein verlangt, verlangt der andere aus ihr heraus.

Ein orphisches Gedicht, wie der zweite Teil des Faust, das eine ganze Welt in sich schließt, das Erde, Hölle und Himmel umfaßt, das an die tiefsten Geheimnisse des Lebens rührt, an Werden und Vergehen, an Geburt und Grab und Auferstehung, das die Menschheit in Verstrickung, Befreiung und vollendeter Läuterung offenbart, das am Ende die Leitung der Seele zur Heimat vorführt, die den wesentlichen Teil der griechischen Mysterien bildete, wie nicht minder des christlichen Glaubens bildet, ein Werk, das sein Schöpfer zu einer Zeit vollendete, wo ihn wohl die Schönheit der erscheinenden Welt noch beglückte, wo er jedoch auch tiefer wie vordem das Geistige hinter der Erscheinung ehrfürchtig ahnte, ein Werk, das eben dieses Doppelreich darzustellen unternahm, und das aus äußerem wie aus innerem Schauen geboren wurde, konnte nicht anders als durch Bild und Symbol vor den äußeren und inneren Sinn gebracht werden, und eben weil der Dichter neben dem Sichtbaren auch das Verschleierte, neben dem Beschreibbaren auch das Unbeschreibliche wieder-

zugeben hatte, war er auch auf „Miene, Wink und leise Hindeutung" angewiesen. Wie sehr man ihn hier wie dort mißverstanden hat, braucht nicht besonders gesagt zu werden. Wer sein Ziel verkennt, wer sich vor allem ihm nicht völlig und ehrfürchtig hingibt, wer sich nicht selbst verleugnen und sich ihm unterordnen kann, wer ihn nur mit dem Verstand zu fassen sucht, und sich nicht seiner kühnen Phantasie nachzufliegen bemüht, wer sich nicht in diese göttliche Tragödie, neben die sich allein Dantes göttliche Komödie, die höchste dichterische Leistung des mittelalterlichen Geistes stellen darf, hineinfühlen und einleben kann oder will, für den wird der zweite Teil des Faust ein Buch mit sieben Siegeln bleiben. Aber er kehre dann, ohne zu spotten, vor den Toren von Eleusis um. „Da alles, was von mir mitgeteilt worden ist", betont Goethe einmal besonders, „auf Lebenserfahrung beruht, so darf ich wohl andeuten und hoffen, daß man meine Dichtungen auch wieder erleben wolle und werde." Nicht der gelehrteste, sondern der lebendigste Mensch wird ihm darum am ehesten nachkommen, und er wird denn auch am ehesten zu der Einsicht kommen, die Friedrich Hebbel in seinem Prolog zu Goethes hundertjähriger Geburtstagfeier mit der Bescheidenheit des Künstlers ausgesprochen hat: Zuletzt sind die Verdienste sein, und unser sind die Fehler.



IV.

Aus dem Goethemuseum.





Lilis Bild.

„Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie,
So reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh.“

Diese Worte vom Grabstein der armen Friederike Brion auf dem Friedhofe zu Meisenheim gelten auch für Elisabeth Schönemann, Goethes Lili. Das liebliche Mädchen, das des Dichters Herz einst bezauberte, lebt ein ewiges Leben in den Liedern, die der Liebende ihr gesungen. Sie lebt in dem Bilde, das der Greis von ihr entworfen, in unvergänglicher Jugend und Schönheit.

Als der alte Herr im vierten Teile von Dichtung und Wahrheit nach mehr als 50 Jahren die Geschichte der Tage schrieb, da er auch einmal gewahr ward, wie einem Bräutigam zu Mute ist, ruhte Lili längst unter dem Rosenhügel in ihrem stillen Krautergersheim. Sein Zauberwort aber sprengte die Fesseln des Todes, die schwankenden Gestalten der Jugendzeit stiegen herauf, mit ihnen die rasch verrauschte, fast vergessene Jugendliebe. Was er verlor ward ihm zu Wirklichkeiten. Ja er hatte sie verloren, dieses graziöse anmutige Kind mit dem starken, treuen Herzen, kaum, daß er sie gewonnen. Und durch seine Worte klingt es wie die staunende wehmutsvolle Frage, warum mußte das sein? Wie um selbst eine Erklärung zu finden, zählt er alle die Umstände auf, die ihrer Verbindung im Wege standen.

Gewiß, die Familien harmonierten wenig miteinander. Der klugen Mutter Lilis, aus dem stolzen Geschlecht der d'Orville, war der junge Rechtsanwalt, der nicht den mindesten Eifer für seinen Beruf zeigte, nicht der erwünschte Schwiegersohn, dem sie das Geschick ihrer Tochter beruhigt hätte anvertrauen mögen. Gewiß war dem Herrn Rat eine

Verbindung mit der haute finance, mit deren Kreisen er keine Fühlung hatte noch wünschte, in hohem Grade unsympathisch. Mancherlei andere Schwierigkeiten gesellten sich dazu. Aber treue Liebe, fester entschlossener Wille hätte den Kampf nicht gescheut und den Sieg errungen. Bei Lili war beides vorhanden. Goethe selbst erkennt dies an, indem er sagt: „Alle Umgebungen hatten sich gegen diese Verbindung gestimmt; in ihr allein glaubt' ich, wußt' ich, lag eine Kraft, die das Alles überwältigt hätte." Ihm aber fehlte die Kraft, weil ihm der feste Wille fehlte. Nicht der Widerstand der Umgebungen war es, der ihn von seiner Braut trennte, sondern seine eigene Unschlüssigkeit. Das läßt sich aus seiner Darstellung leicht erkennen. Aber den eigentlichen Grund seines sonderbaren Verhaltens läßt er uns zu erraten übrig. Er mochte wohl annehmen, daß für den Leser, der in das Verständnis seines Wesens eingedrungen sei, die Lösung des Rätsels sich von selbst ergeben würde. Hatte er doch durch das Märchen von der neuen Melusine den Weg dazu gezeigt.

Das unendlich zart und tief empfindende Gemüt des Dichters hat schwer gelitten unter dem Zwiespalt, der seine Seele zerwühlte, unter dem vergeblichen Ringen mit seinem Dämon, das mit dem Verzicht auf das Glück an Lilis Seite endigte, endigen mußte.

Denn er war nicht frei, sein Genius, sein Dämon war der Herr seines Willens, der Lenker seines Schicksals. Der strenge Gebieter duldete kein Verweilen auf dem steilen Pfade zur Höhe, den Goethe ersteigen mußte, ein einsamer Mann. Wie er einst Friederike verlassen hatte, so mußte er jetzt von Lili sich losreißen.

Seine Ausleger haben das vielfach nicht verstanden. Sie sahen nur den Lorbeerkranz, der die Schläfen des Dichters umwindet, sie sahen aber nicht die Dornenkrone, die unter dem Blättergrün verborgen seine Stirne blutig ritzt. Und sie messen sein Tun mit dem Maße der Alltagsmenschen. Wenn er seine Braut aufgab, so mußte doch ein bestimmter, vernünftiger Grund vorliegen. Und nun wird des Dichters Darstellung nach einem solchen durchforscht. Er erzählt einmal, daß das graziöse Kind ihm gestanden habe, wie sie die ihr eigene Gabe anzuziehen und fahren zu lassen auch an ihm

anfangs geübt, aber von ihm besiegt worden sei. Er schildert ferner seine Eifersucht, als Lili zur Meßzeit in modischem Putz die Verwandten und Freunde des Hauses freundlich bewillkommnen mußte. Da also, sagt man nun, lag der Grund: Lili war eine oberflächliche, putzsüchtige, herzlose Kokette, seiner Liebe nicht würdig.

Goethe fügt zwar hinzu: „Diese Geständnisse gingen aus einer so reinen, kindlichen Natur hervor, daß sie mich dadurch aufs allerstrengste sich zu eigen machte." Er hebt auch ausdrücklich hervor, daß er seine Braut, außer wenn die Repräsentationspflicht es gebot, nur „im einfachen, selten gewechselten Hauskleide" zu sehen gewohnt war, bekennt auch, daß seine eifersüchtigen Launen völlig grundlos waren; aber die Legendenbildung ist rasch und unerbittlich.

Gefördert wurde sie noch durch Kaulbachs bekannte Illustration zu „Lilis Park". Seine siegesbewußte, von girrenden Täubchen umflatterte Schöne ist ein Phantasiebild. Es hat wenig gemein mit dem Porträt, das wir am Eingang dieses Bandes bringen. Die hier Dargestellte ist freilich nicht mehr Goethes Lili, das 17jährige Mädchen, sondern Lise von Türckheim, die Frau in den Dreißigen. Aus ihren Mädchenjahren gibt es kein Bild von ihr, nicht einmal ein Schattenriß ist vorhanden. Erst aus der Zeit ihrer Ehe haben wir zwei Porträts. Das frühere, ein Brustbild in Öl, zeigt das anmutige Köpfchen en face, während das unsere, eine von Künstlerhand mit vollendeter Zartheit ausgeführte Miniature, uns das feine Profil neben dem ihres Gatten darbietet. Das zierliche Bildchen, kreisrund, 7 cm im Durchmesser, war ein Geschenk Lises an ihren Bruder Friedrich Schönemann in Frankfurt und ist jetzt Eigentum des hiesigen Historischen Museums, dem Goethemuseum als Depositum anvertraut. Die Unterschriften unter dem Doppelporträt sind der Vollmacht zur Erwirkung des Trauungskonsenses für das Türckheimsche Brautpaar entnommen, die mit manchen andern ihrer Art, so der von Goethes Schwester sich in unserm Museum befindet. Diese Unterschrift vom 5. August 1778 zeigt uns die frühesten Schriftzüge, die von Lili überhaupt erhalten sind.

Drei Jahre, nachdem Goethe Frankfurt verlassen hatte, folgte Elise Schönemann Bernhard Friedrich von Türckheim

als Gattin nach Straßburg. Die Geschichte dieser Ehe hat kein literarisches Interesse mehr. Und doch folgt man gern der Schilderung, die Graf Dürckheim von diesem Bunde zweier tüchtiger und vornehmer Naturen gibt.

Türckheim, aus altem Straßburger Geschlecht, Chef eines bedeutenden Handlungshauses, hat in den vielbewegten Zeiten um die Wende des 18. Jahrhunderts eine hervorragende politische Rolle gespielt. Er hatte in der Schreckenszeit den Mut, die Wahl zum Maire seiner Vaterstadt anzunehmen und den Machthabern die Stirne zu bieten. Durch ein glückliches Ungefähr nur entging er dem Tode unter dem Fallbeile. Jahre des Exils folgten, sein Wohlstand wurde in den Stürmen der Revolution vernichtet. Von vorn beginnend, mußte der kluge und tätige Mann seine Existenz wieder aufbauen. Die Übernahme des badischen Finanzministeriums konnte ihn nicht lange der Heimat entziehen, der er unter Napoleon wie unter den Bourbonen in der Verwaltung öffentlicher Ämter seine beste Kraft widmete. Von den wechselnden Machthabern geschätzt und ausgezeichnet, blieb er doch immer sich selbst getreu. Wie den Schreckensmännern gegenüber, so bewahrte er auch unter der Säbelherrschaft Napoleons und unter der Reaktion den freien Mut, für seine Überzeugung mit seiner ganzen Persönlichkeit einzutreten, unbekümmert, ob er nach oben oder nach unten damit anstieß. Lili hat ihrem Gatten treu zur Seite gestanden. In hingebender Liebe und unerschütterlichem Gottvertrauen ist sie ihm in den schweren Zeiten des Kampfes und der Not Trost und Stütze gewesen, während sie in ruhigen Zeiten das gastliche Patrizierhaus mit vollendeter Anmut und Würde zu repräsentieren wußte. Ihren Kindern war sie die liebevoll sorgende Mutter.

Im Archive unseres Museums liegen zahlreiche Briefe aus den Jahren 1791 bis 1809 an ihren Bruder Friedrich gerichtet, in denen sich ihre ganze Seele spiegelt. Es sind keine schöngeistigen, sentimentalen Herzensergießungen, wie sie damals üblich waren, sondern schmucklose Berichte über ihr Ergehen und über das Leben in ihrem Familienkreise, der ihre Welt war. Nur für des treuen Bruders Auge bestimmt, erheben diese einfachen Mitteilungen nicht den Anspruch interessant zu sein. Aber sie sind wahr, auch sie zeigen uns Lise

von Türckheim im schlichten Hauskleide. Auch sie zeigen, wie unser Bild, die zarten und doch nicht weichen Züge einer Frau, deren Wesen Seelenreinheit und Harmonie ist.

Sicher in sich selbst ruhend erträgt sie das Leid ohne Murren und ohne Klage, das Glück ohne Stolz uud Überhebung. In all den Jahren finden wir nur einmal die Schreiberin leidenschaftlich erregt. Als ihr Gatte in das noch immer unruhige Straßburg zurückkehren und sie in Deutschland, sicher geborgen, zurücklassen will, da fleht sie den Bruder an, er möge Türckheim bewegen, sie mit sich zu nehmen. „Du kannst Dir das Grausame meiner Lage vorstellen. Pflicht und Neigung rufen mich fort, was sind dagegen die Gründe der Vernunft, die für die Trennung sprechen. Mein Herz schreit zu laut. Und dann glaube ich, daß mein Mann Alles leichter ertragen wird, wenn er es mit mir teilt. Ich beschwöre Dich, wenn irgend möglich, komm so rasch Du kannst." Wie sie die Sorgen mit ihm zu teilen und ihm zu erleichtern wußte, zeigt ein Brief, in dem sie die Hilfe des Bruders in einer geschäftlichen Angelegenheit erbittet. Türckheim hatte zur Neubegründung seines Bankhauses den ihm von seinen Mitbürgern bereitwilligst gebotenen Kredit in Anspruch nehmen müssen. Nun drängten einige Gläubiger, bevor er in der Lage war, ihren Forderungen gerecht zu werden. Sich ihnen zu enthüllen und ihre Nachsicht in Anspruch zu nehmen, kann er nicht über sich gewinnen. Da bittet Lise den Bruder, sich bei den Gläubigern zu verwenden und Aufschub zu erwirken. Aber es müsse mit aller Vorsicht geschehen, damit ihr Mann nichts davon erfahre, daß sie die Hände im Spiel habe, damit sein Ehrgefühl nicht verletzt werde. Ebenso verständig und energisch weiß sie ihre Tochter vor einer Jugendliebe zu bewahren, die keine sicheren Aussichten bot. Wohl eingedenk des eigenen Schicksals begünstigt sie den solideren Bewerber und stiftet so eine glückliche Ehe, zwar ohne Leidenschaft, aber voll ruhiger, auf gegenseitiger Wertschätzung beruhender Neigung. Auch für die realen Unterlagen eines Bundes für das Leben beweist sie in den vertraulichen Mitteilungen in dieser Sache volles Verständnis, ohne ihre ideale Auffassung zu verleugnen. So wenig sie selbst in ihren Briefen mit Bildung und Lektüre prunkt, so unterschätzt sie doch deren hohe

Bedeutung keineswegs. Der Sohn, der bei dem Bruder in der Lehre ist, wird nachdrücklichst ermahnt, die Abende zu anregender Lektüre zu verwenden, damit er nicht nur Kaufmann werde.

In all den Schreiben aber, denen diese kleinen Züge entnommen sind, findet sich nirgends eine Spur von Koketterie oder Selbstgefälligkeit.

Als Probe ihres Stiles möge hier der kurze Brief, durch den sie im Juli 1794 dem Bruder ihre glückliche Flucht aus Straßburg anzeigt, getreu in der Orthographie des Originals folgen:

> Ich Eile Lieber Bruder, dir meine, und der meinigen glückliche Ankunft in meinem Vatterlande zu Melden was ich dabey Empfinde, fürchte, Wünsche läßt nicht beschreiben! bey dem einzigen nur will ich stehen bleiben daß ich nach einer 15 stündigen Pilgrimschaft meinen Heinrich auf dem rükken, Guillaume an der Hand, und die andere bey mir, glüklich durch alle Französische vorposten, durch, und wirklich in Kayserslautern bin. Eins nur fehlt meiner ganzen zufriedenheit, die verreinigung mit Türckheim. Daß er glüklich überall durch ist, wo ich hin kam, das weis ich, aber auch dies nur, ich wende mich an Dich mein bester, mit der bitte Ihm sogleich zu melden, das ich Ihm nach, und wofern ich keine spuhr von Ihm finde, nach Frankfurt gehe. Ich muß Schließen, mit der wiederhohlung meiner Freude, und dem Sehnen nach Euch. Deiner Lieben Frau, und Verehrungswürdigen SchwiegerMutter Emfehle ich mich und bleibe in baldiger erwartung Dich zu umarmen, Deine Dich aufrichtig liebende Schwester
>
> Lise von Türckheim.

Schlichter kann man eine Heldentat nicht erzählen. Man hat dieses Erlebnis wohl mit „Hermann und Dorothea" in Zusammenhang gebracht und in Lili das Urbild zu Dorothea finden wollen.

Es hat ja einen gewissen Reiz, die Modelle aufzuspüren und nachzuweisen, nach denen ein Künstler gearbeitet. Und doch ist es, besonders bei Goethe, mit dieser Urbilderjagd

eine eigene Sache. Wer kann in des Dichters Seele lesen, wer in die geheime Werkstatt des dichterischen Schaffens eindringen und es schauen, wie aus dem flutenden Nebel, dem trüben Niederschlage all des Erlebten, unter dem erlösenden Hauche des Genius die Gestalten der Dichtung in leuchtender Klarheit sich losringen. Kommt dem Dichter selbst das Wunder dieses Werdens stets zum vollen Bewußtsein?

Das wissen wir, daß Goethe die späteren Lebensschicksale Lilis mit warmer Anteilnahme begleitete, daß ihr Bild in seiner Anmut und schlichten „Großheit" in seiner Seele nicht erlosch. Seine Worte und seine Briefe beweisen es. Nichts hindert uns zu glauben, daß dieses Bild vor seinem geistigen Auge auftauchte, als er die erhabensten seiner Frauengestalten Iphigenie und Dorothea schuf.

Wurde doch Bäbe Schultheß, die „Immergleiche", gewiß eine sachliche Beobachterin, bei Lesung der Iphigenie sofort an ihre Freundin Lise von Türckheim erinnert. Wie weit aber eine bewußte Nachbildung angenommen werden darf, wird sich verstandesmäßig niemals nachweisen lassen, und der Versuch führt leicht zu müßiger Spekulation.

Wir wollen uns an der Gewißheit genügen lassen, daß Goethe die Frau, die er einst geliebt, stets seiner innigsten Verehrung wert gehalten hat. Hatte er bald nach der Trennung gesungen:

Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn;
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht wie mir geschehn —

so unterzeichnet er nach 30 Jahren seinen letzten Brief an sie „Ihr ewig verbundener Goethe".

Wie schön stimmen dazu die Worte Lises: „Ich freue mich beim Andenken an ihn, das reine Bild, das er durch sein Betragen gegen mich in meine Seele gelegt hat, darin zu wahren und werde es durch nichts, das mir gesagt werden mag, verwischen lassen." Diese geheiligte Erinnerung an den großen und guten Menschen, der einst ihren Lebensweg gekreuzt, tat der treuen und aufopfernden Liebe für ihren Gatten und ihre Kinder keinen Abbruch.

Als sie im Jahre 1817 in ihrem bescheidenen Landhäuschen zu Krautergersheim dahingeschieden war, da schrieb ihr Gatte dem Bruder: „Die Schwester schläft, Schlaf und Tod sind Brüder. Der ewige Vater, der diesen schönen Geist in einer Stunde der Gnade mir zugesellte und so viel Segen durch sie auf mich fallen ließ, hat die schöne Lili abgerufen."

O. Heuer.

Schillers Beziehungen zu Crusius, dem ersten Verleger seiner Gedichte.

Mit einem ungedruckten Brief Schillers.

Die Beziehungen Schillers zu seinen Verlegern sind in den letzten Jahrzehnten vielfach behandelt und auf Grund eingehender Studien in ein richtigeres Licht gestellt worden. Göschens Biographie vom Viscount Goschen, die Geschäftsbriefe Schillers, der Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta haben uns über das Verhältnis zu diesen beiden Verlegern unterrichtet und dazu gedient, manche früher immer wiederkehrende Märchen zu beseitigen.

Dem Verhältnis zu Schwan, um das sich ein ganzer Sagenkreis gewoben hatte, sind namentlich die Schiller-Biographie von Weltrich und im speziellen J. H. Eckardt in einem verdienstvollen Aufsatz im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel nachgegangen.

Eine weitere höchst eingehende und interessante Arbeit desselben Verfassers in dem gleichen Blatt beschäftigt sich mit den Verlegern überhaupt und gibt auch über die Beziehungen zu Siegfried Lebrecht Crusius genauere Auskunft, was dadurch sehr erschwert war, daß ein großer Teil des Briefwechsels verloren gegangen ist.

Die Verbindung mit Crusius war, ebenso wie früher die mit Göschen, durch Huber und Körner vermittelt worden. Es handelte sich um die Herausgabe einer deutschen Bearbeitung der »Histoire générale des conjurations, conspirations et révolutions célèbres tant anciennes que modernes« des Duport du Tertre, die Schiller, Huber und Reinwald gemeinschaftlich planten, nachdem Körner das Werk 1786 aus Leipzig verschrieben hatte.

Es ist dieses die Zeit, in der Schiller mit sich selbst im Zweifel war, ob er nicht doch mehr zum Historiker als zum Dichter geboren sei. Übrigens lag bei dem Wechsel des

Verlegers kein Zerwürfnis mit Göschen vor, der bei Crusius gelernt hatte und zu ihm dauernd in freundschaftlichen Beziehungen stand und bei dem in derselben Zeit der Don Carlos und die Thalia erschienen.

Die ersten Briefe datieren vom Februar 1787; jedoch erschien Schillers Anteil unter dem Titel: „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung", von ihm immer wieder hinausgeschoben, erst 1788, nachdem er schon im Oktober 1787 einen Vorschuß darauf erhalten hatte: „Ich will Sie nicht genieren, aber 12 Louisdors zum wenigsten müßte ich mit Ende dieses Monats und den Rest mit dem Neujahr haben." Im ganzen scheint er 586 fl. erhalten zu haben.

Die Korrespondenz über die „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen", wie der gemeinsame Obertitel hieß, zieht sich bis 1792 hin; dann sollte Huber die Redaktion übernehmen, jedoch unterblieb dieses in der Folge. Der weitere Briefwechsel ist sehr lückenhaft, aber man kann doch daraus ersehen, daß Crusius sich immer als gefälliger und aufrichtig ergebener Mann zeigte; auf das bereitwilligste besorgt er stets die verlangten Bücher und geht ebenso auf alle Vorschläge und Wünsche in bezug auf Ausstattung, Papier, Vignetten und — Vorschüsse ein. Die weiteren Briefe beziehen sich meist auf die geplante Herausgabe der „vermischten Schriften" und die eines Fiesko, „der ganz von dem unterschieden ist, den Schwan verlegt hat". Der Bogen sollte mit 1 Karolin honoriert werden. Im Jahre 1789 folgte dann wohl die von Schiller in einem Schreiben vom 6. März verheißene persönliche Zusammenkunft in Leipzig, wo er hoffte, Crusius „mündlich für seine viele Gefälligkeiten danken und meinem Herrn Verleger seinen Autor einmal präsentieren zu können."

Nun ist eine Pause in der Korrespondenz und erst am 8. Oktober 1791 „nach langer Zeit" und nachdem er „mehr als einmal dem Tode nahe war", schreibt Schiller wieder wegen der Herausgabe von „zwey Bändchen meiner vermischten prosaischen Schriften." Der erste Band der Sammlung erschien dann zur Ostermesse unter dem Titel: „Kleinere prosaische Schriften von Schiller. Aus mehreren Zeitschriften

vom Verfasser selbst gesammelt und verbessert. Erster Theil." Sie war bei Schillers Tode bis auf vier Bände gekommen.

Die Herstellung einer besonders schönen und sorgfältigen Ausgabe seiner Gedichte bei Crusius lag ebenfalls während dieser ganzen Zeit in Schillers Absicht und er glaubte sie schon im September 1792 auf künftige Ostern versprechen zu dürfen.

Aber erst am 5. Oktober 1795 setzt die Korrespondenz wieder ein mit einem Brief Schillers an den nur selten ungeduldig werdenden und dann in bescheidener Form mahnenden Verleger. Nachdem er ihm den zweiten Teil seiner prosaischen Schriften für den kommenden Winter versprochen hat, drückt er den Wunsch aus, nunmehr auch seine Gedichte erscheinen zu lassen; er glaubt zwar jetzt auf einem Honorar von vier Louisdors pro Bogen bestehen zu müssen, erwähnt aber gleichzeitig mit dankbarer Anerkennung, „daß Sie so gütig waren, schon seit 7 Jahren auf meine kleinen Schriften und einschließlich auch auf meine Gedichte zu pränumerieren, wovon der größte Theil noch nicht abgetragen ist". Sollte der vorgeschlagene Preis zu hoch sein, so möge Crusius selbst die Bedingungen bestimmen, unter denen er die Disposition über die Gedichte wieder abtreten wolle. Crusius Antwort vom 10. Oktober veranlaßt dann ein Schreiben Schillers vom 12ten. Dieser Brief, der bisher als verloren angesehen wurde (Müller, Schillers Calender, S. 231, und Goedeke, Geschäftsbriefe Schillers, auch Eckardt a. a. O.), kam mit der Schiller-Schenkung der Stadt Frankfurt in den Besitz unseres Museums. Er ist ungedruckt und lautet:

Jena den 12. 8br. 95.

Durch Ihre Erklärung über meine proposition haben Sie die einzige Bedenklichkeit, die mich von der Herausgabe meiner Gedichte in Ihrer Handlung biß jetzt abhielt, hinweggeräumt, und mit größter Bereitwilligkeit überlasse ich diese Sammlung Ihrem Verlage. Doch muß ich, wenn ich nicht verlieren soll auf den vier Ldors p. Bogen bestehen. Sie werden, wenn Sie Herrn Cotta in Tübingen befragen wollen, von ihm erfahren können, daß es in meiner Gewalt stand, welchen Preiß ich darauf setzen

wollte, ihn von demselben zu erhalten. Nun ist es mir aber doppelt lieb, daß ich, ohne eine Aufopferung zu machen, Ihnen mein längst gegebenes Wort halten, und diese Sammlung früher erscheinen lassen kann.

Ich wage zu behaupten, daß Sie von diesem Artikel Ehre und Vortheil haben und Freude daran erleben werden. Alles was Lust und Liebe an einem Geistes Produkte gutes wirken kann, soll geschehen, denn ich habe für nichts, von allem was ich schrieb, soviel Interesse gehabt. In einem Musen-Almanach der dieses Jahr noch von mir herauskommt, stehen 24 poetische Stücke von mir, und auch die Horen werden biß zu Ende des Jahres wohl eben soviel enthalten. Alle diese Stücke kommen in die Sammlung, weil es aber unbescheiden und auch unklug gehandelt seyn würde, diese Sachen solange sie noch in ganz frischem Andenken sind und im Journal noch gelesen werden, dem Publikum gleich wieder in einer andern äußern Form vorzulegen, so halte ich für nöthig, die Erscheinung des Ersten Bandes meiner Gedichte (denn ich hoffe sie fortzusetzen) biß auf Michaelis 1796 oder Ostern 1797 festzusetzen. Im nächsten Sommer könnte der Druck angefangen, und auch zu einigen Kupfer Verzierungen, wenn Sie dergleichen wünschen, Rath geschafft werden. An der äußern Eleganz, die man in jetziger Zeit von solchen Werken erwartet, werden Sie es, das weiß ich, nicht fehlen lassen. Ich wünschte, daß Sie das Papier, auf welches Unger in Berlin meinen Musen-Almanach druckt, dazu auswählen möchten.

Doch darüber können wir im Winter noch eins werden.

Darf ich Sie bitten innliegenden Brief an H. Göpferdt abgeben zu lassen?

Die prosaischen Schriften können in einigen Monaten im Druck angefangen werden

Ihr ganz ergebener

Schiller.

Der Inhalt zeigt uns Schiller in überaus anziehender Weise von den verschiedensten Seiten. Neben dem so berechtigten Selbstbewußtsein und der Wertschätzung seines eignen

Werks tritt die Bescheidenheit, neben dem Künstler, der für den schönen Inhalt die schöne Form wünscht, der Geschäftsmann, der rechnen gelernt hat, hervor.

Und doch, trotz der erzielten Einigung, trotz Crusius Entgegenkommen und Schillers Anerkennung, verstreichen wieder Jahre, während deren wir nur von einem, gleichfalls verlorenen Brief des letzteren wissen, der aber nicht in eigenem, sondern in Woltmanns Interesse geschrieben war.

Erst 1799 am 15. Oktober wendet sich Schiller in einem höflichen und unbefangenen Briefe wieder an den langmütigen alten Herrn, das Manuskript der Gedichte und den zweiten Teil der prosaischen Schriften ankündigend und zugleich eine verbesserte Auflage der niederländischen Geschichte vorschlagend.

Auch von diesem Brief, der gedruckt ist, befindet sich das Original jetzt im Goethemuseum.

Unter dem 30. Oktober 1799 bedankt sich dann Crusius, „auf das Verbindlichste darvor", daß „Ihnen die Ausgabe dero Gedichte sowohl, als des zweiten Theils dero prosaischen Schriften annun wirklich ein Ernst sey", und geht auf alle Vorschläge ein.

Die weitere Korrespondenz, im Kommentar zu Schillers Kalender mit größter Präzision dargestellt, weist viele Lücken auf. Indessen erschien, durch Schillers Krankheit verzögert, im Jahre 1800 neben dem zweiten Teil der prosaischen Schriften der erste Teil der Gedichte, unter dem Titel: „Gedichte von Friederich Schiller, erster Theil, Leipzig, 1800. bey Siegfried Lebrecht Crusius"; er ist geziert mit dem vom Dichter selbst am 22. Januar 1800 übersandten Titelkupfer. Von Heinrich Meyer entworfen und W. Böhme gestochen, stellt es den Ritter Delorges den Handschuh aufhebend dar, beiläufig in einem bemerkenswert unhistorischem Kostüm.

Während dann die erwähnte Geschichte des Abfalls der Niederlande und der dritte Teil der prosaischen Schriften 1801 erschienen, verzögerte sich das Erscheinen des zweiten Teils der Gedichte wieder bis 1803, nachdem sich die beiden Männer im September 1801 in Leipzig wieder persönlich gesehen hatten. In dieser Zeit liegt auch ein reger Briefwechsel zwischen dem bewährten Drucker J. Ch. G. Goepferdt in Jena und seinem „hochverehrtesten Gönner, dem hoch-

wohlgeborenen Herrn Hofrath", von seiten des ersteren meist dringende Bitten um weiteres Manuskript enthaltend.

In den letzten Lebensjahren Schillers dauert die Verbindung dann stets fort. Die Briefe beziehen sich nunmehr auf die zweiten Auflagen beider Teile der Gedichte, die 1804 beziehungsweise 1805 erschienen, und vor allem auf eine von Crusius vorgeschlagene Prachtausgabe. Schiller hegte für diese Ausgabe, deren Manuskript mit seinen eigenhändigen Bemerkungen uns erhalten ist, das lebhafteste Interesse und die Anordnung der Reihenfolge, die Wahl der Illustratoren, bei der er sich für Schnorr und Ramberg aussprach, des Papiers und der Schriftart beschäftigten ihn bis zum Ende. Der letzte Brief datiert vom 10. Februar 1805; am 3. Juni bedankt sich Schillers Witwe für Crusius „gütiges Schreiben", wohl den Ausdruck der Teilnahme, die nach allem, was wir von Crusius wissen, sicher eine ehrliche und tiefgehende gewesen ist.

Leider gestaltete sich das Verhältnis zwischen beiden später nicht so freundlich. Frau von Schiller wünschte Cotta, dem treuen und hilfreichen Freunde, die Herausgabe der sämtlichen Werke zu übertragen und scheint im Anfang ohne richtige Kenntnis von dem Recht gewesen zu sein, das Crusius auf die späteren Auflagen der Gedichte hatte. Sie wandte sich daher, nachdem sie die Annahme des von letzterem übersandten Honorars für die dritte Auflage verweigert hatte, mit einem Gesuch vom 2. November 1807 an den Kaiser, daß sie und ihr Verleger von dem von Crusius für diese Auflage, „hinter unserm Rücken erschlichenen Privilegio" ausgenommen würden.

Später scheint Charlotte Schiller, mittlerweile von Crusius Recht überzeugt, gegen das Erscheinen der ferneren (nicht numerierten) Ausgaben von 1816 und 1818 keinen Einspruch mehr erhoben zu haben. (Vgl. Ch. Distel im Archiv für Litteraturgeschichte, Bd. XIV, S. 292 ff.).

Inzwischen war die Handlung 1808 in andere Hände übergegangen, nachdem Crusius in Schillers Sterbejahr seinen ältesten Sohn, „einen hoffnungsvollsten Jüngling von 19 Jahren", wie er ihn in einem Brief an Frau von Schiller nennt, verloren hatte.

Der spezielle Wert der Crusiusschen Ausgabe der Ge-

dichte besteht, wie G. Kettner ausführlich und mit Angabe der Gründe dargelegt hat (Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte, III. Band, 1890, S. 128 ff.), vornehmlich darin, daß es die einzige war, in der die Gedichte in des Dichters eigner Reihenfolge und Gruppierung angeordnet sind; in den übrigen Ausgaben ist die Körnersche Einteilung angenommen worden. Für die Prachtausgabe hatte übrigens Schiller selbst eine andere Einteilung in vier Bücher vorgenommen, die jedoch nicht alle Gedichte, die in der ersten Ausgabe stehen, umfassen sollte. Kettner bezeichnet daher die zweite Crusiussche Ausgabe als „Ausgabe letzter Hand" und schließt mit dem Wunsche, daß die Ordnung, wie sie Schiller selbst gewählt, wieder in ihre Rechte treten möchte.

Das Eingehen in die persönlichen Beziehungen zwischen Schiller und Crusius dient auch wieder dazu, die falschen Anschauungen zu zerstören, die häufig über „Schiller und seine Verleger" verbreitet sind, ja von mancher Seite geflissentlich aufrecht erhalten werden (vgl. Eckhardt a. a. O. über den „wucherischen Buchhändler" des Festartikels eines politischen Blattes).

Man kann vielmehr das Bild, das wir hier erhalten, als ein durchaus erfreuliches bezeichnen: dem in der Überkraft seines Genius nicht nach Art gewöhnlicher Geister schaffenden Künstler, der trotzdem auch das Nebensächliche nicht gering achtet, tritt der verständnisvolle Verleger, der oft unter Verzicht auf eigene Wünsche sich dem Dichter geduldig unterordnet, würdig an die Seite.

G. v. Hartmann.

Über Goethe und Karl Ernst Schubarth
(im Anschluß an neu erworbene Briefe Goethes an Schubarth).

In der von der Stadt Frankfurt a. M. und Herrn E. G. May dem Hochstift geschenkten Sammlung: „Schiller und seine Zeit“ befinden sich die folgenden Briefe Goethes an Karl Ernst Schubarth:

1. Weimar, den 8. Juli 1818. „Ihre beiden Briefe . . .“ Schreiberhand (Kräuter), eigenhändige Unterschrift, gedruckt in der Weimarer Ausgabe, Abt. IV Bd. 29 N. 8117 nach einem Konzept. Reinschrift nicht benutzt.
2. Weimar, den 21. April 1819. „Das übersendete Heft . . .“ Schreiberhand (John), eigenhändige Unterschrift, gedruckt Weim. Ausg. Bd. 31 N. 135 nach einem Konzept, Reinschrift nicht benutzt.
3. Jena, den 21. August 1819. „Ihr werthes Schreiben . . .“ Schreiberhand (John), eigenhändig: „treulichst Goethe“, gedr. Weim. Ausg. Abt. IV, Bd. 31 n. 260. Reinschrift nicht benutzt.
4. Weimar, den 4. November 1819. „Wollte ich auch . . .“ Schreiberhand (John), eigenhändig: „ergebenst Goethe“.
5. Weimar, den 7. November 1821. „Und so ist mir denn auch . . .“ Schreiberhand (John). Gedruckt bei Hettner: Briefe Goethes an K. E. Schubarth, Deutsche Rundschau II, 1 (S. 33).
6. Weimar, den 17. Januar 1827. „Wenn ich Ew. Wohlgeb. vertraulichen Brief . . .“ Schreiberhand (Schuchardt), eigenhändig: „Das Beste wünschend ergebenst J. W. v. Goethe“.
7. Weimar, den 9. Juli 1827. „Ihre Angelegenheit mein Werthester . . .“ Schreiberhand (Schuchardt), eigenhändig: Datum und Namen.
8. Weimar, den 17. Oktober 1827: „Ich säume nicht, mein Werthester . . .“ Schreiberhand (John), eigenhändig: „In treuer Theilnahme J. W. v. Goethe“.

9. Weimar, den 5. April 1830. August v. Goethe im Namen seines Vaters an Schubarth.

10. Weimar, den 8. Oktober 1830. „Wenn es mir gleich in meinem hohen Alter . . .“ Schreiberhand (John), eigenhändig Datum und: „Das Beste wünschend, treu theilnehmend J. W. v. Goethe“.

Von diesen 10 Briefen kann ich den Druck der Nummern 4, 6, 7, 8, 9, 10 nicht nachweisen, weder Hettner noch Strehlke kennen sie; auch die Weimarer Ausgabe kennt die Originale von n. 1—3 nicht und druckt den Text nach Konzepten ab. Die übrigen Nummern fallen in eine Zeit, bis zu der die Weimarer Ausgabe noch nicht gediehen ist. Der Wortlaut der als ungedruckt in Frage kommenden Briefe ist folgender:

4. Wollte ich auch, wie sonst wohl gern geschehen, in dem gegenwärtig an mich gebrachten Anliegen gefällig seyn, so erlaubt es doch meine Lage nicht. Die Stunden sind gezählt, die Wege gemessen. Wenn ich nothdürftig was mir obliegt zum Ziele führen, was mir vorschwebt erreichen will; so darf ich mich weder rechts noch links umsehen, noch weniger irgend eine neue Verbindlichkeit übernehmen. Entschuldigen Sie mich daher bey sich selbst und Ihrem Freunde und erhalten mir beyde ein geneigtes Andenken.

ergebenst

Weimar, den 4. Novbr. 1819. J. W. v. Goethe.

6. Wenn ich Ew. Wohlgeb. vertraulichen Brief vom 3ten December v. J. bisher nicht beantwortet, so schreiben Sie solches einer gewissen Verlegenheit wegen Ihres Ansuchens zu; denn indem ich nie aufgehört habe Antheil an Ihrem Schicksal zu nehmen, so wird es doch nicht leicht seyn Ihren Wünschen gemäß gegenwärtig zu wirken. Damit ich aber nicht als gänzlich ablehnend und jedes Einwirken versagend erscheine, so ersuche Sie ein ostensibles ausführliches Promemoria zu schicken, worin Ihre Lage, Absichten und Wünsche articulirt seyen, nicht weniger die Art und Weise, wie Sie nach Ihrer Stellung glauben, daß sie erfüllt werden könnten.

Zwar enthält Ihr Brief dies alles, aber es auszuziehen und in eine communicabele Form zu bringen ist mir gegenwärtig unmöglich. Verzeihen Sie, wenn ich auf diese Weise interloquire und nur noch den Wunsch hinzusetze, daß die Schritte, die ich nach erhaltenem vorgemeldetem Aufsatz zu thun denke von einiger Fruchtbarkeit seyn und mich Ihrem ferneren Andenken empfehlen mögen.

Das Beste wünschend

Weimar, den 17ten ergebenst

Januar 1827. J. W. v. Goethe.

7. Ihre Angelegenheit, mein Werthester, ist in Berlin zwar langsam, aber doch auf eine Weise vorbereitet worden, daß ich Sie nun auffordern kann, deshalb die nöthigen Schritte zu thun, wobey ich Sie ersuchen muß, genau nach denen Andeutungen zu verfahren, wie Sie solche nachstehend verzeichnet finden:

Sie setzen ein Schreiben auf an des Herrn Minister von Altenstein Excellenz, in welchem Sie Sich, in Hoffnung demselben nicht ganz unbekannt zu seyn, die Erlaubniß erbitten, in Bezug auf Ihre gegenwärtigen Zustände ein geziemendes Gesuch vorzutragen.

Sie geben hierauf ein kurzes curriculum vitae, bezeichnen Ihren Geburtsort und das Jahr Ihrer Geburt. Sie erwähnen Ihrer ersten Bildung im Allgemeinen, sprechen von Ihren akademischen Studien und ins Ganze strebenden Kultur etwas umständlicher. Ihre Bemühungen um die deutsche Literatur führen Sie gleichfalls an, und als Beyspiel was Sie über meinen Faust und sonst öffentlich, nicht ohne Beifall dargelegt. Ihres Berliner Aufenthaltes erwähnen Sie von der literarischen Seite, lassen aber ja nichts von Ihren dortigen früheren Verhältnissen und Hoffnungen merken.

Sie melden darauf Ihre Rückkehr nach Schlesien, erwähnen Ihre Verheyrathung alles nur kürzlich; setzen aber Ihre Bemühungen um das Altertum ausführlicher heraus: besonders was Sie für den Homer gethan, wovon Sie eine gute Aufnahme und bedeutende Einwirkung gar wohl bescheidentlich anführen dürfen.

Nunmehr tragen Sie vor, wie Sie auf diesem Wege zu dem Entschluß gekommen, sich dem Lehrfach zu widmen, um durch die erlangten Kenntnisse Andern nützlich zu werden. Daß Ihnen dieses gelungen legen Sie Zeugnisse vor von Eltern oder Vormündern Ihrer Schüler, auch sonstigen bedeutenden Gönnern und setzen Ihre bisherige Thätigkeit in ein gutes klares Licht. Hierauf nun gründen Sie Ihre bescheidenen Ansprüche auf eine Anstellung im Staatsdienst und empfehlen sich der Einsicht und dem Wohlwollen des Herrn Ministers.

Alsdann stellen Sie vor, daß Ihnen die gesetzmäßige Form eines Eintrittes in solche Verhältnisse gar wohl bekannt sey; wie nämlich durch ein vorgeschriebenes Examen der hiezu sich meldende erst seine Qualification zu bethätigen habe; bemerken aber zugleich, daß, in Rücksicht auf Ihre vorgeschrittenen Jahre, Ihre bisherigen Leistungen, auf den, obschon auswärts erlangten Doktorgrad, ein geneigtes Einsehen wohl zu hoffen sey, und die förmliche Staatsprüfung nicht gefordert, sondern ein beliebiger, mit weniger Umständen verknüpfter Modus möge substituirt und genügend gefunden werden.

Sie schließen damit, daß Sie sich zu diesem Schritte, Se. Excellenz anzugehen in dem reinsten Zutrauen und der Ueberzeugung bewogen gefunden, daß gegenwärtige Bitte mit gnädigem förderlichen Wohlwollen werde aufgenommen werden. In der angenehmen Hoffnung, nebst so vielen andern auch Ihr Glück der Gunst des hohen Herrn Ministers zu verdanken, dessen geneigter Beurtheilung und Entschließung alles anheim gebend.

Wenn ich nun zwar nach Vorstehendem, Ihnen überlassen könnte, gedachtes Supplicat auszufertigen und sogleich an des Herrn Minister von Altenstein Exzellenz zu übersenden, so liegt mir doch gar zu viel daran, daß jeder Ausdruck abgewogen werde, damit der von dort mir bekannt gewordene gute Wille sich nicht etwa gestört oder verletzt finden möge. Wie ich denn ausdrücklich wiederhole, daß von Ihren frühern Zuständen und Hoffnungen

in Berlin nicht das Mindeste anklingen dürfe. Die Ursache, warum ich dies verlange werden Sie sich leicht selbst entwickeln.

Senden Sie mir deshalb einen Vorstehendem gemäßen Aufsatz, der mit ruhigem und reinem Zutrauen verfaßt sey. Sie erhalten ihn gleich wieder zurück, denn ich wünschte nun, daß die Sache beschleunigt werde, indem ich hoffen kann, daß meine bisherigen Bemühungen zu Ihren Gunsten werden verwendet seyn.

Womit ich denn wohl zu leben wünsche und mich zu allem fernern Freundlichen treulichst erbiete.

Weimar d. 9 Jul 1827.

J. W. v. Goethe.

8. Ich säume nicht, mein Werthester, Ihnen anzuzeigen daß des Herrn Minister von Altenstein Exzellenz, nicht weniger die Personen, welche Ihre Angelegenheit begünstigen, in Berlin wieder eingetroffen sind, weshalb denn das projektirte Schreiben alsobald abzusenden wäre.

In Hoffnung eines glücklichen Erfolges spreche ich den Wunsch aus: daß Sie mir von dem fernerem Verlauf geneigte Nachricht ertheilen mögen.

In treuer Theilnahme

Weimar J. W. v. Goethe.

den 17. Octob. 1827.

9. Ew. Wohlgeb. habe im Namen meines Vaters für die geneigt ausgesprochene Absicht schönstens zu danken; er versichert nie aufgehört zu haben an Ihren Studien und Schicksalen Theil zu nehmen und es wird ihm Vergnügen machen zu sehen was Sie in Ihrer gegenwärtigen Lage seine jugendlichen Arbeiten zum Text nehmend, einem gebildeten Kreise für nützlich geachtet haben. Ich verbinde die aufrichtigsten Wünsche für Ihr Wohl mit den seinigen und unterzeichne mich, dem Weiteren entgegensehend, mit vorzüglichster Hochachtung.

Ew. Wohlgeb. ergebenster Diener

Weimar A. v. Goethe.

den 5. Apr. 1830.

10. Wenn es mir gleich in meinem hohen Alter, unmöglich fällt auf Mittheilungen und Anfragen, wie ich sonst wohl gern gethan, mit schriftlicher Erwiederung zu dienen; so unterlaß ich doch nicht älterer guten Verhältnisse zu gedenken, wo möglich, mich für dieselben thätig zu erweisen.

Desto angenehmer war mir aus folgender Stelle eines Schreibens von Berlin, zu vernehmen, Ihnen sey Gelegenheit gegeben worden zu zeigen, daß Sie Sich zu einer gewünschten Schulstelle qualificiren und sich einen solchem besondern Geschäft zu widmen geneigt sind, da man Ihre schönen Fähigkeiten, ins Allgemeine zu wirken, niemals bezweifelt hat.

„Es ist angeordnet, daß dem p. Schubarth an dem Gymnasio zu Hirschberg, wo er vorzugsweise angestellt zu werden wünscht, einige für ihn passende Lektionen einstweilen übertragen werden, auch sind ihm, um seine äußere Subsistenz während dieser Probezeit gegen niederdrückende Sorgen zu sichern, eine außerordentliche Unterstützung von 300 Thl. bewilligt. Es ist sehr wünschenswerth, wenn der mit dem p. Schubarth eingeleitete Versuch so günstig ausfällt, daß ihm nach Verlauf des Probejahrs ein bestimmter, seinen Wünschen entsprechender Wirkungskreis im höhern Lehrfache anvertraut werden kann."

Da Sie Hirschberg so genau kennen und sich dort für Ihre höhern Ansichten ein Publikum zu gewinnen vermocht, so muß es Ihnen ganz klar seyn, was und wie mans gerade an der Ihnen gegönnten Stelle gelehrt haben will und ich zweifle nicht daß Sie, nach so manchen literarischen Versuchen, in vorgerückten Jahren, diese Gelegenheit ergreifen werden Ihr künftiges Schicksal zu bestimmen.

Geben Sie mir einige Nachricht wie Sie es angreifen und wiefern es Ihnen glückt. Für die übrigen Sendungen, besonders die von Faust, statte meinen besten Dank ab. Es muß mir immer merkwürdig bleiben, was dieses wundersame Werk aufregt zu was für Betrachtungen es Veranlassung giebt.

Das Beste wünschend,
treu theilnehmend
J. W. v. Goethe.

Weimar
d. 8. Octbr 1830.

Über den Briefwechsel Goethes mit Karl Ernst Schubarth sind in der Hauptsache zwei Arbeiten zu nennen: Th. Paur[1]) hat auf Grund von 18 Briefen Goethes an Schubarth das Verhältnis beider charakterisiert, eine vollständige Wiedergabe der Briefe bietet er jedoch nicht, er führt nur zur Begründung seiner Ausführungen verschiedene bedeutsame Stellen an. Nach ihm war H. Hettner,[2]) ein ehemaliger Schüler Schubarths auf dem Hirschberger Gymnasium, durch die Familie in den Stand gesetzt, die Briefe, die auch Paur vorgelegen hatten, um einen vermehrt abzudrucken. Auch einzelne Konzepte von Briefen Schubarths an Goethe standen ihm, wie auch vorher Paur, zur Verfügung.

Von den jetzt in den Besitz des Hochstiftes übergegangenen 10 Briefen Goethes an Schubarth sind 4 bekannt, 6 dagegen unbekannt. Diese letzteren fallen zur Hälfte ins Jahr 1827, somit in eine Zeit, von der Hettner[3]) ausdrücklich bemerkt, daß aus ihr keine Briefe vorhanden seien. Nur aus einem Briefe Hegels an Goethe konnte man bisher schließen, daß die Korrespondenz in diesem Jahr nicht ganz gestockt hatte. Die Sammlung der Briefe Goethes an Schubarth muß also schon vor der Kenntnisnahme durch die beiden früheren Bearbeiter zersplittert gewesen sein. So viel ich feststellen kann, hat Goethe im ganzen, wenn man zu den 19 von Hettner veröffentlichten unsere 6 unbekannten und ferner noch 4 im Tagebuch (2. April 1818, 30. Juni 1821, 29. Dezember 1821, 6. Juli 1824) außerdem erwähnte Briefe hinzuzählt, mindestens 29 Briefe geschrieben. Der größte Teil dieser Briefe befindet sich seit 1886 als Schenkung des Amtsgerichtsrates Schubarth in Landshuth i. Schl. im Besitze des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar;[4]) unter ihnen ist gleich der erste Brief Goethes an Schubarth Paur und Hettner nicht bekannt gewesen.

Wer ist nun der Mann, mit dem Goethe einen so umfangreichen und, wie wir uns noch überzeugen werden, auch inhaltlich so bedeutenden Verkehr gepflogen hat?

---

[1]) Neues Lausitzisches Magazin, Bd. 47 S. 239 ff. (1870.)

[2]) Deutsche Rundschau II, 1.

[3]) A. a. O. S. 38.

[4]) Br. (= Goethes Werke. Weimarer Ausgabe, Abt. IV) Bd. 31 S. 300.

Karl Ernst Schubarth[5]) wurde am 28. Februar 1796 zu Brinitze bei Konstadt in Oberschlesien geboren, wo sein Vater ein wohlhabender Domänenpächter war. In der Folge der Schlacht bei Jena, als Oberschlesien vorübergehend polnisch wurde, büßte die Familie ihren Wohlstand ein, bald darauf wurde ihr auch der Vater entrissen. Die Mutter und ihre beiden Söhne siedelten nun nach Breslau über. Auf den Knaben machte diese Veränderung einen tiefen Eindruck. Bis in sein 12. Jahr den Aufenthalt auf dem Lande gewöhnt, wurde er in der großen Stadt ein Einsamer, Träumer. Seine Ausbildung erhielt er auf dem Elisabeth-Gymnasium, wo schon Goethe zu seinen Lieblingsautoren gehörte. Ja, er erzählt selbst, wie er einst der Klasse einen selbstverfaßten, ausführlichen Aufsatz über Goethe an der Hand der eben erschienenen Ausgabe von Dichtung und Wahrheit vorgelesen habe. Als Student in Breslau schrieb er dann sein 1818 erschienenes Büchlein: „Zur Beurtheilung Goethes“.

Aus Mißfallen über die Breslauer Studentenwelt, weil sich dort eine Burschenschaft zu konstituieren begann, was sich seiner Ansicht nach nicht mit dem eigentlichen Zweck des Aufenthaltes auf der Hochschule vertragen sollte, zog er Ende 1817 nach Leipzig. Von hier aus sandte er sein Büchlein, mit dessen weiterer Ausgestaltung er sich trug, an Goethe, der noch vor Empfang des Werkes, nur dem lobenden Bericht von Freunden folgend, sich in einem Briefe aus Jena vom 2. April 1818[6]) sehr anerkennend gegen den Verfasser aussprach. Goethe bekannte gern, daß er von Personen, denen es gefallen habe, freundlich über ihn zu reflektieren, gar manches gelernt habe. Und bei der Lektüre des Buches war es ihm, als wenn er durch einen Doppelspat hindurchsähe und zwei Bilder seiner Persönlichkeit gewahr würde, von denen er kaum zu unterscheiden wußte, welches das ursprüngliche und welches das abgeleitete war. „Für jenes mögen meine Werke,“ schrieb er an Schubarth,[7]) „für dieses Ihre Auslegung gelten.“

[5]) Vgl. die biographischen Notizen in Schubarths gesammelten Schriften philosophischen, ästhetischen, historischen, biographischen Inhalts. Hirschberg 1835 S. 235 ff., und Jacoby in der Allgem. deutschen Biographie.

[6]) Br. Bd. 29 Nr. 8035 (dort zuerst veröffentlicht).

[7]) 9. Juli 1820. Hettner a. a. O. S. 28.

Und es war auch eine eigenartige Auffassung, die aus dem ersten Büchlein und noch mehr aus dem zu zwei Bänden erweiterten Werke „Zur Beurteilung Goethes mit Beziehung auf verwandte Kunst und Litteratur“ sprach. Schubarth suchte die Werke Goethes aus ihrem innersten Angelpunkte heraus zu erklären. Im Werther erschien ihm „Goethes ganze Natur in ihrem Höchsten und Tiefsten, in ihrem Besondersten und Allgemeinsten, in dem gesamten Mittelpunkte ihres Bestrebens“ mit einemmale sich zu offenbaren. Alle andern späteren Produktionen seien größtenteils nichts anderes, als „Ausführungen von solchen Richtungen, die im Werther zwar nur wie Keime, doch schon sicher und entschieden genug als bestimmte Anfänge sich ausgedrückt fänden“. Nachdem er dann noch Wilhelm Meister, Faust und Wahlverwandtschaften analysiert, findet er schließlich sämtliche Richtungen des Goetheschen Geistes in der Pandora, die er „Allgabe des Goetheschen Vermögens“ nennen möchte, vereinigt.[8]) Eine Auffassung, der schon Eckermann[9]) nicht recht beistimmen wollte; allein Goethe sagte auf seine Bedenken nur, daß Schubarth oft ein wenig tief ginge, doch sei er sehr tüchtig, und alles sei bei ihm prägnant. — Dieselbe Selbständigkeit des Urteiles findet sich auch bei Betrachtung der ganzen Persönlichkeit Goethes. Goethe verstehen heiße so ziemlich die ganze Zeit verstehen, und da Goethe der Höhepunkt seiner Zeit sei, so sei das Verständnis Goethes gleichbedeutend mit der Einsicht über die Höhe der ganzen Zeit.[10]) Dabei darf man Schubarth nicht unter die blinden Verehrer Goethes zählen, denen Goethe für alle Zeiten am höchsten steht; die sich selbst unbewußte Sicherheit Shakespeares steht er keinen Augenblick an höher zu werten.

Im Zusammenhang mit seinen Gedanken über Goethe wurden in der Korrespondenz noch andere Fragen, die auch mit in dem erweiterten Werk Aufnahme fanden — und nach dem weiten Gesichtspunkte mit Recht finden konnten — erörtert. Die Entstehungsgeschichte der homerischen Epen und im An-

---

[8]) Schubarth, Zur Beurtheilung Goethes. Breslau 1818. Besonders S. 27 f.

[9]) Gespräch vom 21. Okt. 1823.

[10]) Schubarth, Zur Beurtheilung Goethes, 1818, S. 40/41.

schluß an sie die des Nibelungenliedes wurde ausführlich behandelt und gab Veranlassung über das Wesen des Dichters und dichterischer Produktion überhaupt immer im Hinblick auf Goethe ausführlicher sich zu verbreiten.

Schubarth wandte sich gegen die von F. A. Wolf in den Prolegomena aufgestellte Erklärung der Entstehung der homerischen Epen und natürlich auch gegen die Germanisten, die diese Methode auf das Zustandekommen des Nibelungenliedes anwandten. Die Prolegomena wollten seiner Ansicht nach nur glauben machen, „daß der Zerstörungsprozeß eines Gedichtes dem seiner Erbauung und Hervorbringung gleich sei;" dagegen wendet er sich mit aller Schärfe: „Wolf hätte im Sinne einer ächten geistigen Genesis schließen sollen, daß, wenn der gegenwärtige Text ein zerrüttetes, ein varirtes Ganze und Fugen einer späteren Zusammenstellung, als Versuch der Wiedervereinigung, erblicken und gewahr werden lasse, das ursprüngliche Ganze ein vollkommeneres gewesen sei, und wahrscheinlich alle Spuren jener organischen Einheit habe wahrnehmen lassen, die sich jetzt nur als eine künstliche, restaurirte, was den Körper der Gesänge betrifft, offenbare."[11])

In dem Streit, der sich darüber entspann, bat er auch Goethe, der deutlich zu erkennen gegeben hatte, daß die von Schubarth vertretenen Ansichten auch in seinem Kreise für wahr gehalten würden, erst wohl leise anklopfend, um Unterstützung. „Möchte es nur Ew. Excellenz für keinen Verlust ansehen, in einem solchen Sinne (classizistischer Kunstauffassung) über die Nibelungen Sich zu verbreiten, so müßte daraus gewiß etwas so Angenehmes als Belehrendes für Jedermann entspringen." Allein Goethe lehnte ab; in einem Konzepte zu einem Briefe, das deutlicher Goethes eigentliche Gedanken zum Ausdruck bringt, als der abgesandte Brief,[12]) heißt es: „Meine nächsten Wege sind mir so deutlich vorgezeichnet, daß ich nicht weis, ob ich jemals wieder ins Nibelungen Land gelange. Vor einigen Jahren machte ich emsige Vorarbeiten zu einer treuen, billigen, freundlich reproduzierenden Darstellung dieses Gedichts, die ich liegen ließ, wie ich gewöhnlich thue,

[11]) Zur Beurtheilung Goethes, Bd. 2, S. 79/80.
[12]) Br. Bd. 31 S. 409 f.

sobald ich mit mir über irgend einen Punkt auf einen gewissen Grad einig bin, und das Übrige der Zeit gern überlasse." Ob Schubarth diese Absage nicht genau verstanden hat und darauf wieder vorstellig geworden ist, muß ich dahingestellt sein lassen. Die Briefe Schubarths an Goethe liegen mir nicht vor, aller Wahrscheinlichkeit nach hängt aber die deutliche Absage, die unser unter Nr. 4 wiedergegebener Brief enthält, mit dieser Angelegenheit zusammen. Wenn eine Vermutung erlaubt ist, wäre man versucht in dem Freunde, bei dem Schubarth den Dichter entschuldigen soll, den Buchhändler Barth zu vermuten, bei dem Schubarth in Leipzig wohnte und der vielleicht gleich mit einem Verlagsangebote gekommen ist.

Auch über Mephistopheles enthält die erweiterte Ausgabe des Buches „Zur Beurtheilung Goethes" ein Kapitel. Da will ich hier gleich vorweggreifend erwähnen, daß auch in der Geschichte der Erklärungsarten zum Faust Schubarth eine bedeutende Stelle einnimmt. Er gehört zu den ersten, die im Faust ein Theodizee erblickten, d. h. eine Rechtfertigung Gottes, worin der Dichter zeigen wollte, wie das Böse in dieser Welt nur als ein Reiz- und Weckmittel zum Guten vorhanden sei. Erst viel später, im Jahre 1830, hat Schubarth seine Vorlesungen über Goethes Faust der Öffentlichkeit übergeben, aber im Verkehr mit Goethe spielte diese Materie natürlich eine wichtige Rolle.[18]) Interessant sind seine Versuche, den Faust zu Ende zu führen — die ganze Tragödie lag ihm noch nicht vor. Goethe hörte bloß zu, ließ sich seine Ideen entwickeln, gab aber, so sehr Schubarth bat, keine Aufklärung.

Noch in Leipzig schrieb Schubarth auf Goethes Wunsch eine Beurteilung von Hagens Gedicht Olfried und Lisena, die so sehr den Beifall des Dichters fand, daß er sie erst in Kunst und Altertum und dann später in seine Werke aufnahm.

Am 24. Oktober 1820 war Schubarth, Goethes Einladung folgend, in Jena zum Besuche des Dichters eingetroffen. Nachdem Goethe sein Vorurteil überwunden hatte — Schubarth trug eine Brille, und Goethe konnte „diese Glasaugen, hinter denen man die wirklichen suchen mußte",

---

[18]) Im „Journal des Luxus und der Moden", Julius 1818 findet sich der Aufsatz Schubarths: „Nachträge über Goethes Faust".

bekanntlich nicht leiden — kam bald die Unterhaltung über alle möglichen Fragen, die dem Dichter und seinem wohl ersten bedeutenderen Biographen nahe lagen, in Fluß. Das Tagebuch verzeichnet für die nächsten Tage fast ausschließlich Verhandlungen über literarische, sittliche, theologische Zustände und bedeutende Gegenstände, Goethe immer anhörend, wie ihm, der junge Mann, „wie ein anderer Daniel seine Träume deutete“. In einem Gespräch über „Werther“, der ja mit einen Hauptgegenstand der Unterhaltung im Anschluß an die Biographie bildete, sagte Goethe,[14]) Napoleon sei der einzige gewesen, der ihn, den Dichter, auf ein Mißverhältnis im „Werther“ aufmerksam gemacht, das bis dahin den schärfsten kritischen Blicken entgangen, weil er es allerdings so künstlich versteckt, wie der Schneider seine künstliche Naht anzubringen pflegt, wenn ihm durch ein Unglück in ein ganzes Tuch irgendwo ein Riß gekommen wäre. Als Schubarth um näheren Aufschluß bat, erwiderte Goethe, er sei durch das, was er in seiner Beurteilung bereits gesagt habe, auf bestem Wege, es selbst zu finden, darum wolle er ihm nicht vorgreifen.

Gerne hätte Goethe den jungen Mann länger um sich gehabt, um ihn näher kennen zu lernen, vielleicht hatte er ihm auch im Stillen einen Platz zugedacht, ähnlich dem, den einige Zeit darauf Eckermann einnahm. — Auch für Schubarths Bruder, der mit zu Besuch gekommen war, interessierte sich der Dichter. Den heiteren, liebenswürdigen, verständigen Menschen, der als Landwirt viel realer und sinnlicher war als der Schriftsteller, hätte Goethe gern in Weimar empfohlen, wenn er noch den geringsten Glauben an das Gelingen solcher Unternehmungen (wie sie die erste Weimarer Zeit gebracht hatte) gehabt hätte.

Schubarth suchte nach einem Unterkommen, er hatte studiert, um zu studieren, ohne Absicht auf die Erreichung eines direkten Zieles, in allen Fakultäten hatte er sich umgetan und sich ausgebildet. Goethe erkannte auch bald, daß er zu einem direkten Lehramte wenig geeignet sei, wohl aber

[14]) Biedermann., Goethes Gespräche Bd. 10 S. 98 f. (Die Zusammenkunft mit Schubarth fand im September 1820 statt, danach ist die Stelle zu berichtigen.)

zu einem Akademiker im französischen Sinne, zur Belehrung der ganzen Welt durch scharfsinnige Schriften, nicht aber durch konsequente folgerechte Belehrung einzelner.[15]) In Weimar konnte er ihn nicht wohl unterbringen, er dachte darum an eine Empfehlung nach Berlin. Schon früher hatte er sich in einem Briefe nach Leipzig geäußert, daß er mit dem Staatskanzler von Hardenberg „als alter Universitätsgeselle" in angenehmem Verhältnisse stehe, auch zum Unterrichtsministerium habe er Beziehungen, vielleicht könne er etwas zu seinen Gunsten unterfließen lassen. Jetzt setzte er das nur so hingeworfene Versprechen in die Tat um und schrieb an den Staatsrat Schultz, der im Unterrichtsministerium eine einflußreiche Stelle inne hatte, und der mit Goethe einen regen Briefwechsel hauptsächlich über naturwissenschaftliche Dinge, besonders die Farbenlehre unterhielt. Die Worte, mit denen er seinen jungen Freund einführt, sind für das Verhältnis der beiden, des Dichters und seines Biographen, von bezeichnender Bedeutung. Goethe übersandte die kurzen biographischen Notizen, das curriculum vitae, das Schubarth hatte aufsetzen müssen, in dem er die folgenden Sätze Schubarths angestrichen hatte[16]): „Ich will nicht verhehlen daß der Zug unserer geistigen Richtung, wo fast alles von Kunst, Wissen und Religion, und allem, was sonst ins Privatleben gehörte, die Richtung ins öffentliche, und vornehmlich zur Politik nimmt, mich anwidert. Eine Verflachung und Versandung muß notwendig dadurch herbeigeführt werden. Wie wir ja Griechen, Römer und Hebräer eben daran untergehen sehen, indem Politik, und was ihr ähnlich, jedes andere Bestreben des Einzelnen zuletzt verzehrt." Goethe schreibt dazu, Schultz müßte diese Stelle auch ohne Vorstreichen bemerkt haben, sie sei geeignet, für den Schreiber einzunehmen. „Ja wir erkennen daran", heißt es wörtlich,[17]) „einen jungen Alliierten, dem man wohl Ursache hat, auf- und fortzuhelfen. Wenn sich jemand aus eigner Macht und

[15]) Zu Kanzler v. Müller 15. Januar 1821 (Biedermann a. a. O. Bd. 10 S. 102).

[16]) Nach Düntzer, Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrat Schultz, Leipzig o. J. S. 206.

[17]) Düntzer a. a. O. S. 206 und Br. Bd. 33. S. 210. (10. September 1820.)

Gewalt, aus reiner Überzeugung so ausspricht und es darauf hin wagt, ob er sich bedeutende einflußreiche Männer mit allem Anhang und in so vielen Beziehungen zum Feinde mache, der ist wohl werth, daß man ihn beschütze und sorge, daß ein, auf unserer Seite freywillig Entsprungener auch sich dergestalt entwickeln könne, daß er in der Folge, kräftig und unabhängig, zum wahrhaften Besten unseres Zustandes, wenn er anders noch zu retten ist, mit auftreten dürfe, daß er eine würdige Rolle auf dem Schauplatze übernehme, den wir vielleicht schon verlassen haben."

Schubarth ging nun, nach kurzem Aufenthalt in der Heimat, der ihn zwang, den Besuch bei Goethe abzukürzen, nach Berlin und fand im Kreise der dortigen Verehrer Goethes, zu denen nebst Schultz und Zelter auch Nicolovius und v. Hennings u. A. gehörten, freundliche Aufnahme.

An den Unterhaltungen, soweit sie naturwissenschaftlicher Art waren, was ja Schultz und Hennings am nächsten lag, war er nur passiv beteiligt, auch das Kolleg, das der letztere über Goethes Farbenlehre las, wozu der Minister v. Altenstein ein Auditorium nebst dem nötigen Apparat in der Universität zur Verfügung gestellt hatte, förderte seine Kenntnis.

In diese Berliner Zeit fällt auch die Herausgabe der Zeitschrift „Paläophron und Neoterpe", deren Namensklang Goethen gar sehr willkommen war; es sollte das sein „eine Schrift in zwanglosen Heften ästhetisch-kritischen Inhaltes bezüglich auf Kunst und Sitte, Religion und Wissenschaft"; Kritik sollte im aufbauenden, nicht im zerstörenden Sinne geübt werden. Auf die Einzelheiten der Zeitschrift kann ich hier nicht näher eingehen; erwähnen will ich nur, daß meines Wissens darin der erste Vorschlag zur Gründung eines Goethe-Vereines gemacht wurde. Die Idee ging von Schultz aus, als Zweck sollte angesehen werden, zunächst eine vollständige Sammlung sämtlicher Ausgaben von Goethes Schriften einschließlich aller kleinen hin und wieder zerstreuten Aufsätze und Bemerkungen anzulegen; dann sollte eine Vergleichung der verschiedenen Ausgaben, Untersuchung und Feststellung des Textes und schließlich auch eine Untersuchung über Veranlassung, Absicht und Ausbildung jedes Werkes vorgenommen werden. Die Sorgfalt, die man den Autoren des klassischen

Altertumes zuwende, verdiene auch Goethe, jetzt sei die Arbeit verhältnismäßig einfach, wo man sich der persönlichen Mitteilung des Autors noch zu erfreuen habe.[18])

Auch seinen literarischen Gegner F. A. Wolf lernte Schubarth hier in Berlin persönlich kennen; nach Zelters Ansicht sollte er es mit den Philologen und darum überhaupt in Berlin verdorben haben. Die Ursache aber, warum er es in Berlin zu keiner dauernden Stellung brachte, mag aber wohl kaum allein in diesen Differenzen bestanden haben, so sehr sie vielleicht mitgewirkt haben. Schubarth schloß sich nämlich eng an Schultz an, und das sollte ihm zum Verhängnis werden.

Schultz war vortragender Rat im Unterrichtsministerium, dem der Minister von Altenstein vorstand. Der Minister vertrat die liberalen Grundsätze, nach denen durch den Freiherrn v. Stein und den Staatskanzler v. Hardenberg das innere Leben Preußens reorganisiert worden war. Innere Anlage und Neigung bedingten bei Schultz immer mehr eine Entwickelung, die im Gegensatz zu diesen Anschauungen stand. Schon als Bevollmächtigter der Regierung bei der Universität Berlin kamen die Differenzen zum Ausbruch; dem Treiben der Burschenschaften wollte Schultz strenge Maßregeln entgegensetzen, dem weder der Senat noch der Minister beistimmen konnten. Schließlich ließ sich Schultz wohl durch Hintermänner dazu bringen, daß er, allerdings auf Grund einer Kabinetsordre, ein Programm entwarf, nach dem die Unterrichtsangelegenheiten in Preußen neu geordnet werden sollten.

In dieser Denkschrift[19]) wird dem seit 1809 in Preußen herrschenden System die Schuld an allem moralischen Verderben beigelegt. Schultz verlangt zur Abhilfe: 1) die Unterordnung der Schulen unter die Kirche, 2) die strengste Bevormundung der eine selbständige Gesetzgebung und Verwaltung sich anmaßenden Universitäten, auf welchen die theologische Fakultät wieder einen unerschütterlichen Mittelpunkt der Lehre erhalten, die philosophische dagegen nur als vorbereitend gelten und unter die drei übrigen in eignen Unter-

[18]) Erstes Stück S. 315 ff.
[19]) Nach Düntzer a. a. O. S. 80 ff.

abteilungen zerfallen müsse. Besonders hervorgehoben wurde, daß die Grundfesten des Staates und der Kirche nicht durch Spekulation und Kritik angegriffen werden dürften, „ohne jedoch die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung zu beschränken". Schließlich wird noch verlangt — und darin erkennen wir den Freund Goethes erst wieder — eine Beförderung der Kunst, sowie aller praktischen, realen und experimentalen Wissenschaften.

In dem Konflikt, den die Aufstellung eines solchen Programmes notwendig mit dem Minister heraufbeschwören mußte, unterlag Schultz; die Leute, die ihn vorgeschoben, versagten, als der König schwankend wurde. Die Folge war, daß Schultz seinen Abschied nahm und nach Wetzlar verzog. Für Schubarth war das gleichbedeutend mit der Aufgabe jeder Hoffnung, in Preußen unterzukommen. Die Zugehörigkeit zu Schultz, die Freundschaft, die auch auf eine Harmonie in diesen wichtigen Dingen schließen ließ, war sicherlich die Hauptursache. Schultz spricht das ganz offen in einem Briefe an Goethe[20]) aus: „Da man die Grausamkeit hat, ihn das dritte Jahr mit halben Hoffnungen hinzuhalten, und seiner steigenden Not zu spotten, um mich dadurch zu peinigen, — so können Sie denken, wie herzlich dankbar ich Ihnen für den Vorschlag bin, ihn (Schubarth) an der Herausgabe Ihrer Werke teilnehmen zu lassen."

Goethe war also wieder helfend eingetreten, diese Teilnahme sollte auch materielle Unterstützung bringen, die für Schubarth, der sich, ohne feste Existenz zu haben, inzwischen verheiratet und seinen Wohnsitz wieder nach Schlesien zu seinen Schwiegereltern verlegt hatte, höchst nötig war.

Glückwünschend schreibt Goethe an Schubarth am 7. November 1821:[21]) „Zuvörderst aber will ich meinen Seegen zu einer schleunigen Verehlichung geben, sobald Ihre Hütte einigermaßen gegründet und gedeckt ist. Alles, was Sie darüber sagen unterschreibe Wort für Wort, denn ich darf wohl aussprechen daß jedes Schlimme, Schlimmste was uns innerhalb des Gesetzes begegnet, es sey natürlich oder bürgerlich, körper-

[20]) Vom 10. Juli 1824. Düntzer a. a. O. S. 316.

[21]) Der Brief, der diese interessante Stelle enthält, ist zwar schon bekannt; er ist mit in den Besitz des Hochstiftes übergegangen.

lich oder ökonomisch, immer noch nicht den tausendsten Theil der Unbilden aufwiegt, die wir durchkämpfen müssen, wenn wir außer, oder neben dem Gesetz, oder vielleicht gar Gesetz und Herkommen durchkreuzend [stehen] und doch zugleich mit uns selbst, mit andern und der moralischen Weltordnung im Gleichgewicht zu bleiben die Nothwendigkeit empfinden."

Selten wohl hat sich Goethe einem Menschen gegenüber direkt so deutlich darüber ausgesprochen, was er in seiner eignen Ehe gelitten; für Schubarth ist das Vertrauen ehrend, das ihm Goethe entgegen brachte, indem er sich so offen aussprach, und zur Beurteilung des Verhältnisses, in dem beide standen, von einschneidender Bedeutung.

Allein die Mitarbeit an der Herausgabe der Werke, bei der Schubarth die Bearbeitung von „Dichtung und Wahrheit" zugedacht war, zerschlug sich, örtliche Entfernung mag der Hauptgrund gewesen sein, der Goethe veranlaßte, sein Versprechen zurückzuziehen. Inzwischen war ja auch Eckermann in den Kreis Goethes getreten. Man nahm bisher an, daß infolge der Verstimmung Schubarths über die Zurückweisung, die er erfahren, der Verkehr gelitten habe. Ja Schubarth selbst spricht Schultz gegenüber sich bitter über den Dichter aus, Goethe mache es mit seinen Versprechungen wie die Könige, die man nicht genau beim Wort nehmen dürfe.[22])

Wie Unrecht mit diesem Vorwurfe Goethen geschah, ersieht man, wenn man die Briefe Goethes an Schubarth aus dem Jahre 1827, besonders den großen vom 9. Juli, der unter N. 7 hier abgedruckt ist, sich vergegenwärtigt. Goethe hatte nicht aufgehört, Anteil an Schubarths Schicksal zu nehmen, und ist bereit auch einen neuerdings zu unternehmenden Versuch zu unterstützen, vorausgesetzt, daß Schubarth klar und deutlich ausspricht, um was er sich bewerben will, und wie er den etwaigen Anforderungen zu entsprechen gedenkt.

Nachdem nun Schubarth in diesem Sinne Goethes Wünschen entgegengekommen war, wirkt auch Goethe in Berlin für seinen Schützling. Es liegt nahe bei Beantwortung der Frage, mit wem er sich deswegen in Verbindung gesetzt hat, an den Minister von Humboldt zu denken, der um die

---

[22]) Düntzer a. a. O. S. 288.

Wende des Jahres 1826 bei Goethe zu Besuch war, auch Freiherr v. Stein, der gleichfalls im Sommer 1827 mit seiner Tochter bei Goethe in Weimar war, könnte in Frage kommen, sicher wissen wir nur, daß Goethe mit Hegel über Schubarths eventuelles Unterkommen korrespondiert hat. Hegel schreibt nun aus Berlin am 29. Juni 1827,[23]) man wolle wohl Rücksicht nehmen, aber ein gänzliches Absehen von den Bedingungen, die bei Staatsdienstverhältnissen nötig seien, sei nicht angängig. Die Anbefehlung des Königs selbst zur Bedachtnahme auf die Anstellung eines jungen Mannes enthalte für sich die Beschränkung auf die Bedingung, daß sich die Befähigung des Empfohlenen auf reglementsmäßigem Wege konstatieren lasse. Schubarth habe wohl zu sehr auf persönliche Verwendung gebaut ꝛc. Schließlich erwähnt Hegel einen Brief Schubarths an Goethe, den er wieder zurücksendet, mit der Bemerkung am Rande, daß er beim Siegeln den Brief nicht zur Hand habe.

Genthe, der die Briefe Hegels an Goethe im Goethe-Jahrbuch herausgegeben hat, ist der Meinung, daß es sich um einen Versuch gehandelt habe, Schubarth eine Anstellung an der Berliner Universität zu verschaffen. Trifft das zu, und die von Goethe bei einem Professor an der Universität gesuchte Vermittlung spricht dafür, so hat sich Schubarth, erst nachdem auch dieser Plan sich zerschlagen, mit einer Anstellung als Lehrer beschieden, der Ausdruck, sich dem Lehrfach zu widmen, ist aber immer noch sehr allgemein gehalten. Nun scheint sich Goethe direkt mit dem Unterrichtsminister von Altenstein in Verbindung gesetzt zu haben, denn dieser hat später auch direkt, wie das Tagebuch berichtet (23. Sept. 1830), Goethen ein Schreiben zu Gunsten Schubarths gesandt, dessen Tenor dann im Briefe Goethes an Schubarth vom 8. Oktober desselben Jahres enthalten war. Wir verstehen jetzt auch, warum Goethe immer und immer wieder betont, Schubarth möge bei seiner Eingabe ja vermeiden, irgend etwas über seine früheren Verhältnisse in Berlin zu erwähnen, die Zugehörigkeit zu Schultz sollte mit keinem Worte angedeutet werden, damit nicht der (durch Goethe) erregte gute Wille des Ministers gestört oder sich etwa verletzt fühle.

[23]) Goethe-Jahrbuch 16 (1895) S. 69 f.

Diesmal war das Bemühen von Erfolg gekrönt. Schubarth wird zunächst provisorisch am Gymnasium zu Hirschberg angestellt, auch erhält er eine außerordentliche Unterstützung von 300 Thalern; unser Brief vom 8. Oktober 1830 macht Schubarth davon Mitteilung. Nach zwei Jahren wird diese Anstellung definitiv, mit dem Schreiben[24]) vom 14. Februar 1832 beglückwünscht ihn Goethe dazu, und damit schließt die Korrespondenz beider.

Über Schubarths weitere Lebensschicksale sei hier nur noch kurz erwähnt, daß er bis zum Jahre 1860 am Gymnasium zu Hirschberg tätig gewesen ist. Einer Berufung als Professor der Geschichte nach Breslau, die er im Jahre 1841 erhielt, konnte er nicht mehr Folge leisten. Nach seiner Pensionierung war es ihm nur noch ein Jahr vergönnt, im Kreise der Seinigen sich und der Wissenschaft zu leben. Am 10. Juli 1861 ist er gestorben.[25])

Fragen wir uns nun, was hat im letzten Grunde das Interesse Goethes für Schubarth wachgerufen und wachgehalten. Daß die Teilnahme weit über das Maß dessen hinausging, was der alte Goethe sonst für junge Schriftsteller übrig hatte, bedarf nach dem Vorhergesagten keiner weiteren Begründung. Goethe behandelte seinen jungen Freund und auch den älteren Mann noch wie einen ihm geistig vollkommen Gleichberechtigten. „Er ist durch die Tür, an der ich gerade Pförtner bin, in meines Vaters Haus gekommen und beträgt sich darin ganz gut", sagt Goethe von ihm.

Und auch Schubarth, so sehr er in den wenigen Briefen, die wir von ihm kennen, in den äußeren Formen die höhere Stellung Goethes respektiert, innerlich behauptete er doch seine Selbständigkeit der wenn auch gern anerkannten Überlegenheit des Dichters gegenüber.

Was führte nun dazu, daß Goethe so für den an Jahren weit jüngeren Gelehrten eingenommen wurde, daß er seine Beziehungen in so nachdrücklicher und anhaltender Weise zum Fortkommen Schubarths verwandte?

---

[24]) Hettner a. a. O. S. 39/40.

[25]) Über die späteren Arbeiten Schubarths vgl. Scholz, Hirschberger, Progr. 1892.

Einmal ist es gewiß die Übereinstimmung in der Ablehnung des politischen Momentes, in der sie sich trafen: Goethes konservierende Tendenz den Zeitströmungen in der Literatur wie im politischen Getriebe gegenüber mag den ersten Anhaltspunkt einer sich bildenden Freundschaft gegeben haben. Diese Zuneigung allein aus dem Interesse für seinen Biographen erklären zu wollen, wäre verfehlt, nachhaltend konnte Goethe nur für einen Mann eintreten, der auch einer strengen Kritik stand zu halten vermochte. Schubarths allerdings erst später in dieser Schärfe formuliertes, seinem Inhalte nach aber gewiß längst in ihm wirksames Wort, daß „der höhere Gedanke des deutschen Volkstumes nicht politischer Natur“ sei, war ja nicht allzu weit entfernt von Goethes Denkweise, nach der er das Gewaltsame, das mit solchem politischen Treiben verbunden ist, hier wie auch sonst, ablehnte, und für eine ruhige, langsame Entwickelung der geistigen Kultur eintrat. Der junge Mann, der einen solchen Leitsatz aussprach, mußte ihm als ein Verbündeter erscheinen, als welchen er ihn denn auch dem Staatsrat Schultz empfahl. So weit wie dieser, dessen Programm, mochte er sich auch dagegen sträuben, schließlich doch zur Aufhebung jeder Freiheit in Forschung und Lehre geführt hätte, wäre Goethe sicher nicht gegangen. So sehr er in einer ähnlichen Lage der Universität Jena gegenüber gegen die treibenden politischen Kräfte sich hemmend verhielt, die Wissenschaft als solche ließ er unangetastet.

In zweiter Linie war es das „affirmierende Individuum“, das ihn in Schubarth anzog. Seine Stellung in der Homer- wie in der Nibelungenfrage, die die Einheit von Dichter und Dichtung vertrat, deckte sich in der Hauptsache mit der Anschauung Goethes, dem das Zersetzende, Zerteilende von Natur aus zuwider war. Kritik war Schubarth „das ohnmächtige Ding, das erst dann hervortritt, wenn alle Produktion beseitigt worden“; als Korrelat dazu legte er den größten Wert auf das positiv Gestaltende, das Einende; wies die Kritik auf die Vergangenheit, in der die Objekte liegen, die zerlegt und beurteilt werden müssen, so wendet sich der schaffende Künstler an die Gegenwart. „Das Streben, alles geschichtlich zu machen, alles auf ehemaliges

Dasein zurückzuleiten, galt Schubarth als ein Beweis dafür, wie wenig die Gegenwart echte Kräfte und eignen Wert zu schätzen versteht. Mit solchen Ansichten mußte er den romantischen Zug der Zeit aufs äußerste bekämpfen, und er steht nicht an zu bekennen, daß man sich z. B. in der Bewunderung des Altdeutschen in einem blinden Irrtum befinde.[26]). „Wir berauben uns selbst der allerhöchsten Vortheile, indem wir am liebsten uns schon ein Hohes geleistet zu haben zutrauen mögen, wenn wir diese altdeutschen Denkmale, Baue, Bücher und Verfassungen loben und anstaunen, da doch wahrlich diese Alten, wo wir gegenwärtig bewundern, nicht staunten, sondern eben diese Colossalwerke vollbrachten." Die Alten würden, wenn sie sich in unserm Falle befänden, diese Denkmale eher vernichten, um Platz für eignes Schaffen zu gewinnen.

Es ist eine rücksichtslose Selbständigkeit, eine frohen Lebensmut atmende Schaffenskraft, die aus diesen Sätzen spricht, die für den jungen Schriftsteller, der sich ratsuchend an Goethe wendet, bezeichnend sind. Diesen mußte es besonders interessieren, den jungen Mann mit Problemen sich abringen zu sehen, die auch ihn einst so tief bewegten. „Schubarth ist ein merkwürdiger Mensch;" schreibt er am 13. März 1822 an Zelter,[27]) „es ist schwer vorauszusagen, wohin es mit ihm gedeihen kann. Bey der jetzigen Lage der Litteratur überhaupt, besonders der in alles ein- und übergreifenden deutschen, arbeiten sich geistreiche junge Männer schneller empor zu klarer Übersicht, und merken nur allzufrüh, daß urtheilen keine sonderliche Befriedigung giebt. Sie fühlen, daß man produzieren müsse, um sich und andern einigermaßen genug zu thun. Das ist aber nicht einem jeden gegeben, und so hab ich die besten Köpfe mit sich uneins gesehen." Auch bei Schubarth reiften nicht alle Blütenträume, von denen die Jugend erfüllt war, er hat das Programm, das er sich gestellt, doch sehr modifizieren müssen. Bei Goethe konnte er sehen, wie man arbeiten und verarbeiten mußte. Seine Selbständigkeit hat er sich aber unter allen Umständen bewahrt, und so mögen die Worte Goethes aus seinen letzten Lebensjahren[28]) nach der

[26]) Zur Beurtheilung Goethes (1820) Bd. 1, S. 300.

[27]) Briefw. hgb. von Riemer 1834, 3, 231.

[28]) Zu Eckermann, 4. Februar 1829.

Lektüre von Schubarths Buch: „Über Philosophie überhaupt und Hegels Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften insbesondere“ zum Schluß als ein Zeugnis dafür stehen, wie hoch der Dichter auch später noch den einstigen jungen Biographen schätzte: „Ich habe im Schubarth zu lesen fortgefahren, er ist freilich ein bedeutender Mensch, und er sagt sogar manches sehr Vorzügliche, wenn man es sich in seine eigene Sprache übersetzt. Die Hauptrichtung seines Buches geht darauf hinaus: daß es einen Standpunkt außerhalb der Philosophie gebe, nämlich den des gesunden Menschenverstandes, und daß Kunst und Wissenschaft unabhängig von der Philosophie mittels freier Wirkung natürlicher menschlicher Kräfte immer am besten gediehen sei. Dies ist durchaus Wasser auf unsere Mühle. Von der Philosophie habe ich mich selbst immer frei erhalten, der Standpunkt des gesunden Menschenverstandes war auch der meinige, und Schubarth bestätigt also, was ich mein ganzes Leben selber gesagt und gethan habe.“

R. Hering.

Diesmal war das Bemühen von Erfolg gekrönt. Schubarth wird zunächst provisorisch am Gymnasium zu Hirschberg angestellt, auch erhält er eine außerordentliche Unterstützung von 300 Thalern; unser Brief vom 8. Oktober 1830 macht Schubarth davon Mitteilung. Nach zwei Jahren wird diese Anstellung definitiv, mit dem Schreiben[24]) vom 14. Februar 1832 beglückwünscht ihn Goethe dazu, und damit schließt die Korrespondenz beider.

Über Schubarths weitere Lebensschicksale sei hier nur noch kurz erwähnt, daß er bis zum Jahre 1860 am Gymnasium zu Hirschberg tätig gewesen ist. Einer Berufung als Professor der Geschichte nach Breslau, die er im Jahre 1841 erhielt, konnte er nicht mehr Folge leisten. Nach seiner Pensionierung war es ihm nur noch ein Jahr vergönnt, im Kreise der Seinigen sich und der Wissenschaft zu leben. Am 10. Juli 1861 ist er gestorben.[25])

Fragen wir uns nun, was hat im letzten Grunde das Interesse Goethes für Schubarth wachgerufen und wachgehalten. Daß die Teilnahme weit über das Maß dessen hinausging, was der alte Goethe sonst für junge Schriftsteller übrig hatte, bedarf nach dem Vorhergesagten keiner weiteren Begründung. Goethe behandelte seinen jungen Freund und auch den älteren Mann noch wie einen ihm geistig vollkommen Gleichberechtigten. „Er ist durch die Tür, an der ich gerade Pförtner bin, in meines Vaters Haus gekommen und beträgt sich darin ganz gut“, sagt Goethe von ihm.

Und auch Schubarth, so sehr er in den wenigen Briefen, die wir von ihm kennen, in den äußeren Formen die höhere Stellung Goethes respektiert, innerlich behauptete er doch seine Selbständigkeit der wenn auch gern anerkannten Überlegenheit des Dichters gegenüber.

Was führte nun dazu, daß Goethe so für den an Jahren weit jüngeren Gelehrten eingenommen wurde, daß er seine Beziehungen in so nachdrücklicher und anhaltender Weise zum Fortkommen Schubarths verwandte?

---

[24]) Hettner a. a. O. S. 39/40.

[25]) Über die späteren Arbeiten Schubarths vgl. Scholz, Hirschberger, Progr. 1892.

Einmal ist es gewiß die Übereinstimmung in der Ablehnung des politischen Momentes, in der sie sich trafen: Goethes konservierende Tendenz den Zeitströmungen in der Literatur wie im politischen Getriebe gegenüber mag den ersten Anhaltspunkt einer sich bildenden Freundschaft gegeben haben. Diese Zuneigung allein aus dem Interesse für seinen Biographen erklären zu wollen, wäre verfehlt, nachhaltend konnte Goethe nur für einen Mann eintreten, der auch einer strengen Kritik stand zu halten vermochte. Schubarths allerdings erst später in dieser Schärfe formuliertes, seinem Inhalte nach aber gewiß längst in ihm wirksames Wort, daß „der höhere Gedanke des deutschen Volkstumes nicht politischer Natur" sei, war ja nicht allzu weit entfernt von Goethes Denkweise, nach der er das Gewaltsame, das mit solchem politischen Treiben verbunden ist, hier wie auch sonst, ablehnte, und für eine ruhige, langsame Entwickelung der geistigen Kultur eintrat. Der junge Mann, der einen solchen Leitsatz aussprach, mußte ihm als ein Verbündeter erscheinen, als welchen er ihn denn auch dem Staatsrat Schultz empfahl. So weit wie dieser, dessen Programm, mochte er sich auch dagegen sträuben, schließlich doch zur Aufhebung jeder Freiheit in Forschung und Lehre geführt hätte, wäre Goethe sicher nicht gegangen. So sehr er in einer ähnlichen Lage der Universität Jena gegenüber gegen die treibenden politischen Kräfte sich hemmend verhielt, die Wissenschaft als solche ließ er unangetastet.

In zweiter Linie war es das „affirmierende Individuum", das ihn in Schubarth anzog. Seine Stellung in der Homer- wie in der Nibelungenfrage, die die Einheit von Dichter und Dichtung vertrat, deckte sich in der Hauptsache mit der Anschauung Goethes, dem das Zersetzende, Zerteilende von Natur aus zuwider war. Kritik war Schubarth „das ohnmächtige Ding, das erst dann hervortritt, wenn alle Produktion beseitigt worden"; als Korrelat dazu legte er den größten Wert auf das positiv Gestaltende, das Einende; wies die Kritik auf die Vergangenheit, in der die Objekte liegen, die zerlegt und beurteilt werden müssen, so wendet sich der schaffende Künstler an die Gegenwart. „Das Streben, alles geschichtlich zu machen, alles auf ehemaliges

Dasein zurückzuleiten, galt Schubarth als ein Beweis dafür, wie wenig die Gegenwart echte Kräfte und eignen Wert zu schätzen versteht. Mit solchen Ansichten mußte er den romantischen Zug der Zeit aufs äußerste bekämpfen, und er steht nicht an zu bekennen, daß man sich z. B. in der Bewunderung des Altdeutschen in einem blinden Irrtum befinde.[26]). „Wir berauben uns selbst der allerhöchsten Vortheile, indem wir am liebsten uns schon ein Hohes geleistet zu haben zutrauen mögen, wenn wir diese altdeutschen Denkmale, Baue, Bücher und Verfassungen loben und anstaunen, da doch wahrlich diese Alten, wo wir gegenwärtig bewundern, nicht staunten, sondern eben diese Colossalwerke vollbrachten." Die Alten würden, wenn sie sich in unserm Falle befänden, diese Denkmale eher vernichten, um Platz für eignes Schaffen zu gewinnen.

Es ist eine rücksichtslose Selbständigkeit, eine frohen Lebensmut atmende Schaffenskraft, die aus diesen Sätzen spricht, die für den jungen Schriftsteller, der sich ratsuchend an Goethe wendet, bezeichnend sind. Diesen mußte es besonders interessieren, den jungen Mann mit Problemen sich abringen zu sehen, die auch ihn einst so tief bewegten. „Schubarth ist ein merkwürdiger Mensch;" schreibt er am 13. März 1822 an Zelter,[27]) „es ist schwer vorauszusagen, wohin es mit ihm gedeihen kann. Bey der jetzigen Lage der Litteratur überhaupt, besonders der in alles ein- und übergreifenden deutschen, arbeiten sich geistreiche junge Männer schneller empor zu klarer Übersicht, und merken nur allzufrüh, daß urtheilen keine sonderliche Befriedigung giebt. Sie fühlen, daß man produzieren müsse, um sich und andern einigermaßen genug zu thun. Das ist aber nicht einem jeden gegeben, und so hab ich die besten Köpfe mit sich uneins gesehen." Auch bei Schubarth reiften nicht alle Blütenträume, von denen die Jugend erfüllt war, er hat das Programm, das er sich gestellt, doch sehr modifizieren müssen. Bei Goethe konnte er sehen, wie man arbeiten und verarbeiten mußte. Seine Selbständigkeit hat er sich aber unter allen Umständen bewahrt, und so mögen die Worte Goethes aus seinen letzten Lebensjahren[28]) nach der

[26]) Zur Beurtheilung Goethes (1820) Bd. 1, S. 300.
[27]) Briefw. hgb. von Riemer 1834, 3, 231.
[28]) Zu Eckermann, 4. Februar 1829.

Lektüre von Schubarths Buch: „Über Philosophie überhaupt und Hegels Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften insbesondere“ zum Schluß als ein Zeugnis dafür stehen, wie hoch der Dichter auch später noch den einstigen jungen Biographen schätzte: „Ich habe im Schubarth zu lesen fortgefahren, er ist freilich ein bedeutender Mensch, und er sagt sogar manches sehr Vorzügliche, wenn man es sich in seine eigene Sprache übersetzt. Die Hauptrichtung seines Buches geht darauf hinaus: daß es einen Standpunkt außerhalb der Philosophie gebe, nämlich den des gesunden Menschenverstandes, und daß Kunst und Wissenschaft unabhängig von der Philosophie mittels freier Wirkung natürlicher menschlicher Kräfte immer am besten gediehen sei. Dies ist durchaus Wasser auf unsere Mühle. Von der Philosophie habe ich mich selbst immer frei erhalten, der Standpunkt des gesunden Menschenverstandes war auch der meinige, und Schubarth bestätigt also, was ich mein ganzes Leben selber gesagt und gethan habe.“

K. Hering.



Carl August.

Marmorbüste von Johannes Götz im Frankfurter Goethemuseum.

wollte der Fürst aus dem rheinischen Lande in seine kleine thüringische Residenz mit sich bringen, die junge Gattin und den genialen Freund.

Daß auch dieses Freundschaftsbündnis zu einem Bunde für das Leben sich gestalten werde, hat damals wohl kaum jemand geahnt. Fürstengunst ist ein wetterwendisch Ding, und der brausende, gährende Stimmungsmensch, der Goethe jener Tage, schien für eine Günstlingsrolle wenig geeignet. Die Freunde in der Heimat hofften auf baldige Rückkehr, und der Vater sah den Sohn nur schweren Herzens scheiden. Als echter Reichsstädter hielt er nicht viel von dem ganzen glatten höfischen Wesen, und daß sein Wolfgang, sein Stolz und seine Freude, Zeit und Kraft in diesem hohlen Treiben vergeuden sollte, war nicht nach seinem Sinne.

Und Goethe? Ihm kam die Einladung des Herzogs wie eine Erlösung. Alles in ihm drängte hinaus aus den heimischen Verhältnissen und Umgebungen, denen er alles abgewonnen, was sie ihm zu bieten hatten, hinaus in eine neue unbekannte Welt. Er brauchte neue Menschen, neue Dinge, sie auf sich wirken zu lassen und auf sie zu wirken. Fülle des Genießens versprach ihm auch die italienische Reise, die der gute Vater ihm vorschlug, aber ihn verlangte zugleich nach einem Felde freudigen, fruchtbringenden Schaffens, ohne das ihm das Leben kein Leben war.

An der Seite eines Fürsten war für eine über das Durchschnittsmaß sich so weit emporhebende Individualität, selbst in kleinen Verhältnissen, eher Raum zu freier Entfaltung als in dem republikanischen Mechanismus der großen Reichsstadt. Goethe hat die Stimmung, in der er den entscheidenden Schritt tat, selbst mit den Worten seines Egmonts charakterisiert: „Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch und uns bleibt nichts als, mutig gefaßt, die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam.“ Mit diesen Worten schloß der Greis seine Lebensbeschreibung, die mit der Übersiedelung nach Weimar abbricht.

Es liegt darin die Erkenntnis, daß seine bei aller inneren

Kraft doch weiche Natur der scharf durchgreifenden Energie entbehrte, die sich den Weg durchs Dickicht des Lebens selbst gebahnt hätte. Er fühlt sich getrieben von dämonischen Gewalten, denen er nicht Halt zu gebieten vermag. Jetzt ging der Lauf völlig ins Ungewisse. Alles kam auf den jungen Fürsten an, dem er sein Geschick anvertraute, in der Hoffnung, in Weimar eine dauernde Stätte zu finden. Nur an Carl Augusts Person knüpfte sich diese Hoffnung, denn nur ihn tauschte er ein für alles, was er in der alten Heimat aufgab.

Würde dieser Jüngling die Seelengröße und Charakterfestigkeit besitzen, um einem Manne wie Goethe in der ihm so fremden Welt des Hofes Halt und Stütze zu sein?

Die erste tolle Zeit in Weimar schien die schlimmsten Befürchtungen rechtfertigen zu wollen. Den Fernerstehenden erschien Goethe als der Verführer eines schwachen Knaben, den zu erziehen er berufen sein sollte. Man kannte eben Carl August nicht, und über Goethes erzieherischen Einfluß hat man sich bis heute vielfach falsche Vorstellungen gemacht. Der Herzog hat viel von ihm gelernt, von seinem unerschöpflich reichen Geiste tausendfältige Anregung empfangen und dem Zauber seiner Persönlichkeit sich gern und willig hingegeben, aber sein Zögling ist er ebensowenig gewesen, wie jener sein Günstling war. Er hat sich von Anfang an seine volle Selbständigkeit gewahrt, aber auch den andern frei, seiner Natur gemäß, sich ausleben lassen, ohne ihn zu beirren oder irre an ihm zu werden. Er steht neben dem überlegenen, allumfassenden Geiste in der beschränkteren, knapper zusammengefaßten Art seines Intellekts durch die überlegene Kraft seines Wollens als ein Gleichberechtigter da, und Goethe hat auch von ihm gelernt. Die Brausejahre hat er, wenn auch mit Hilfe des älteren, aber doch auch erst reifenden Freundes, im wesentlichen aus seinem eigenen tüchtigen Naturell heraus überwunden. Von all den Urteilen der Zeitgenossen scheint mir das des scharfen Beobachters Merck den Kern der Sache am richtigsten zu treffen. Dieser schrieb 1777 an Nicolai:

„Ich hab' ihn (Goethe) neuerlich auf der Wartburg besucht, und wir haben 10 Tage zusammen wie die Kinder gelebt. Mich freuts, daß ich von Angesicht gesehen habe, was an seiner Situation ist. Das Beste von Allem ist der

Herzog, den die Esel zu einem schwachen Menschen gebrandmarkt haben, und der ein eisenfester Charakter ist. Ich würde aus Liebe zu ihm eben das thun, was Goethe thut. Die Mährchen kommen alle von Leuten, die ohngefähr so viel Auge haben zu sehen, wie die Bedienten, die hinterm Stuhle stehn von ihren Herrn und deren Gespräch urteilen können. Dazu mischt sich die scheußliche Anekdotensucht unbedeutender, negligirter intriguanter Menschen, oder die Bosheit Anderer, die noch mehr Vortheil haben, falsch zu sehn. Ich sage Ihnen aufrichtig der Herzog ist einer der respektabelsten und gescheutesten Menschen, die ich je gesehen habe — und überlegen Sie dabey ein Fürst und ein Mensch von 20 Jahren. Ich dächte Goethes Gesellschaft, wenn man muthwillig voraussetzen will, er sey ein Schurke, sollte doch mit der Zeit ein wenig guten Einfluß haben. Das Geträtsche, daß er sich nach Goethe bilde, ist so unleidlich unwahr als Etwas, denn es ist ihm niemand unausstehlicher als Goethes Affen." —

Diese „Eisenfestigkeit", die in den Zügen des alten Großherzogs Carl August sich so entschieden ausprägt, ist auch in dem herrlichen Jünglingskopfe unserer Büste, in der Mund- und Kinnpartie unverkennbar angedeutet.

Aber sie allein erschöpft das Wesen des Dargestellten nicht, und es ist, als ob der Künstler weniger die photographische Porträtähnlichkeit, als die Verkörperung der geistigen Eigenschaften sich zum Ziele gesetzt hätte. Das ist ihm in hohem Maße gelungen. Das reine Wohlwollen liegt in dem heitern, offenen Blick, vornehme, echt fürstliche Gesinnung spricht aus den edel geschnittenen Zügen, und das frei und stolz getragene Haupt verrät die geistige, durch keine Kleinlichkeit beengte Freiheit, während der die Welt überwindende Humor um die Mundwinkel spielt.

So stellt man sich den jugendlichen Herrscher vor, der am 11. Juni 1776 die Ernennung Goethes zum Geheimen Legationsrat mit Sitz und Stimme im Conseil durch folgenden Erlaß rechtfertigt:

„Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt. Einen Mann von Genie an anderem Orte gebrauchen als wo er selbst

seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, daß durch den Eintritt viele verdiente Leute sich für zurückgesetzt erachten würden, so kenne ich erstens niemand in meiner Dienerschaft, der meines Wissens auf Dasselbe hoffte, und zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner gesammten Unterthanen steht, nach Anciennität, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen vergeben. Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Doctor Goethe in mein wichtigstes Kollegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrath oder Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen; ich aber sorge und arbeite wie jeder andere, der seine Pflicht thun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalls der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können."

Der Vereinigung dieser Eigenschaften verdanken wir es, daß Goethe das große Kunstwerk seines Lebens ungestört und wohlgeborgen vollenden konnte.

Als sichtbares Zeichen dieses Dankes, den vor allem die Vaterstadt des Dichters dem Fürsten schuldet, der ihn ihr einst entführte, hat Carl Augusts Büste im Frankfurter Goethemuseum den Platz gefunden, der ihr gebührt.

O. Heuer.



V.

Jahresbericht.



Dasein zurückzuleiten, galt Schubarth als ein Beweis dafür, wie wenig die Gegenwart echte Kräfte und eignen Wert zu schätzen versteht. Mit solchen Ansichten mußte er den romantischen Zug der Zeit aufs äußerste bekämpfen, und er steht nicht an zu bekennen, daß man sich z. B. in der Bewunderung des Altdeutschen in einem blinden Irrtum befinde.[26]). „Wir berauben uns selbst der allerhöchsten Vortheile, indem wir am liebsten uns schon ein Hohes geleistet zu haben zutrauen mögen, wenn wir diese altdeutschen Denkmale, Baue, Bücher und Verfassungen loben und anstaunen, da doch wahrlich diese Alten, wo wir gegenwärtig bewundern, nicht staunten, sondern eben diese Colossalwerke vollbrachten." Die Alten würden, wenn sie sich in unserm Falle befänden, diese Denkmale eher vernichten, um Platz für eignes Schaffen zu gewinnen.

Es ist eine rücksichtslose Selbständigkeit, eine frohen Lebensmut atmende Schaffenskraft, die aus diesen Sätzen spricht, die für den jungen Schriftsteller, der sich ratsuchend an Goethe wendet, bezeichnend sind. Diesen mußte es besonders interessieren, den jungen Mann mit Problemen sich abringen zu sehen, die auch ihn einst so tief bewegten. „Schubarth ist ein merkwürdiger Mensch;" schreibt er am 13. März 1822 an Zelter,[27]) „es ist schwer vorauszusagen, wohin es mit ihm gedeihen kann. Bey der jetzigen Lage der Litteratur überhaupt, besonders der in alles ein- und übergreifenden deutschen, arbeiten sich geistreiche junge Männer schneller empor zu klarer Übersicht, und merken nur allzufrüh, daß urtheilen keine sonderliche Befriedigung giebt. Sie fühlen, daß man produzieren müsse, um sich und andern einigermaßen genug zu thun. Das ist aber nicht einem jeden gegeben, und so hab ich die besten Köpfe mit sich uneins gesehen." Auch bei Schubarth reiften nicht alle Blütenträume, von denen die Jugend erfüllt war, er hat das Programm, das er sich gestellt, doch sehr modifizieren müssen. Bei Goethe konnte er sehen, wie man arbeiten und verarbeiten mußte. Seine Selbständigkeit hat er sich aber unter allen Umständen bewahrt, und so mögen die Worte Goethes aus seinen letzten Lebensjahren[28]) nach der

[26]) Zur Beurtheilung Goethes (1820) Bd. 1, S. 300.
[27]) Briefw. hgb. von Riemer 1834, 3, 231.
[28]) Zu Eckermann, 4. Februar 1829.

Lektüre von Schubarths Buch: „Über Philosophie überhaupt und Hegels Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften insbesondere“ zum Schluß als ein Zeugnis dafür stehen, wie hoch der Dichter auch später noch den einstigen jungen Biographen schätzte: „Ich habe im Schubarth zu lesen fortgefahren, er ist freilich ein bedeutender Mensch, und er sagt sogar manches sehr Vorzügliche, wenn man es sich in seine eigene Sprache übersetzt. Die Hauptrichtung seines Buches geht darauf hinaus: daß es einen Standpunkt außerhalb der Philosophie gebe, nämlich den des gesunden Menschenverstandes, und daß Kunst und Wissenschaft unabhängig von der Philosophie mittels freier Wirkung natürlicher menschlicher Kräfte immer am besten gediehen sei. Dies ist durchaus Wasser auf unsere Mühle. Von der Philosophie habe ich mich selbst immer frei erhalten, der Standpunkt des gesunden Menschenverstandes war auch der meinige, und Schubarth bestätigt also, was ich mein ganzes Leben selber gesagt und gethan habe.“

R. Hering.

Carl Augusts Büste.

(Zum 7. November.)

In diesen Herbsttagen werden es 130 Jahre, seit Goethes Lebensschicksal sich entschied, seit er der Einladung des jugendlichen Herzogs Carl August nach Weimar folgte. Der Tag des Eintritts in die neue Heimat, der 7. November, ist zur Aufstellung der herrlichen Marmorbüste im Frankfurter Goethemuseum gewählt, die als eine Stiftung der Frau Dr. Adolf von Brüning, von Professor Johannes Götz geschaffen, uns den Herzog in voller Jugendblüte zeigt. Wir lieben am Jüngling, was er verspricht, sagt Goethe, und dieses in Marmor geformte Jünglingsantlitz verspricht Großes. Und der Mann hat im Leben gehalten, was der Jüngling versprochen.

Es war im Dezember 1774, als dem auf der Durchreise in Frankfurt weilenden Herzog durch Knebel der Dichter des Götz und des Werther zugeführt wurde. Zwischen dem 18jährigen Fürsten und dem 25jährigen Poeten entspann sich eine interessante Unterhaltung. Es wurden keine leeren Phrasen gewechselt, auch keine schöngeistigen Themata angeschlagen. Auf dem Tische lagen Mösers Patriotische Phantasien, mit denen Carl August sich eben beschäftigt hatte. An dies gedankenreiche Buch knüpfte das Gespräch sofort an. Goethe sprach über die darin entwickelten politischen und sozialen Ideen mit wachsendem Feuer und hinreißender Beredsamkeit; bei ihm das untrügliche Zeichen, daß die Persönlichkeit, zu der er sprach, ihm sympathisch war. Der Eindruck, den diese erste Begegnung bei Carl August hinterließ, war ein tiefer und nachhaltiger.

Es reifte in ihm der Gedanke, diesen singulären Menschen für sich und sein Land zu gewinnen. Im Herbste des folgenden Jahres, als der Ehevertrag des Herzogs mit Luise von Hessen-Darmstadt zu Frankfurt geschlossen wurde, erfolgte die Einladung zum Besuche in Weimar. Doppelten Gewinn



wollte der Fürst aus dem rheinischen Lande in seine kleine thüringische Residenz mit sich bringen, die junge Gattin und den genialen Freund.

Daß auch dieses Freundschaftsbündnis zu einem Bunde für das Leben sich gestalten werde, hat damals wohl kaum jemand geahnt. Fürstengunst ist ein wetterwendisch Ding, und der brausende, gährende Stimmungsmensch, der Goethe jener Tage, schien für eine Günstlingsrolle wenig geeignet. Die Freunde in der Heimat hofften auf baldige Rückkehr, und der Vater sah den Sohn nur schweren Herzens scheiden. Als echter Reichsstädter hielt er nicht viel von dem ganzen glatten höfischen Wesen, und daß sein Wolfgang, sein Stolz und seine Freude, Zeit und Kraft in diesem hohlen Treiben vergeuden sollte, war nicht nach seinem Sinne.

Und Goethe? Ihm kam die Einladung des Herzogs wie eine Erlösung. Alles in ihm drängte hinaus aus den heimischen Verhältnissen und Umgebungen, denen er alles abgewonnen, was sie ihm zu bieten hatten, hinaus in eine neue unbekannte Welt. Er brauchte neue Menschen, neue Dinge, sie auf sich wirken zu lassen und auf sie zu wirken. Fülle des Genießens versprach ihm auch die italienische Reise, die der gute Vater ihm vorschlug, aber ihn verlangte zugleich nach einem Felde freudigen, fruchtbringenden Schaffens, ohne das ihm das Leben kein Leben war.

An der Seite eines Fürsten war für eine über das Durchschnittsmaß sich so weit emporhebende Individualität, selbst in kleinen Verhältnissen, eher Raum zu freier Entfaltung als in dem republikanischen Mechanismus der großen Reichsstadt. Goethe hat die Stimmung, in der er den entscheidenden Schritt tat, selbst mit den Worten seines Egmonts charakterisiert: „Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch und uns bleibt nichts als, mutig gefaßt, die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam." Mit diesen Worten schloß der Greis seine Lebensbeschreibung, die mit der Übersiedelung nach Weimar abbricht.

Es liegt darin die Erkenntnis, daß seine bei aller inneren

Kraft doch weiche Natur der scharf durchgreifenden Energie entbehrte, die sich den Weg durchs Dickicht des Lebens selbst gebahnt hätte. Er fühlt sich getrieben von dämonischen Gewalten, denen er nicht Halt zu gebieten vermag. Jetzt ging der Lauf völlig ins Ungewisse. Alles kam auf den jungen Fürsten an, dem er sein Geschick anvertraute, in der Hoffnung, in Weimar eine dauernde Stätte zu finden. Nur an Carl Augusts Person knüpfte sich diese Hoffnung, denn nur ihn tauschte er ein für alles, was er in der alten Heimat aufgab.

Würde dieser Jüngling die Seelengröße und Charakterfestigkeit besitzen, um einem Manne wie Goethe in der ihm so fremden Welt des Hofes Halt und Stütze zu sein?

Die erste tolle Zeit in Weimar schien die schlimmsten Befürchtungen rechtfertigen zu wollen. Den Fernerstehenden erschien Goethe als der Verführer eines schwachen Knaben, den zu erziehen er berufen sein sollte. Man kannte eben Carl August nicht, und über Goethes erzieherischen Einfluß hat man sich bis heute vielfach falsche Vorstellungen gemacht. Der Herzog hat viel von ihm gelernt, von seinem unerschöpflich reichen Geiste tausendfältige Anregung empfangen und dem Zauber seiner Persönlichkeit sich gern und willig hingegeben, aber sein Zögling ist er ebensowenig gewesen, wie jener sein Günstling war. Er hat sich von Anfang an seine volle Selbständigkeit gewahrt, aber auch den andern frei, seiner Natur gemäß, sich ausleben lassen, ohne ihn zu beirren oder irre an ihm zu werden. Er steht neben dem überlegenen, allumfassenden Geiste in der beschränkteren, knapper zusammengefaßten Art seines Intellekts durch die überlegene Kraft seines Wollens als ein Gleichberechtigter da, und Goethe hat auch von ihm gelernt. Die Brausejahre hat er, wenn auch mit Hilfe des älteren, aber doch auch erst reifenden Freundes, im wesentlichen aus seinem eigenen tüchtigen Naturell heraus überwunden. Von all den Urteilen der Zeitgenossen scheint mir das des scharfen Beobachters Merck den Kern der Sache am richtigsten zu treffen. Dieser schrieb 1777 an Nicolai:

„Ich hab' ihn (Goethe) neuerlich auf der Wartburg besucht, und wir haben 10 Tage zusammen wie die Kinder gelebt. Mich freuts, daß ich von Angesicht gesehen habe, was an seiner Situation ist. Das Beste von Allem ist der

Herzog, den die Esel zu einem schwachen Menschen gebrandmarkt haben, und der ein eisenfester Charakter ist. Ich würde aus Liebe zu ihm eben das thun, was Goethe thut. Die Mährchen kommen alle von Leuten, die ohngefähr so viel Auge haben zu sehen, wie die Bedienten, die hinterm Stuhle stehn von ihren Herrn und deren Gespräch urteilen können. Dazu mischt sich die scheußliche Anekdotensucht unbedeutender, negligirter intriguanter Menschen, oder die Bosheit Anderer, die noch mehr Vortheil haben, falsch zu sehn. Ich sage Ihnen aufrichtig der Herzog ist einer der respektabelsten und gescheutesten Menschen, die ich je gesehen habe — und überlegen Sie dabey ein Fürst und ein Mensch von 20 Jahren. Ich dächte Goethes Gesellschaft, wenn man muthwillig voraussetzen will, er sey ein Schurke, sollte doch mit der Zeit ein wenig guten Einfluß haben. Das Geträtsche, daß er sich nach Goethe bilde, ist so unleidlich unwahr als Etwas, denn es ist ihm niemand unausstehlicher als Goethes Affen." —

Diese „Eisenfestigkeit", die in den Zügen des alten Großherzogs Carl August sich so entschieden ausprägt, ist auch in dem herrlichen Jünglingskopfe unserer Büste, in der Mund- und Kinnpartie unverkennbar angedeutet.

Aber sie allein erschöpft das Wesen des Dargestellten nicht, und es ist, als ob der Künstler weniger die photographische Porträtähnlichkeit, als die Verkörperung der geistigen Eigenschaften sich zum Ziele gesetzt hätte. Das ist ihm in hohem Maße gelungen. Das reine Wohlwollen liegt in dem heitern, offenen Blick, vornehme, echt fürstliche Gesinnung spricht aus den edel geschnittenen Zügen, und das frei und stolz getragene Haupt verrät die geistige, durch keine Kleinlichkeit beengte Freiheit, während der die Welt überwindende Humor um die Mundwinkel spielt.

So stellt man sich den jugendlichen Herrscher vor, der am 11. Juni 1776 die Ernennung Goethes zum Geheimen Legationsrat mit Sitz und Stimme im Conseil durch folgenden Erlaß rechtfertigt:

„Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt. Einen Mann von Genie an anderem Orte gebrauchen als wo er selbst

Der **Akademische Gesamtausschuß** hat über die Tätigkeit der Akademischen Abteilung folgendes zu berichten:

Zu Vorsitzenden der einzelnen, in ihrer Gesamtheit die Akademische Abteilung bildenden Fachabteilungen und damit zugleich zu Mitgliedern des Akademischen Gesamtausschusses wurden für das Verwaltungsjahr 1904/1905 folgende Herren gewählt:

Alte Sprachen: Direktor Dr. Bruhn und Oberlehrer Professor Dr. H. Jungblut.

Neuere Sprachen: Professor Dr. H. Morf und Direktor Dr. O. Winneberger.

Geschichte: Oberlehrer Professor Dr. R. Schwemer und Direktor Dr. O. Liermann.

Bildkunst und Kunstwissenschaft: Professor O. Donner-von Richter und Buchhändler M. Sondheim.

Mathematik und Naturwissenschaft: Oberlehrer Professor Dr. C. H. Müller und Direktor Dr. P. Bode.

Deutsche Sprache und Literatur: Direktor Dr. K. Rehorn und Dr. R. Hering.

Jurisprudenz: Rechtsanwalt Dr. P. Neumann und Oberlandesgerichtsrat O. Creizenach.

Volkswirtschaft: Professor Dr. L. Pohle und Fabrikant J. H. Epstein.

Zum Vorsitzenden des Akademischen Gesamtausschusses wurde Herr Oberlehrer Professor Dr. R. Schwemer und zum stellvertretenden Vorsitzenden Herr Rechtsanwalt Dr. P. Neumann gewählt.

Als Mitglieder der Akademischen Abteilung, und zwar in folgende Fachabteilungen wurden aufgenommen:

Dr. L. Baer: Bildkunst und Kunstwissenschaft.
Dr. W. Bröcking: Geschichte.
G. v. Hartmann: Deutsche Sprache und Literatur.
E. Keller, Direktor: Deutsche Sprache und Literatur.
Dr. E. Lenhoff: Geschichte.
A. Leuchs: Bildkunst und Kunstgeschichte.
Dr. M. Mann, Oberlehrer: Neuere Sprachen.

Dr. Fr. Panzer, Professor a. d. Akademie: Deutsche Sprache und Literatur.
Dr. A. C. Ott: Neuere Sprachen.
K. Schwab, Oberlehrer: Mathematik und Naturwissenschaften.
Dr. H. Till, Oberlehrer: Neuere Sprachen.
Dr. H. Weber, Oberlehrer: Alte Sprachen.
Dr. P. Wirtz, Oberlehrer: Alte Sprachen.
Dr. L. Zeitlin: Volkswirtschaft.

Aus den Sitzungen der einzelnen Fachabteilungen ist folgendes zu berichten:

Alte Sprachen.

Am 1. Dezember 1904 hielt Herr Oberlehrer Dr. Bölte einen Vortrag über:
„Dörpfelds Leukas-Ithaka-Hypothese."

Am 7. und 21. Juni 1905 sprach Frau Dr. Gräfin von Wartensleben über:
„Noordens Ausgabe von Vergils Aeneis VI."

Am 29. März gab Herr Professor Dragendorff ein Referat:
„Über einen neu gefundenen Hermes."

Am 10. Mai sprach Herr Oberlehrer Dr. Bölte über:
„Die Bauzeit des Niketempels, des Parthenon und der Propyläen."

In den übrigen Sitzungen wurde die Burgbeschreibung des Pausanias interpretiert, und zwar am 14. Dezember von Herrn Professor Dragendorff, am 11. Januar von Herrn Oberlehrer Dr. Bölte, am 8. Februar von Herrn Oberlehrer Dr. Schönemann, am 1. und 29. März von Herrn Direktor Dr. Bruhn, am 10. und 24. Mai von Herrn Oberlehrer Weiß, am 16. August von Herrn Direktor Dr. Bruhn, am 30. August von Herrn Professor Dr. Cuers.

Neuere Sprachen.

Am 22. Februar 1905. Vortrag des Herrn Prof. Dr. Morf:
„Von der École des femmes zum Tartuffe (Molières Kampf im Jahre 1663)."

Am 29. März 1905. Vortrag des Herrn Oberlehrer Dr. Werner: „Salomestudien."

Am 11. April 1905. Vortrag des Herrn Oberlehrer Dr. Werner: „Salomestudien." 2. Teil.

Am 24. Mai 1905. Vortrag des Herrn Oberlehrer Dr. Pappritz: „Victor Hugo."

Deutsche Sprache und Literatur.

Am 22. Februar 1905. Vortrag des Herrn Prof. Dr. Heuer über: „Maler Müller und seine Dichtungen."

Mathematik und Naturwissenschaften.

In dieser Fachabteilung wurden 7 Sitzungen abgehalten:

Am 17. November 1904, Herr Prof. Dr. M. Flesch: „Metschnikoff über die Grenzen des Lebens"; Zusammenfassung und Schluß.

Am 13. November 1904, Herr Prof. Dr. Rausenberger: „Vorführung der Sternwarte und der physikalischen Arbeitsräume des Realgymnasiums Musterschule."

Am 6. Januar 1905, Herr Prof. Eugen Hartmann: „Mitteilungen über Drehspul-Galvanometer, mit Demonstrationen."

Am 14. Februar 1905, Herr Oberlehrer Oskar Lesser: „Herleitung von Evoluten-Gleichungen aus den L-Kurven."

Am 30. März 1905, Herr Oberlehrer Georg Bender: „Experimental-Vortrag über hochgespannte elektrische Ströme" (im Wöhler-Realgymnasium).

Am 4. Juli 1905, Herr Prof. Dr. C. H. Müller: „Über Horoskopie, insbesondere über Goethes Horoskop."

Am 6. Juli 1905:
Schlußsitzung der Kommission zur Begründung einer mathematischen Bibliothek, Geschäftsbericht des Vorsitzenden, Rechnungsablage und Auflösung der Kommission.

Im Anschluß an die letztgenannte Sitzung und an die Darlegungen des vorigen Jahresberichtes (Jahrbuch 1904, Seite 407) ist zu bemerken, daß die Begründung einer mathematischen Bibliothek nunmehr in der Weise erreicht ist, daß der Stadtbibliothek eine solche Abteilung angegliedert wird. Der Verlauf der weiteren Verhandlungen war in kurzem folgender: Es gelang der Kommission, die Stadtverwaltung durch die bereits früher erwähnte Eingabe mit 500 Unterschriften für die gute Sache zu gewinnen, und es muß dankbar hervorgehoben werden, daß die Wünsche der Frankfurter Mathematiker mit Sorgfalt und Wohlwollen geprüft wurden. Sowohl Herr Oberbürgermeister Dr. Adickes als auch Herr Professor Dr. Ebrard, Direktor der Stadtbibliothek, traten für die Begründung einer mathematischen Abteilung an der Stadtbibliothek ein und brachten dadurch die Pläne über den schwierigsten Punkt der ganzen Frage hinaus.

Auch die Stadtverordneten ließen es nicht an Entgegenkommen fehlen. Wiederholt nahm in dankenswerter Weise der Herr Stadtverordnete Fehl das Wort, um auf den immer fühlbarer werdenden Mangel hinzuweisen. Schließlich haben die städtischen Körperschaften das Werk gekrönt, indem sie als erste Rate eine namhafte Summe gewährten zur Beschaffung des Grundstockes einer mathematischen Bücherei. In diesem ersten Jahre 1905 können natürlich erst die wichtigsten Zeitschriften und einige Hand- und Nachschlagewerke angeschafft werden; denn es ist einleuchtend, daß die Beschaffung ganzer Serien und deren Vervollständigung durch die selteneren älteren Bände recht kostspielig ist, und erst im nächsten Jahre wird der Ankauf von größeren Spezialwerken eintreten können. Besonderer Nachdruck wird hierbei auch auf angewandte Mathematik, Versicherungsmathematik, politische Arithmetik und dergleichen zu legen sein. Auf pädagogische und didaktische Werke wird die Stadtbibliothek im allgemeinen verzichten können, da hier die Schulbibliotheken einzutreten haben, deren Verpflichtungen durch die Begründung einer rein wissenschaftlichen Abteilung an der Stadtbibliothek durchaus nicht vermindert sind.

Allen Freunden und Gönnern der guten Sache sei auch an dieser Stelle der gebührende Dank ausgesprochen. Schließ-

lich bittet die Kommission*) bei ihrer Auflösung, nunmehr alle weiteren Zuwendungen mathematischen Inhalts an die Direktion der Stadtbibliothek zu richten.

Volkswirtschaft.

Im Berichtsjahre wurden folgende Vorträge gehalten:

Am 23. November 1904, Herr Dr. Phil. Stein über:
„Die Wohnungsfrage".

Am 15. Januar 1905, Herr Prof. Dr. Pohle über:
„Lohnregulierung als Mittel der gesetzlichen Regelung der Hausindustrie".

Am 15. Februar 1905, Herr Assessor Dr. E. Cahn über:
„Das Erbbaurecht".

Am 20. Februar 1905. Gemeinschaftliche Sitzung mit der Juristischen Sektion. Herr Stadtrat Dr. Flesch:
„Über den preußischen Gesetzentwurf zur Besserung der Wohnungsverhältnisse".

Am 22. Februar 1905. Gemeinschaftliche Sitzung mit dem Verein für Volkswirtschaft und Gewerbe. Herr Jakob H. Epstein über:
„Die autonome Fabrik. Ein Versuch zur Lösung des Problems der Gewinnbeteiligung industrieller Arbeiter."

Am 5. April 1905, Herr Dr. C. Hanauer:
„Über das Buch von A. Stahr: Alkoholgenuß und wirtschaftliche Arbeit."

Jurisprudenz.

In der juristischen Sektion wurden folgende Sitzungen abgehalten:

Am 21. November 1904 wurde der Arbeitsplan für den Winter 1904/05 festgestellt.

---

*) Herr Oberlehrer Dr. Burg, der das Schrift- und Kassenführeramt bekleidete und besonders eifrig um den Fortgang unserer Bestrebungen bemüht war, schied leider nach einem Jahre aus, einem ehrenvollen Rufe nach Charlottenburg folgend. An seine Stelle trat Herr Oberlehrer Oskar Lesser.

Am 19. Dezember 1904 referierte Herr Rechtsanwalt Dr. Sinzheimer über:

„Lohnaufrechnung und Lohnzurückbehaltung."

An den interessanten Vortrag reihte sich eine äußerst lebhafte Diskussion.

Am 6. Februar 1905 referierte Herr Rechtsanwalt Dr. Neumann über:

„Der Konkurs der verheirateten Handelsfrau und das eheliche Güterrecht."

In der gemeinsamen Sitzung mit der Volkswirtschaftlichen Sektion am 20. Februar 1905 trug Herr Stadtrat Dr. K. Flesch vor über:

„Der preußische Gesetzentwurf zur Verbesserung der Wohnungsverhältnisse."

Bildkunst und Kunstwissenschaft.

Am 28. November 1904 sprach Herr Prof. Donner-von Richter:

„Über eine Marmorgruppe der Medea, im Begriff ihre beiden Knaben zu töten, die sich im Museum zu Arles befindet."

Am 27. Februar 1905 sprach Herr Prof. Donner-von Richter nochmals über:

„Die Medea-Gruppe von Arles mit Berücksichtigung inzwischen erhaltenen weiteren Materials."

Am 25. September 1905 sprach Herr Dr. J. Hülsen über:

„Symbolismus im Ornament"

und darauf über:

„Das neu erschienene Magnesia-Werk, publiziert von Kohte und Watzinger."

Neben der Förderung dieser in dem geschlossenen Kreise der Fachabteilungen sich vollziehenden wissenschaftlichen Bestrebungen ist die Tätigkeit des Akademischen Gesamtausschusses hauptsächlich auf die Gestaltung der **Lehrgänge** gerichtet, deren Programm er alljährlich entwirft. Diese je einen Cyclus

von 5 Abenden umfassenden Vorträge bieten allen Mitgliedern des Hochstifts willkommene Gelegenheit auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften vielseitige Anregung und Belehrung zu gewinnen. Da von den Vorträgen nicht nur wissenschaftliche Tiefe sondern auch künstlerische Abrundung verlangt wird, so bieten sie zugleich den Hörern auch einen ästhetischen Genuß. Für das verflossene Jahr gelang es folgende Dozenten zu gewinnen:

1. Herr Prof. Dr. Karl Neumann aus Kiel:
   „Die Arten der Malerei in ihrer Entwickelung."
2. Herr Prof. D. Otto Baumgarten aus Kiel:
   „Über Herder."
3. Herr Prof. Dr. Bruno Sauer aus Gießen:
   „Die Rekonstruktion antiker Kunstwerke."
4. Herr Gymnasialdirektor Dr. Alfred Biese aus Neuwied:
   „Über Schiller; insbesondere das Heroische in seiner Persönlichkeit und in seiner Dichtung."
5. Herr Geh. Hofrat Prof. Dr. Erich Marcks aus Heidelberg:
   „Bismarck bis zum Jahre 1862. Sein Leben innerhalb der Zeitgeschichte."
6. Herr Prof. D. Adolf Deißmann aus Heidelberg:
   „Das Neue Testament und die Schriftdenkmäler der römischen Kaiserzeit."
7. Herr Prof. Dr. Theobald Ziegler aus Straßburg:
   „Goethes Welt- und Lebensanschauung."

Der 7. Lehrgang fand im großen Saale des Saalbaues vor etwa 2000 Zuhörern statt. Sämtliche Herren Vortragenden haben sich ihrer Aufgabe in bereitwilligster Weise und mit bestem Gelingen unterzogen. Auch an dieser Stelle sei ihnen unser gebührender Dank ausgesprochen.

Die Geburtstage Goethes und Schillers wurden in der üblichen Weise durch akademische Festakte gefeiert.

Die Festvorträge hielten:

Herr Gymnasialdirektor Dr. Alfred Biese aus Neuwied über:
„Schillers dichterische und sittliche Persönlichkeit."

Herr Prof. Dr. Josef Collin aus Gießen über:
„Die Mittel der dichterischen Darstellung im zweiten Teile von Goethes Faust."

Außerdem gab die 100. Wiederkehr von Schillers Todestage, die wie überall, so auch in Frankfurt festlich begangen wurde, dem Hochstift Veranlassung, zu einer erhebenden akademischen Feier im großen Saale des Saalbaues.

Das Programm war das folgende:

Festgesang an die Künstler. Für Männergesang und Orchester komponiert von Felix Mendelssohn-Bartholdi.

Rezitation: Frl. Charlotte Boch:

1. Der Pilgrim.
2. Sprüche des Confucius.
3. Nänie.

Festrede: Herr Professor Dr. A. Köster aus Leipzig.

Rezitation: Frl. Charlotte Boch:

1. Die Ideale.
2. Die Teilung der Erde.

„Morgenlied", für Männerchor komponiert von Reinhold Becker.

Die Gesangsvorträge wurden von dem gesamten Sängerchor des Lehrervereins unter Leitung seines Dirigenten, des Herrn Professor Maximilian Fleisch, ausgeführt.

Allen denen, die sich um das schöne Gelingen unserer Feier in so reichem Maße verdient gemacht haben, drängt es uns, auch hier den wärmsten Dank auszusprechen.

Das **Goethehaus** ist in der Ausstattung seiner Räume im wesentlichen dem Ziele nahegebracht, das das Hochstift bei seiner Wiederherstellung sich steckte. Es bietet im Innern wie im Äußern ein getreues Bild des alten Zustandes und

vergegenwärtigt dem Besucher die häusliche Umgebung, in der der junge Goethe aufwuchs.

Zwar ist die Aufgabe noch nicht ganz vollendet, aber die Arbeit kann jetzt nur in langsamerem Tempo vorschreiten. Es gilt noch einzelne, früher vorhandene, schwer zu erlangende Ausstattungsstücke zu erwerben, die uns nur ein günstiger Zufall zuführen kann. Es gilt vor allem die plastischen Kunstwerke wieder zu beschaffen, mit denen Goethe sein Arbeitszimmer im Mansardstock geschmückt hatte. Aus Gedichten und Briefen wissen wir, daß er den Laokoonkopf dort aufgestellt hatte, daß ihn die Gestalten des schönen Paris, der holden Venus, des Götterboten Merkur und anderer dort umgaben. Die Freunde wußten, daß sie dem jungen Dichter keine größere Freude machen konnten, als durch das Geschenk eines schönen Gipsabgusses nach der Antike. Aber welche Abgüsse waren es, und wo kann man sie noch finden?

Dürfen wir hoffen, mit Hilfe kundiger Fachleute in diesem Punkte allmählich zum Ziele zu gelangen, so werden wir einem andern Wunsche gegenüber uns wohl zu einem endgültigen Verzichte genötigt sehen. Wir wissen, daß der Herr Rat seine behaglichen Räume mit reichlichen Sammlungen aller Art ausgestattet hatte. Das Gemäldekabinet konnten wir dank den zahlreichen zu Gebote stehenden Anhalten in annähernder Vollständigkeit wieder herstellen. Auch in diesem Jahre wurde es durch eine treffliche Handzeichnung des älteren Schütz, ein Geschenk des Herrn Bildhauers Karl Rumpf, vermehrt. Ebenso konnten wir die Serie von Kupferstichen bedeutender Frankfurter in ziemlicher Vollständigkeit wieder zusammenzubringen. Die kostbare Sammlung von vaterstädtischen Verordnungen und Gesetzen ist durch ein gütiges Geschick erhalten geblieben. Anders steht es mit den Sammlungen von Waffen, Mineralien, venetianischen Gläsern, Porzellanfigürchen und Gruppen aus Holz, Stein und Metall, die der alte Herr nach dem Berichte seines Sohnes besaß. In gleichzeitigen Frankfurter Versteigerungsprotokollen haben wir kurze Angaben über eine Anzahl von Stücken, die der eifrige Sammler bei solchen Gelegenheiten erwarb. Die Gegenstände selbst aber sind beim Verkaufe des Hauses im Jahre 1795 zerstreut, und wenn sie auch teilweise noch erhalten

sein sollten, so sind sie doch kaum wieder zu erkennen. Wenn wir daher auch die Hoffnung nicht aufgeben wollen, daß im Laufe der Zeit das eine oder andere Stück wieder an seinen alten Platz im Goethehause zurückkehren werde, so werden wir doch mit dem gleichen Bedauern uns bescheiden müssen, das Goethe über den Verlust dieser Sammlungen empfand und zum Ausdruck brachte.

Ein weites Feld der Tätigkeit auf lange Zeit hinaus bietet das Sammeln und Bergen der geistigen Schätze, die Goethe und seine großen Zeitgenossen als ein heiliges Vermächtnis ihrem Volke hinterlassen haben. Diese Arbeit ist in rüstigem, von froher Hoffnung getragenem Fortschreiten begriffen.

Unser **Goethemuseum** kann wiederum auf ein Jahr reichster Entwickelung zurücksehen; es durfte sich der werktätigen Förderung der Behörden der Stadt Frankfurt, sowie der opferwilligen und verständnisvollen Anteilnahme von zahlreichen Freunden und Gönnern hier und auswärts erfreuen.

In diesem glücklichen Zusammenwirken weiter Kreise liegt auch die Bürgschaft für das fernere Gedeihen unseres jungen Instituts, das vom Hochstift geschaffen ist und verwaltet wird. Aus kleinen Anfängen emporgewachsen, ist es jetzt eine Angelegenheit, die weit über lokale Grenzen hinaus das allgemeine Interesse der gebildeten Welt für sich in Anspruch nimmt und nehmen darf. In diesem Anspruch liegt aber zugleich die Überzeugung von der Verantwortlichkeit, die damit der Allgemeinheit gegenüber übernommen wird.

In dem längst zu eng gewordenen Ausstellungssaale des Museums, der nunmehr bis auf den letzten Platz gefüllt ist, fesselt das Auge des Besuchers jetzt ein neuer plastischer Schmuck, die von Frau Dr. Adolf von Brüning gestiftete und von Herrn Prof. Joh. Götz in Berlin geschaffene herrliche Marmorbüste des jugendlichen Herzogs Karl August, deren Abbildung diesem Bande beigegeben ist.

Auch dem Mitstreiter des jungen Goethe im Sturm und Drang, seinem Frankfurter Landsmann und Freunde Friedrich Maximilian Klinger gebührt im Frankfurter Goethemuseum ein Ehrenplatz. Eine frühe Büste gibt es nicht,

der jugendliche Kopf des Dichters ist noch nie geformt, und die Schöpfung ist heute bei dem Mangel ausreichender Jugendbildnisse nicht ohne Schwierigkeit. Durch die Güte des verstorbenen Herrn Hermann v. Mumm war es möglich ein Gipsmodell durch den Berliner Bildhauer Norbert Pfretzschner, der sich bereitwillig der nicht leichten Aufgabe unterzog, herstellen zu lassen. Hoffentlich feiert auch Klinger bald im im Museum seine Auferstehung in Marmor!

Eine eigenhändige Zeichnung Goethes aus Karlsbad vom Jahre 1810 überwies Herr Dr. Alexander Berg zur Erinnerung an seinen Vater, den früheren verdienstvollen Vorsitzenden der Hochstiftsverwaltung, Herrn Senator und Bürgermeister Dr. Berg.

Neben Schiller ist jetzt auch Wieland in einem zeitgenössischen Originalölgemälde vertreten, das aus altem Familienbesitz durch Ankauf erworben wurde.

Unser bereits umfangreicher Besitz an Rambergschen Originalillustrationen zu den Werken der Klassiker wurde durch 4 dieser zierlichen Aquarelle vermehrt, die Szenen aus Goethes Götz und Wielands Oberon darstellen.

In die erste Jugendzeit Goethes führt uns ein Ölgemälde Hamels, das die Legung des Grundsteines für die vom Herrn Rat Goethe aufgeführte Brandmauer zum Gegenstand hat, und zwar im Anschluß an die vom Knaben Goethe in seinen labores juveniles gegebene Darstellung. Wir verdanken dies Bild der Güte der Frau Dr. Lucius.

Frau Dr. Kuhlmey machte die bisher in der Familie verwahrte Gipsbüste ihres Urgroßvaters, des mit Goethe so innig befreundeten Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi, sowie zahlreiche Bildnisse der Homburgischen landgräflichen Familie, die in einzelnen Gliedern verschiedentlich mit Goethe in Berührung stand, dem Museum zum Geschenk.

Zur Jahrhundertfeier von Schillers Todestag, der vom Hochstift durch einen besonderen Festakt im Saalbau begangen wurde, fand auch in dem für diesen Zweck völlig ausgeräumten Goethemuseum eine Schillerausstellung statt. Das Material dazu konnte mit Ausnahme einer größeren Anzahl von Herrn Hofjuwelier Louis Koch freundlichst zur Verfügung gestellter

höchst interessanter Briefe des Dichters und des von Frau Elisabeth Mentzel beigesteuerten Theaterzettels der Uraufführung des Fiesco in Frankfurt a. M. (vgl. dessen Faksimile in diesem Bande) sämtlich unseren Sammlungen entnommen werden.

Die Ausstellung sollte einen Überblick über Schillers Leben und Wirken geben und dem Beschauer die Möglichkeit bieten, sich in das geistige Leben der Schillerzeit zurück zu versetzen.

Im Mittelpunkte stand, von Lorbeergrün umgeben, des Dichters Bild, Kügelgens Meisterwerk.

In den einzelnen Ausstellungsschränken waren die Gruppen in chronologischer und systematischer Folge angeordnet.

Zu Beginn die Familie, Eltern und Geschwister, das Vaterhaus, Marbach, Ludwigsburg, Solitüde, Stuttgart, dann folgte die Mannheimer Periode, mit den Räubern im Mittelpunkt. Das früher von der Firma Joseph Baer & Co. geschenkte Regiebuch des Mannheimer Nationaltheaters, mit dem „verlorenen Sohn", wie die Bearbeitung damals hieß, und dem Verzeichnis der darstellenden Künstler lag gleichfalls aus; Leipzig, Weimar, Jena folgten. Jede dieser Perioden war zur Anschauung gebracht durch die Erstausgaben der in ihnen geschaffenen Werke nebst Übersetzungen, Illustrationen und Kompositionen, begleitet von Handschriften und Briefen, umgeben von reichem Bilderschmuck. Den Schluß bildeten die Porträts des Dichters aus den verschiedensten Lebensjahren in annähernder Vollständigkeit, von den mit möglichster Treue und verschiedenstem Können nach dem Leben genommenen Bildnissen bis zu der manchmal höchst bizarren Auffassung der neuesten Zeit.

Die bisherige Schillerabteilung unseres Museums, wie sie zum größten Teile in dieser Ausstellung dem größeren Publikum vor Augen geführt wurde, erfuhr im Laufe des Berichtsjahres eine sowohl an innern Wert wie an Umfang höchst bedeutende Vermehrung durch den Ankauf einer Schiller und seine Zeit umfassenden Zusammenstellung von Handschriften, Druck- und Bildwerken. Die Möglichkeit dieser höchst willkommenen Erwerbung wurde durch den Beschluß der oberen städtischen Behörden geboten, aus dem zur Schiller-

feier der Stadt Frankfurt bewilligtem Fonds den Betrag von 5000 M. für diesen Zweck dem Museum zu überweisen. Den an der Kaufsumme noch fehlenden Rest von 1000 M. stellte Herr E. G. May in zuvorkommendster Weise zur Verfügung.

Den wertvollsten Teil dieser Sammlung bilden nicht weniger als 10 der so überaus seltenen eigenhändigen Briefe Schillers an Körner, Herder u. a. Handschriften seiner Werke wurden leider vielfach in Streifen zerschnitten; ein solches Bruchstück, zur „Phädra" gehörig, befindet sich auch in dieser Stiftung und gesellt sich so zu dem noch außerdem auf dem Wege des Kaufes erworbenen Streifen zum „Tell".

Es folgen die Briefe Goethes an K. E. Schubarth, über deren Bedeutung in der Abteilung „Aus dem Goethemuseum" das Nähere zu ersehen ist, sowie eine Anzahl anderer Schriftstücke, darunter die Abschrift des Gedichtes an die Körnersche Waschdeputation von Christophinens Hand, zahlreiche Briefe Karoline v. Wolzogens und das von Kräuter aufgenommene Protokoll über die Beisetzung von Schillers Überresten aus dem Jahre 1821.

Eine kleine Bibliothek, bestehend aus Gesamt- und Einzelwerken des Dichters, Erläuterungen und Übersetzungen, sowie viele Illustrationen, teils Originalzeichnungen, teils Reproduktionen runden die Sammlung vortrefflich ab.

Unter ihnen ist besonders eine verkleinerte Nachbildung des Kügelgenschen Schillerporträts von unbekannter älterer Hand hervorzuheben; ein Bildchen, das zwar an den Kunstwert des Originals bei weitem nicht heranreicht, aber durch selbständige Auffassung von Interesse ist.

Der Güte ihrer Exzellenz der Freifrau von Dalwigk geborenen Gräfin Dunten verdanken wir die Überweisung eines wertvollen Teiles des Nachlasses von L. J. F. Höpfner als eine geschlossene Stiftung für das Museum.

Höpfner, der Jugendfreund Goethes aus der Wertherzeit, ist mit Briefen und Heften juristischen und literarischen Inhaltes sowie mit Abschriften von Gedichten vertreten. Unter den Korrespondenten, deren Briefe vorliegen, sei in erster Linie Johann Heinrich Mercks gedacht. Neun eigenhändige

Briefe, in der Hauptsache zwar schon von K. Wagner in seinen Briefsammlungen veröffentlicht, tragen zum tieferen Verständnisse dieses Mannes bei, der mit seinem scharf durchdringenden Verstande, seiner Welt- und Menschenkenntnis und seinem reichen positiven Wissen Freund und Anreger des jungen Goethe gewesen ist. Daneben steht Fr. Nicolai mit 60 inhaltreichen, zum Teil auf Goethe bezüglichen Briefen. Eine große Anzahl von Schreiben von Gelehrten und Literaten schließt sich an. Die reiche Silhouettensammlung Höpfners, die einen höchst wertvollen Teil der Stiftung ausmacht, scheint in annähernder Vollständigkeit erhalten zu sein.

Den Stiftern sei auch an dieser Stelle der herzlichste Dank ausgesprochen. In ihrem Sinne werden alle diese Dinge in dem Goethemuseum auch für zukünftige Generationen pietätvoll erhalten, als beredte Zeugen aus unserm großen literarischen Jahrhundert.

Aus den laufenden Ankäufen des Berichtsjahres seien noch folgende Einzelheiten hervorgehoben: Zuerst die Originalhandschrift von Goethes Rezension in der Jenaer Literatur-Zeitung über das Werk „Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Consulate". Die Handschrift besteht aus vier ganz eigenhändig von Goethe geschriebenen Quartseiten mit redaktionellen Notizen Eichstädts. Zur Richtigstellung des Textes in der Weimarschen Ausgabe ist sie für einige, wenn auch unbedeutende Lesarten nicht ohne Interesse.

Sodann erwarben wir ein Werk: „Buch des Kabus oder Lehren des persischen Königs Kjekjawus für seinen Sohn Ghilan Schach." Übersetzung von H. F. Diez, Berlin 1811, mit folgender eigenhändiger Widmung: „Herrn Oberstallmeister von Seebach wiedmet dieses Königliche Buch orientalischer Weisheit Weimar d. 18. October 1815 dankbar verbunden Goethe."

Mit der Ouvertüre zu Egmont, Noten von Schreiberhand geschrieben, aber mit eigenhändiger Titelaufschrift Beethovens kam ein wertvolles Stück in unseren Besitz.

Auch die Maler Müller Handschriften gelang es um einige Nummern zu bereichern, darunter ein Bruchstück, wohl zur Idylle: Adams erstes Erwachen &c. gehörig, und ein

Gedicht auf die Hochzeit Friedrich Wilhelm IV. mit Elisabeth von Bayern.

Auch einige Handschriften J. W. L. Gleims, enthaltend die ersten Fassungen verschiedener kleiner Gedichte bildeten willkommenen Zuwachs.

Von Original-Briefen seien nur die folgenden erwähnt: Ein Brief Karl Augusts an Merck vom 2. Juni 1783, ein Brief Wielands an Merck vom 16. September 1781 sowie Schreiben von A. von Arnim, Therese Huber, Kayser, Klinger, Miller, Murr, Stolberg u. a. m.

Schließlich sei noch der Bereicherung gedacht, die die Kunstblättersammlung durch Ankauf verschiedener aus dem städtischen historischen Museum ausgeschiedener Dubletten erfahren hat, bei deren Auswahl besonders die auf Goethes Zeit bezüglichen Stücke berücksichtigt wurden.

Der Zugang der Bibliothek des Goethe-Museums betrug etwa 2000 Bände. Hiervon entfällt ein großer Teil auf die naturgemäß in diesem Jahre besonders stark vertretene Schillerliteratur. Aus den zahlreichen „Schiller-Katalogen" der Antiquare wurden, soweit die Preise es zuließen, die Gesamtausgaben und Einzelwerke ergänzt. Hierzu kommt die Fülle der Schillerschriften des Gedenkjahres und ferner die erwähnten rund 100 Bände der Schiller-Sammlung.

Auch im übrigen wurden, soweit das beschränkte Budget und die stets wachsenden Preise es gestatteten, die einzelnen Abteilungen ausgebaut und einige der wünschenswerten Vollständigkeit um ein Bedeutendes näher gebracht. So ergab z. B. ein Vergleich der vorhandenen Werke von E. M. Arndt mit den im Gesamt-Katalog preuß. Bibliotheken aufgeführten annähernde Vollständigkeit; einige Schriften waren nur an wenigen andern Stellen, eine überhaupt nirgendwo anders vorhanden. Durch die mit den Kupfern seltene Schrift „über die deutschen Trachten" konnte die Abteilung noch ergänzt werden.

Nächstdem dürfte die Abteilung Lavater eine der vollständigsten sein.

Von Wieland gelang es, eine Reihe erster Drucke von Einzelwerken und mehrere alte Gesamtausgaben zu erwerben.

Die in erster Linie von uns zu berücksichtigenden, aber leider allmählich unerschwinglich werdenden Stürmer und Dränger sind wenigstens mit zwei frühen Ausgaben von Klingers Otto und Simsone Grisaldo und einer weiteren von Hch. Leop. Wagners Kindermörderin vertreten.

Als eine besondere Seltenheit ist Bürgers überaus boshafte Satyre „Die schöne Bäkerin" neben mehreren guten Ausgaben seiner Gedichte erworben worden; im Gegensatz zu diesen stehen mehrere recht rare Werke des alten und frommen Cl. Brentano; ungewöhnlich selten und kostspielig erwiesen sich die Gedichte seiner Gattin Sophie Mereau. In bunter Reihe seien hier noch aufgeführt: eine besonders schön ausgestattete alte deutsche Ausgabe der Werke Friedrich des Großen, die 20bändige lyrische Anthologie Frdr. Matthissons und ein seltenes Exemplar des Tieckschen Don Quichote; von den Neuern wurden nunmehr auch Zedlitz, Gaudy, Sallet und der schon selten und teuer werdende Dingelstedt berücksichtigt, da es im Plane der Ausgestaltung der Bibliothek liegen muß, sich auch auf das „junge Deutschland" auszudehnen.

Besonders reichhaltig war der Zugang an Theaterstücken des 18. Jahrhunderts, deutscher Originale und Übersetzungen; ebenso wurde die Geschichte des Theaters und der einzelnen Theater nicht außer acht gelassen; diese Abteilung konnte zu einschlägigen wissenschaftlichen Arbeiten schon reiches Material bieten.

Die älteren Schriften zur Kunst vermehrten sich durch solche von J. D. Preißler, Palladio und Chr. Gl. v. Murrs großes Werk über die Gemälde und Altertümer in Herculanum mit den drei großen Atlanten; von moderneren gehört des trefflichen Jac. Burckhardt Geschichte der Renaissance in Italien hierher.

Von Zeitschriften der Periode mögen hier erwähnt werden: die Abhandlungen der kurfürstl. bayer. Akademie der Wissenschaften, die Duisburger gelehrten und gemeinnützigen Beyträge, Chr. Gl. v. Murrs Journal zur Kunstgeschichte und Litteratur, der deutschen Gesellschaft in Leipzig eigene Schriften (Gottsched), Schubarts so seltene, nach seiner Gefangenschaft liegende Vaterlandschronik, der Patriot und der nur kurzlebige Mercure de Francfort.

Zu den neu erworbenen Hilfsmitteln gehört die Reihe der Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte.

Wie es gelang, die erste Ausgabe von des Knaben Wunderhorn durch den glücklichen Kauf des ersten Bandes zu komplettieren, so waren solche Ergänzungen besonders in der Abteilung für Almanache möglich, von denen etwa 100 eingereiht werden konnten, bei welcher Gelegenheit auch die sämtlichen Werke des schreiblustigen Kalendermannes Tromlitz mit 108 Bändchen Aufnahme fanden.

Mehr in das Gebiet des Museums gehört das wegen der eigenhändigen Widmung Goethes erworbene „Buch des Kabus," allerdings auch eine Quelle zum westöstlichen Divan.

Von Musikalien, soweit sie für uns in Betracht kommen, erwies sich eine Reihe von ca. 100 Kompositionen zu Schiller besonders wertvoll, ferner die komplette Musik von Beethoven zu Goethes Bundeslied und endlich anonyme Kompositionen zu Liedern aus des Knaben Wunderhorn von 1810.

An Illustrationen in Buchform, welche also nicht als Einzelkunstblätter registriert werden können, wurden neben dem Anton Graffs Meisterwerke behandelnden Prachtband u. a. Serien von Schillerbildnissen und Werken von Angelica Kauffmann, Rambergs Ilias und ein komplettes Exemplar von Sonderlands sinnigen Zeichnungen zu deutschen Dichtungen, die fast nie lückenlos sind, eingestellt.

Die Faust-Bibliothek erfreute sich eines normalen Zuwachses, wenn auch nicht solche Seltenheiten wie im vorigen Jahr zu verzeichnen waren; der Spezial-Katalog erwies sich nach wie vor als praktisch und wurde tunlichst genau weiter geführt.

Die Benutzung der Bibliothek erfolgt in erster Linie durch die Mitglieder des Hochstiftes, sowohl im Lesezimmer als durch Entleihen. Selbstverständlich aber muß eine wissenschaftliche Spezialbibliothek wie die unsrige über die lokalen Schranken hinaus der allgemeinen wissenschaftlichen Forschung sich dienstbar machen, wenn sie anders eine Existenzberechtigung haben soll. Demgemäß wird nun seit Jahren diese Forschung seitens der Bibliotheksverwaltung in weitgehendstem Maße unterstützt. Den Gelehrten, die hier arbeiten wollen — zu unsrer

Freude hat sich ihre Zahl bedeutend vermehrt — stehen die Bücher, zum größten Teil durch Standortssignatur sofort auffindbar, zu bequemer Verfügung. Nach auswärts kommt die Versendung an Private und bei wertvollen Werken an die Bibliotheken allen berechtigten Wünschen gern entgegen. Auf zahlreiche literarische Anfragen, die zum Teil eingehende Untersuchungen nötig machen, wird bereitwilligst sachgemäße Auskunft gegeben.

Andererseits wird uns aber auch fortdauernd die freundliche Unterstützung und Förderung der gelehrten Welt zu teil.

Den Direktionen der Universitätsbibliotheken, der höheren Lehranstalten, den Redaktionen literarischer Zeitschriften zc., sowie den auf unserem Gebiete schriftstellerisch arbeitenden Fachgenossen sind wir im weitesten Umfange zu Dank verpflichtet. Da eine Bibliothek wie die unsere auf die durch den Buchhandel nicht zugänglichen, zum Teil höchst wertvollen Einzeluntersuchungen nicht verzichten kann, so werden diese Erscheinungen durch sorgfältige Durchsicht der in Frage kommenden in- und ausländischen Zeitschriften und anderer Hilfsmittel festgestellt und von den Autoren oder Herausgebern zc. direkt erbeten. Wir können auch in diesem Jahre unserer Genugtuung darüber Ausdruck geben, daß wir nur in seltenen Fällen eine Fehlbitte getan haben. Häufig haben wir den freundlichen Einsendern recht viele Mühe gemacht und für ihre Langmut und Geduld gebührt ihnen noch unser Dank, der in diesem Jahre noch ganz besonders den Redaktionen der etwa 200 Tagesblätter, die uns durch Übersendung ihrer „Schillernummern" verbunden haben, abgestattet wird.

Ferner verpflichteten uns folgende Spender durch freundliche Einsendung zu wärmstem Danke:

Die Universitätsbibliotheken zu Berlin, Bern, Bonn, Breslau, Erlangen, Freiburg i. B., Gießen, Göttingen, Greifswald, Halle a. S., Heidelberg, Jena, Kiel.

Die Direktionen der Gymnasien zu Coburg, Eichstätt, Friedeck, Großlichterfelde, Hamburg, Königsberg i. N., Marburg, Pleß, Schrimm, Trautenau, Troppau, Zittau; der Realgymnasien zu Berlin (Königstädtisches), Großlichterfelde, Kiel, Marburg; der Realschulen zu Einbeck, Sternberg, Wien I. u. VI.; der Ausschuß für die Neeb-Feier; die Direk-

tion des Schillermuseums in Marbach; die Direktion der kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München; das kgl. italienische Generalkonsulat; der Rhein-Mainische Verband für Volksvorlesungen; die Stadtkämmerei Frankfurt a. M.; der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Ferner die Herren: Dr. C. Alt in Darmstadt; Geheimer Rat Dr. L. Arnsperger in Karlsruhe; Prof. Dr. P. Barth in Leipzig; Amtsrichter Beck in Ravensburg; Direktor Dr. Biese in Neuwied; Prof. Dr. Breul in Cambridge; Dr. K. Brunner in Kleinbrohl; Prof. Dr. W. Büchner in Darmstadt; Frau v. Dallwitz, geb. v. Gräfe; Verlagsbuchhändler M. Diesterweg; Frl. E. Döring; Oberstleutnant Eggers in Lübeck; Prof. Dr. Eucken in Jena; Hofrat Dr. Fastenrath in Köln; Dr. Th. v. Fritzsche; Prof. Götz in Berlin; Dr. H. G. Gräf in Weimar; Leo Grünstein in Wien; Dr. Hanauer; Herr und Frau Prof. Dr. Heuer; J. M. Hirschmann in Offenbach; Dr. Kippenberg in Leipzig; H. Kleyer; Geh. Archivrat Könnecke in Marburg; Prof. Dr. Kohl in Kreuznach; Prof. Dr. A. Köster in Leipzig; Geh. Rat Lessing in Berlin; C. Locher; W. Ludwig in Oberursel; Frau E. Mentzel; Dr. G. A. Müller; C. F. Mylius; Tigran Nazarian in Tiflis; Baurat L. Neher; A. Paris; Oberstleutnant z. D. P. Pochhammer in Berlin; Major v. Portatius; Prof. Dr. Primer; Prof. D. Rade in Marburg; Staatsrat von Rochussen im Haag; Bildhauer C. Rumpf; Dr. M. Schauenburg in Lahr; J. Scherrer in Zürich; Prof. Dr. H. K. Schilling in Berkeley (Kalifornien); Hofrat Dr. W. Schlüter in Dorpat; Geh. Rat Dr. E. Schmidt in Berlin; Oberamtmann Schnock in Ballenstedt; Dir. Dr. Scholderer in Schönberg i. T.; Dr. F. Schrod in Darmstadt; J. J. E. Schwarzschild, i. Fa. Kühl & Co.; C. F. W. Siegel in Leipzig; Wilhelm Stauffer; Prof. Dr. R. Steig in Berlin; Prof. Dr. Sudhoff in Leipzig; Geh. Rat Prof. Dr. B. Suphan in Weimar; B. G. Teubner in Leipzig; Prof. Vaihinger in Halle a. S.; J. Warnecke in Vockenhausen i. T.; H. Wehner; Prof. Dr. W. Wetz in Freiburg i. B.; Prof. Dr. Witkowski in Leipzig; Oberlehrer Dr. Wohlfeil; Prof. Dr. Ziegler in Straßburg.

Die Personalien des Museums betreffend sei erwähnt, daß der bisherige Volontär, Herr G. von Hartmann, am 1. Oktober 1904 zum zweiten Assistenten ernannt worden ist.

Zum Schlusse des Berichtsjahres fand eine Neuordnung der Museumsorganisation in folgender Weise statt: Die Sammlungen des Hochstifts im Goethehause und -Museum, mit dessen Ausstellungssaale, Archiv, Kupferstichkabinett und Bibliothek werden unter dem Namen „Frankfurter Goethemuseum" zusammengefaßt, dessen Vorstand Herr Prof. Dr. Heuer die Amtsbezeichnung Direktor des Museums führt, während die des ersten Assistenten, Herrn Dr. Hering in Archivar, und die des zweiten Assistenten, Herrn G. v. Hartmann in Bibliothekar umgeändert wird.



Register.

Literarischer Anzeiger.

Beilage zum Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstiftes.

1905.






Widener Library
3 2044 092 898 469